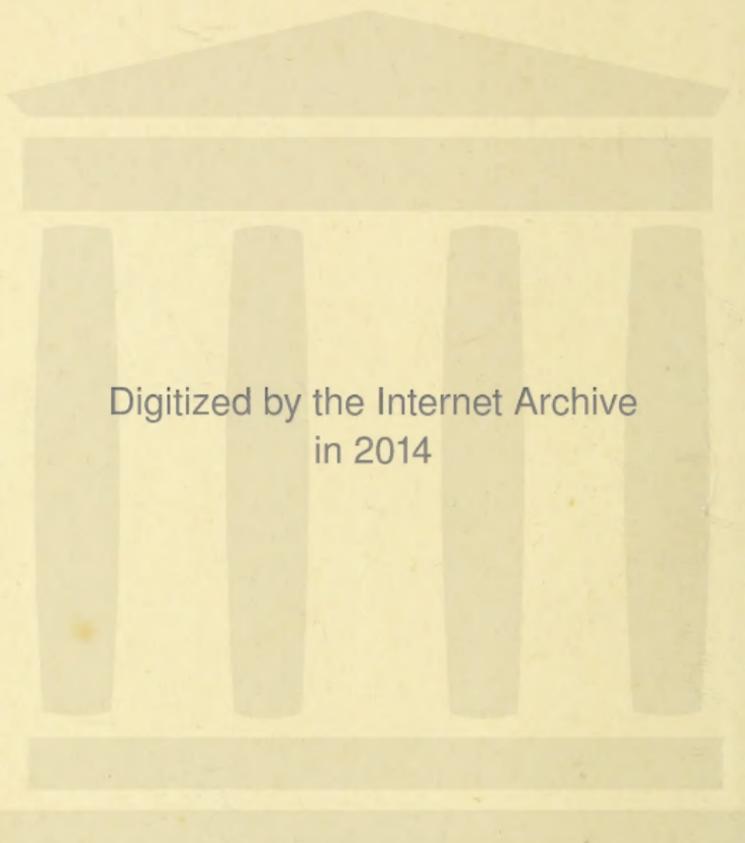






R. Gwinner



Digitized by the Internet Archive
in 2014

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 4. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Vierter Band.



Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

RBR
Jantz
#1177
Bd. 4-5

Erstes Kapitel.

An der tiefen blauen Donau! Unter einem klaren wolkenlosen Nachhimmel, den die sinkende Sonne mit röthlichen Gluthen zu färben beginnt. Von der Höhe des waldreichen Bisamberges am linken Ufer liegt das Marchfeld weithin mit seinen freundlichen Dörfern und Schlössern, seinen kleinen Städtchen, Gärten, Wiesen und Feldern wie ein grüner Teppich vor dem Beschauer ausgebreitet.

Hier faßt es der breite, hochangeschwollene, starkflutende Strom mit vielgetheilten Armen, mit seinen Inseln und Sandbänken, dort im Osten der Hügelzug ein, der von Weiskendorf südwärts sich hinzieht. Fern im Westen ragt der Stephansthurm auf, im Goldduft des Abends schimmernd. Im Umkreise andere Kuppeln,

Thürme, steile Dächer, hier schärfer hervortretend, dort verschwimmend: die schöne stattliche Kaiserstadt, seit einer Woche im Besitz der Franzosen.

Am Mittag des dreizehnten Mai 1809 waren die Franzosen mit klingendem Spiel und goldenen Adlern in die innere Stadt eingerückt. In Schönbrunn hatte der Kaiser Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Raum anderthalb Monate währte der Krieg. Wie er es Egbert drohend versprochen, hatte ihn Napoleon in gewaltigen, überraschenden Schlägen geführt. Schmäzlich waren die Hoffnungen der Oesterreicher zu Schanden geworden.

Statt am ersten März, wie es Stadion geglaubt, war die große Armee, die unter dem Erzherzog Karl sich in Böhmen gesammelt hatte, erst in den ersten Tagen des April aufgebrochen. Bald hatte es an diesen, bald an jenen Gegenständen der Ausrüstung gefehlt. Die Nachricht, daß Napoleon selbst auf dem Kriegsschauplatz gleich im Beginn des Feldzugs als oberster Feldherr erscheinen, daß man vielleicht vor seinen Rüstungen einen kurzen Vorsprung, aber keinen vor der Blitzgeschwindigkeit seiner Gedanken haben würde, hatte lähmend auf den Geist des Erzherzogs gewirkt. Den Marschällen des Kaiserreichs fühlte er sich ebenbürtig, vor dem Genius Napoleon's war der seine befangen. Sein Ber-

trauter, der Graf Philipp Grünne, bestärkte ihn in seinem Kleinmuth.

So sicher hatten sie darauf gerechnet, daß Napoleon sich nicht aus den spanischen Wirren werde reißen können, daß seine Hartnäckigkeit, die Engländer zu verfolgen und zu vernichten, ihn an das Gestade des atlantischen Oceans, nach Lissabon und weiter nach Gibraltar fortziehen werde; seine plötzliche Ankunft in Paris, sein Entschluß, Spanien den Rücken zu kehren und an die Donau zu eilen, warfen ihre Pläne über den Haufen. Von diesem Tage fingen sie an, die Kriegsmacht des Gegners zu überschätzen und in durchsichtigen Anspielungen den leichten Sinn des Ministers Stadion, die Zuversicht der österreichischen Edelleute, selbst die heroische Leidenschaft der Kaiserin Marie Beatrix zu verurtheilen.

Die Federhelden, die Geng, Schlegel und Hormayr, die fremden Wühler, die englischen und preußischen Abgesandten des großen Geheimbundes, der sich über ganz Europa gegen Napoleon auszuspinnen begann, kamen in der Umgebung des Erzherzogs noch schlechter fort. Grünne erklärte Allen, die es hören wollten, daß es eine Thorheit sei, von einem aufständischen Volksheer Wunderthaten zu erwarten. Ob man im Ernst die Handwerker der Städte, die Bauern der Dörfer,

die Jäger des Gebirgs gegen die Grenadiere und die gepanzerten Reiter Napoleon's ins Feld führen wolle? Das sei gut auf dem Theater, für Schauspieler und tragische Liebhaberinnen — der Stich traf die Kaiserin, die in ihrem Hass gegen Napoleon etwas von einer zürnenden Medea oder Klytämnestra hatte — aber auf dem Schlachtfelde würde es sich schlecht bewähren.

Zu dem Mißmuth und der Hoffnungslosigkeit unter denen, welche in dieser schicksalsvollen Entscheidung das Schwert und die Fahne Oesterreichs trugen, gefellte sich als schlimmste Vorbedeutung für den Feldzug der Streit über den Plan, den man verfolgen sollte. Drei Heere waren aufgestellt: eins unter dem Erzherzog Ferdinand in Galizien, um nach Warschau vorzudringen und den Russen die Stirn zu bieten, die dem Wortlaut des Tilsiter Vertrags und den Verabredungen in Erfurt nach Verbündete der Franzosen waren, aber nicht die geringste Neigung zeigten, thatkräftig in die Dinge einzugreifen; ein zweites, das Heer von Innerösterreich, unter dem Bauernfreund Erzherzog Johann, gegen Italien gerichtet und bereit, dem Aufstande der Tiroler seine Hülfe zu leihen; das dritte endlich, die große Armee, unter dem Erzherzog Karl in Böhmen. Auf ihr beruhte der Sieg, die Hoffnung Deutschlands.

Noch unverjährt war der Anspruch Oesterreichs an

die deutsche Kaiserkrone. Vorwärts nach Westen und Norden ziehend, mußte sein Heer überall auf die noch zuckenden Glieder des ehemals so gewaltigen Reiches treffen.

Wer in die Zukunft hätte schauen können! Dies sollte der letzte Augenblick sein, wo noch einmal das Geschick dem Enkel Rudolph's von Habsburg die heilige Krone und eine glorreiche Auferstehung deutscher Weltmacht zeigte.

Ueber den Vormarsch dieser Armee nun gingen die Ansichten im Generalstabe des Erzherzogs weit auseinander.

Die Einen wollten, unbekümmert um die Donaulinie, nach Bayreuth ausbrechen, den Marschall Davoust in Franken überrumpeln und in Sturmschritten den Main entlang ziehen. Wie im Süden Tirol, würde sich dann im Norden Hessen und Hannover erheben, die Preußen würden durch den eiligen Abzug der Franzosen Luft gewinnen, ihre Armee in Schlachtordnung zu stellen. In Oesterreich selbst würden die Landwehren in Ruhe zusammengebracht werden können, die ungarische Insurrection würde sich sammeln.

Vorsichtiger, zaghafter erwogen die Andern die Gefahren dieses kühnen Plans. Mit einem Napoleon führe man Krieg; einem Manne gegenüber, der in Er-

findung strategischer Züge unerschöpflich, in ihrer Ausführung durch Schnelligkeit und Kraft unvergleichlich sei, wolle man ein solches Wagniß unternehmen, sich von seinem Hinterlande entfernen, den Donaustrom aufgeben und dem durch den Schwarzwald und über Ulm vorrückenden Feinde den Weg zum Herzen der Monarchie freilassen! In jedem Feldzuge Oesterreichs gegen Frankreich müsse es die erste Aufgabe sein, die Donau zu halten.

Mit einer Erbitterung, die sich in Für- und Widerrede täglich steigerte, wurden die entgegengesetzten Meinungen verfochten. Darüber verfloß ungenutzt die Zeit, die nicht wieder einzubringen war; arge Feindschaften brachen unter den Führern aus. Der Generalquartiermeister des Heeres, General Mayer, wurde nach einer Festung als Platzcommandant versetzt, da ein einträchtiges Handeln zwischen ihm und Philipp Grünne unmöglich geworden war.

Diesseits Zerschlagenheit, Unentschlossenheit, Wankelmuth, viele Köpfe voll Widerspruch und Eifersucht auf einander; drüben ein eiserner Wille, eine unermüdliche Kraft, von der Einheit des Befehls getragen, eine allgemeine Siegeszuversicht.

Ja, wenn man Schlachten mit Proclamationen, ohne eine höhere Leitung des kriegerischen Verstan-

des, mit der Begeisterung der Soldaten gewinnen könnte!

„Auf Euch“, rief der Erzherzog seinem Heere zu, „auf Euch, meine theuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für National-ehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Hab-sucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuld-lose Völker zu vernichten, um auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen. Auf Euch wartet ein schöneres Loos, die Freiheit Europas hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“

Wohl war es die schönste und stolzeſte Armee, die Oesterreich noch unter seinem Banner gesehen, mutz-erfüllt und entschlossen, bis zum Aeußersten ihre Pflicht zu thun, aber der Mann fehlte, der dies Schwert schwingen konnte.

Die „deutschen Brüder“, auf deren Erhebung man hoffte, hätte nur ein rascher Vorstoß, ein großer

Sieg herübergeführt. Daß die bairischen Soldaten mit fliegenden Fahnen übergehen würden, war ein Wahn. In Franken und Hessen dagegen blickten Bürger und Bauern sehnsüchtig nach Böhmen, denn in diesen Landschaften war die Napoleonische Herrschaft verhaßt, hier wären die Oesterreicher als Befreier begrüßt worden. Aber sie kamen nicht. Starr und düster sah man statt ihrer die Franzosen unter Davoust und Dudinot in Gewaltmärschen nach Regensburg und nach der Donau eilen. Zu ihnen stießen die Truppen der Rheinbundsfürsten. Es war wieder wie zu der Römer Zeit, wo deutsche Fürsten im Solde des Augustus gegen den Befreier des Vaterlandes auf offenem Gefilde kämpften und in nächtlicher Verschwörung ihn ermordeten.

Im österreichischen Hauptquartier hatte man sich endlich entschlossen, Unvereinbares zu vereinen. Während zwei Corps des Heeres in Böhmen blieben, um bei günstiger Gelegenheit nach Norden oder Westen vorzubrechen, ward die Hauptmacht zur Donau geführt. Am neunten April begann sie den Krieg. Zwischen Scharding, Mühlheim und Braunau überschritten die Oesterreicher den Inn und rückten in Baiern ein. Das Schicksal des Baiernkönigs Max Joseph war an das Napoleon's gebunden. War er doch König von des

Imperators Gnade. Ihn von diesem Bündnisse selbst durch eine theilweise Besetzung seines Landes abziehen, lag außerhalb jeder Möglichkeit. Mit dem echten Hasse feindlicher Brüder, der Söhne einer Mutter, die sich zerfleischen, haßten sich Baiern und Oesterreicher seit einem Jahrhundert. Wohl aber hätten durch schnelle Bewegungen und geschickte Führung die einzelnen zerstreuten französischen Corps aufgerieben werden können. Die Langsamkeit der Oesterreicher raubte ihnen auch diese Aussicht. Waren die ersten Versuche der Franzosen, an den Feind zu kommen, unsicher und tastend gewesen, mit der Stunde, wo Napoleon am siebzehnten April in Donaauörth eintraf, änderte sich Alles. Der Kriegsgott selbst schien auf den Schauplatz getreten zu sein. Von dem Drei-Kaiser-Kriege im Herbst des Jahres 1805 her kannte er diesen Fluß, diese Thäler, den nächsten Weg nach Wien. Im Sturm riß er Alles mit sich fort.

Württemberg und Baiern jauchzten ihm nicht wilder und todesmuthiger ihr: „Es lebe der Kaiser!“ zu als seine alten Soldaten aus Frankreichs Gauen. Er ritt dahin wie ein unbeseigbarer, unverwundbarer Held. Den letzten Soldaten wie den ersten Marschall entflammte seine Gegenwart. In ihm war etwas von der Kraft, dem Schwung seiner Jugend, etwas Himmel-

stürmendes. In wenigen Tagen, in den Gefechten bei Tann und Abensberg, bei Schmühl und Regensburg warf er den Erzherzog nach Böhmen zurück.

An Tapferkeit und Opferfreudigkeit hatten die österreichischen Soldaten mit den Kriegern Napoleon's gewetteifert. Aber kein Genius war unter ihnen, ihre Massen zu lenken. Sie hatten keinen Marschall Bannes, der zuerst die Leiter an die Mauern Regensburgs legte und ihnen zurief: „Vorwärts, ich will Euch zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, Soldat zu sein.“ Allen voran war der Kaiser, oft in der Nähe des heftigsten Handgemenges, als ob er sich darin gefallen, dem Gegner zu trotzen und mit dem Tode zu spielen. In dem Kampf um Regensburg traf eine matte Flintenkugel seinen Knöchel. Kaum verbunden, schwang er sich aufs Pferd und jagte die Front seiner Armee entlang.

Während der Erzherzog jenseits des Böhmerwaldes sein geschlagenes Heer wieder sammelte, ordnete und Wien zu erreichen suchte, lag der nähere Weg die Donau entlang nach der Hauptstadt offen vor dem Sieger.

Nur ein schwaches Armeecorps der Oesterreicher, das sechste, zog sich unter dem General Hiller vor ihm auf derselben Straße zurück.

Beinahe hielt der Kaiser nach diesen ruhmreichen fünf Tagen, nach diesen Silberblicken seiner Kriegskunst, den Feldzug für beendigt. Im Rausch seines Glückes vergaß er seiner eigenen Würde und erging sich in seinen Heerberichten in widrigen und gemeinen Späßen. Die Oesterreicher verglich er bald mit einem Tiger, der eine Freundschaftsmaske vorgenommen, bald mit dem Esel, dessen lange Ohren aus der gestohlenen Löwenhaut hervorgucken. Mit dem Stolz und Troß des Fürsten der Unterwelt verband er den grotesken Witz und den satanischen Hohn der Hölle. In jener alten Stadt Regensburg, die so lange der Sitz des deutschen Reichstags und somit der ganzen Herrlichkeit und des ganzen Jammers des deutschen Volkes gewesen war, zog er durch ein Decret die Güter der im österreichischen Civil- und Militärdienst befindlichen ehemaligen reichsfreien Fürsten und Grafen ein. Er wollte diese unbeugsamen Edelleute, die Hohenzollern und Schwarzenberg, die Liechtenstein und Fürstenberg, die Stadion und Metternich, bis ins Herz treffen.

Nach kurzer Rast brachen darauf die Franzosen in breiter Linie nach Wien an dem rechten Donauufer auf. Ihre vordersten Schaaren befehligte Massena. Bei Ebelsberg, wo eine Brücke über die Traun führt, stieß er mit dem zurückweichenden Hiller zusammen.

In dem Marktflecken, um das hochgelegene, zinnengekrönte Schloß, auf der langen schmalen Brücke kam es zu einem furchtbaren Gefecht. Es war am dritten Mai. Hier empfingen der blonde Egbert und der lustige Hugo in den Reihen der Wiener Freiwilligen die Feuertaufe dieses Kriegs.

Im blutigen Ringen Mann gegen Mann waren die Franzosen in die Stadt eingedrungen. Schon ist die Brücke von ihnen besetzt; trotz des furchtbaren Feuers, das sie erhalten, stürmen sie vor; immer neue Schaaren sendet ihnen der Schlachtentummler Massena nach. Die Oesterreicher sind in Gefahr, auseinandergerissen, umzingelt, vernichtet zu werden. Da eilen ehernen Schrittes festgeschlossen die Bataillone der Wiener Freiwilligen und ein Bataillon vom Regiment Lindenau herbei. Diese jungen, nur halb eingeübten Soldaten übertreffen in Schwung und Drang die ergrauten Krieger. Ihre Führer, der Oberstlieutenant Küffel und die Majore Graf Salis und Baumgarten, wissen den günstigen Moment zu erspähen; wie eine unwiderstehliche Windsbraut kommen sie daher, überrennen die Franzosen, stürzen sie von der Höhe hinab, jagen sie aus dem Flecken, über die Brücke; darüber hin sausen die Kugeln der Batterie, welche die Oesterreicher auf dem Schloßberge aufgestellt haben. Am

Abend mußten die Oesterreicher vor der Ueberzahl der Feinde langsam weichen. Aber sie hatten dem Gegner drei Adler und viele Gefangene abgenommen.

Den einen hatte Egbert's Compagnie erbeutet. Der junge Oberlieutenant, der längst das Vertrauen und die Liebe seiner Leute genoß — sind es doch zum größern Theil Freiwillige aus dem Bezirk der Landstraße, von Hiezing, Penzing, Hütteldorf her, die ihm alle von Ansehen und Namen bekannt sind, wie er ihnen — wurde für seine Unererschrockenheit zum Hauptmann ernannt.

Als solcher steht er heute auf dem äußersten Vorposten am Donaustrom, in Jedlersdorf am Spitz, Rußdorf am rechten Ufer gegenüber, von welchem Punkte aus Napoleon, nach seinem Einzuge in Wien, einen vergeblichen, blutig zurückgewiesenen Versuch gemacht hatte, auf das Marchfeld überzusetzen. Denn hier, in dieser schicksalsgeweihten Ebene, wo einst Ottokar's Glück vor Kaiser Rudolph's heiliger Macht wie Glas zersplitterte, wo endgültig bis in die fernste Zukunft entschieden ward, daß nicht die Slaven, sondern die Deutschen in dieser Ditmark die Herren sein sollen, hatten sich indessen die Schaaren des Erzherzogs Karl wieder mit dem Corps Hiller vereinigt. Am Bisamberge stand die deutsche Heeresmacht.

Welche Wochen seit seiner Heimkehr aus Paris in den ersten Märztagen waren das für den blonden Egbert gewesen! Wochen der leidenschaftlichsten Aufregung, aber auch des vollsten, freudigsten Lebens!

Ja, mochte er jetzt zuweilen ausrufen, der allein ist ein ganzer Mann, der die Waffe führt, sein Liebstes zu vertheidigen.

Den Grafen Wolfsegg fand er zum Aufbruch gerüstet; er wollte nach Böhmen in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl. Er schien nur noch ihn erwartet zu haben, denn Stadion lag Alles daran, in der Nähe des Feldherrn einen angesehenen Mann von bedeutender Persönlichkeit zu haben, der den unversöhnlichen Krieg mit Napoleon vertrat. In diesem Sturm des Abschieds verklang beinahe unvernommen die schmerzliche Mittheilung, die Egbert ihm über Antoinette machen mußte. Oder stellte sich der Graf nur so unerschütterlich?

„Wir müssen den Becher bis zur Hefe leeren“, sagte er.

Ueber den Entschluß Egbert's, in die Wiener Freiwilligenschaar einzutreten, wurde kaum gesprochen; Wolfsegg hatte von seinem jungen Freunde nichts Anderes erwartet. Der Hallenser Student und Zukunftsschauspieler trug schon die Uniform und hatte

mit der angeborenen brandenburgischen Geschicklichkeit für das Soldatenthum die Staffel eines Unterlieutenants in der militärischen Hierarchie erklommen.

Mehr Egbert's gutes gewinnendes Aussehen, sein Reichthum, die Besonnenheit seines Auftretens als sein Verdienst verschafften ihm eine höhere Stellung. Durch seinen Eifer bei den Uebungen erwarb er sich das Vertrauen der Obern, durch die Freundlichkeit und ruhige Würde, mit der er sie behandelte, die Neigung seiner Untergebenen.

Unter der freudigsten Theilnahme der Stadt hatte die Fahnenweihe der Landwehren am elften März stattgefunden.

„Keiner von Euch“, redeten die Führer zu ihnen, „will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen. Dieser feste patriotische Entschluß erzeugt Helden und verbürgt den Sieg.“

Solch ein Fest hatte Wien noch nicht gesehen. Wie ein Meteorglanz schimmerte es von Vaterlands-
liebe, Kampfbegeisterung und Hingebung über der alten kaiserlichen Stadt. In einem freudigen erwartungsvollen Schauer lebte die Bevölkerung, alle in einem Gedanken, wie von einem einzigen Herzschlag beseelt. Beim Frühlingsanbruch des Jahres 1809 schlug das Herz Oesterreichs, das Herz Deutschlands in Wien.

Hierher waren die Blicke aller Vaterlandsfreunde, aller hochgestimmten Geister gerichtet. Vergessen war der Haß und die Zwietracht, die so lange Oesterreich und Preußen getrennt hatten und, wie man es sich jetzt auf dem Markt als Volkswahrheit zurief, die alleinige Ursache der französischen Triumphe gewesen waren.

Auf der Höhe des Stephansthurms sollte ein Feuer entzündet werden, dessen Widerschein bis zu den Alpen, bis zu dem Strand der Ostsee lohte, des alten unzerstörbaren Reichs neue Morgenröthe.

Wenn solche Zeichen am Himmel glühen und das Wetter majestätisch in den Nachtwolken leuchtet, wer denkt da der kleinen Kerze, die ihm der Sturm ausgeblasen!

So kam auch Egbert unter den mächtig auf ihn eindringenden Begebenheiten nicht dazu, dem Schmerz über den Verlust Antoinettens nachzuhängen. War ihm doch kaum eine Spanne Zeit gegönnt, sich auf die Gegenwart zu besinnen und das Nächste zu ordnen. Wie lernte er da den Werth, die Sicherheit und Verständigkeit Magdalenens von neuem schätzen und verehren! In der Noth und dem Drange dieser Tage offenbarte sich die ganze Tugend des herrlichen Mädchens.

Wortlos lag sie in den Armen des Jugendfreundes, als er ihr seinen Vorsatz ankündigte, in das Heer

zu treten, aber ihre Augen sprachen ihre Billigung, ihr Geßäftsein aus. In keuscher Zurückhaltung verschloß sie ihr Gefühl. Nur aus der Hingabe, mit der sie für ihn wirkte und schaffte, konnte er erkennen, welche Empfindungen sie beseelten. Nicht beklagenswerth ist das Loos der Frauen, wenn die Männer in den Kampf ziehen. Dann erscheint das Himmlische ihrer Natur in ungetrübter Reinheit. Die Aufgabe, die ihnen zufällt, Wunden zu heilen und des Kriegs unvermeidliche Uebel zu lindern, umgibt ihr Haupt mit einem lichten Schimmer. Was in dem Gefühl des Mitleids Häßliches und Selbstfüchtiges verborgen steckt, sie haben es abgestreift; an den Lagerstätten der Verwundeten, Gaben vertheilend, gleichen sie den Engeln der Barmherzigkeit, die nicht wissen, wie schön die Thaten sind, die sie üben.

Magdalene war unermülich in diesen Sorgen und Geschäften.

Ohne eine Rücksprache mit dem Grafen würde es Egbert schon unter friedlichen Umständen nicht gewagt haben, ihr das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen, so groß auch die Gefahr sein mochte, daß unberufene Hände den Schleier aufheben könnten. Jetzt, in der allgemeinen tiefgehenden Aufregung, durfte er noch weniger daran denken, Magdalenenens Gemüth mit

neuer Unruhe zu ängstigen. Er wollte hierin dem Glück vertrauen und schob die Auseinandersetzung über die Vergangenheit wie über die Gestaltung ihrer beiderseitigen Zukunft auf die Tage des Friedens hinaus.

Und doch, wie sehnsüchtig blickte er jetzt über den breiten Strom nach der Stadt hinüber, in der ein guter Theil seines Herzens zurückgeblieben war. Vor wenigen Wochen noch so stolz und freudigen Muthes, lag sie nun gedemüthigt zu den Füßen des Siegers. Zwar für die Freundin hatte Egbert nichts zu fürchten; sie hatte mit ihrer Mutter vor der Besetzung der Stadt durch die Franzosen in seinem Hause in Hiezing bei dem redlichen und entschlossenen Verwalter eine Zuflucht gefunden. Hier, unmittelbar unter den Augen des Kaisers, war keine rohe Gewaltthat von den Siegern zu besorgen. Wieviel Napoleon auch seinen Soldaten durch die Finger sah, in seiner nähern Umgebung liebte er es, den Schein spartanischer Zucht zu verbreiten. Aber wie Egbert so einsam über das Feld dahinging, dem schilf- und binsenumbüschten Arm des Flusses zu, der dicht an Jedlersdorf vorüberströmt, von der Hauptwassermasse der Donau durch eine langgestreckte Insel getrennt, über die zum Schutz gegen die Flut der Hubertusdamm gezogen ist, überfiel ihn eine tiefe Schwermuth. Wozu hatte die Erhebung

eines tapfern und hochherzigen Volkes gedient? Wozu der Tod der Tausende, welche auf der Traumbücke und auf den Hügeln von Ebelsberg gefallen?

Alle Schrecken des Kriegs waren entfesselt. Soweit er es verstand, hatte jeder Mann seine Pflicht gethan und ohne Schwanken das Leben in die Schanze geschlagen. Und all diese Opfer, all diese Begeisterung hatten den Gang des Imperators nicht eine Stunde aufhalten können. Napoleon hatte das Wort gelöst, das er ihm in den Tuileries gegeben. Noch ehe die drei Monate vollendet waren von jenem zweiundzwanzigsten Februar her, hielt er Hof in Schönbrunn. War es in den Sternen geschrieben, daß selbst die heldenmüthigsten Thaten ihm gegenüber ohne Erfolg sein sollten? daß sie mit dem Staube, den sein Kopf auswühlte, in Vergessenheit verwehten? Waltete in ihm etwas Uebermenschliches, das anzutasten ein Frevel war?

Wenn die Gerechtigkeit der Sache, die Heiligkeit der Güter, die wir vertheidigen, die Mannheit und Standhaftigkeit im Kampfe einen Anspruch auf den Sieg verleihen, wie konnte er den Oesterreichern fehlen? Welch ein Räthsel ist die Ordnung und Entwicklung der Welt, wenn sie nicht, wie Benjamin Bourdon meinte, nur die Poffe eines böshaftern Dämons ist!

Ueber das Feld hin, aus den nahe gelegenen Dörfern, von den Kirchthürmen von Stammersdorf und Süßenbrunn, klangen die Töne der Abendglocken. Die sechste Stunde war vorüber.

Da, wo zwei Baumstämme über den schmalen Flußarm eine unsichere, aber dafür auch in jedem Augenblicke zu beseitigende Brücke nach der Insel hinüberbildeten, hemmte er seinen Gang. Das Gewehr im Arm stand lässig der Posten. Hochgeschwollen von Frühlingsgewässern rauschte die Donau.

Ein friedliches Bild, und dennoch hauchte es in der Luft wie der Athem einer Schlacht.

Solange die österreichische Macht noch ungebrochen auf dem Marchfelde lagerte, konnte sich Napoleon nicht des sichern Besizes der Hauptstadt rühmen, waren seine Gegner nicht gewillt, ihn um Frieden zu bitten. Wieder mußten die Walküren die Kampflooße werfen.

In seinem Siegesübermuth beschloß der Kaiser über den Strom zu setzen und den Feind aus seinen Stellungen zu vertreiben. Auf dieser weiten Ebene hoffte er seine stattliche Reiterei mit unwiderstehlicher Gewalt zu verwenden.

Unterhalb Wiens, da, wo das Wiener Wasser am kleinen Prater vorüber in die Donau tritt, liegt die große, anderthalb Stunden lange und etwa dreiviertel

Stunden breite Insel Lobau. Auf sie richtete Napoleon als einen Uebergangspunkt sein Augenmerk. Vom rechten Ufer, das sein war, dahin zu gelangen, war nicht leicht; der Strom ist breit und tief; dafür war der Flußarm, der sie vom linken Ufer trennte, schmal und ohne Mühe zu überbrücken. Den größten Vortheil aber fand der Kaiser darin, daß die Größe der Insel die Entfaltung zahlreicher Schaaren, ja die Bildung eines verschanzten Lagers gestattete und daß der Wald und das Dickicht, die sie bedeckten, dem Feinde seine Vorkehrungen und Rüstungen zum Theil verbargen.

Seit einigen Tagen ward darum unermüdlich mit jener fieberhaften Thätigkeit, die er in jeder entscheidenden Stunde den Seinen einzusflößen wußte, an der Herstellung einer Brücke von Kaiser-Ebersdorf aus über die kleine Insel, den Schneidergrund, nach der Lobau zu gearbeitet. Siebzig Rähne der größten und stärksten Art, wie sie auf der Donau von Linz bis Preßburg gebräuchlich sind, wurden dazu verwendet. Bald aber stellte sich eine bedenkliche Schwierigkeit heraus, der nicht abzuhelfen war: es fehlte an Ankern, die Schiffe festzuhalten. Um der Ungeduld des Kaisers zu gehorchen, der vorwärts trieb, begnügte man sich damit, alte schwere Kanonen, die man im Wiener Arsenal gefunden, und Kästen mit Kugeln anstatt der

Anfer zu benutzen, Aushülfemittel, die gegen einen mächtigern und reißendern Andrang des Stroms nicht genügen konnten.

Schwärme von Tirailleurs und Voltigeurs, die in Barken übergesetzt worden waren, hatten inzwischen den südlichen Theil der Lobau durchstreift, die schwachen Vorposten der Oesterreicher zurückgeworfen und zeigten sich an der Nordspitze im Walddickicht. Gerade sich gegenüber auf dem linken Ufer sahen sie die Dörfer Asperrn und Esling in geringer Entfernung vom Strom liegen.

Diese Bewegungen und Versuche des Feindes hatten den Oesterreichern nicht ganz verborgen bleiben können. Es war klar, daß die Lobau den Stützpunkt der Franzosen für ihren Uebergang auf das Marchfeld abgeben sollte.

Selbst die geringe kriegerische Erfahrung, die Egbert sich bisher in seinem Dienst erworben, ließ ihn das ungeheure Wagniß dieses Unternehmens erkennen. Ein Gewaltstoß der Oesterreicher mußte die Franzosen in den Fluß werfen. Wer wie er, als Wiener Stadtkind, die Tücken und Launen der Donau erprobt, traute den leicht geschlagenen Brücken keine sonderliche Festigkeit zu. Was geschah, wenn sie zerrissen?

Heute, hieß es, hätte der Erzherzog mit den Rei-

tern Johann Liechtenstein's eine Reconnoſcirung nach der Seite der Lobau hin unternommen. Morgen vielleicht ſchon donnerten die Kanonen. Egbert's Seele war ſchlachtbereit.

Plötzlich fährt die ſchläfrige Schildwache zuſammen und greift nach dem Hahn des Gewehrs.

Auch Egbert ſtutzt.

Ein Schuß iſt gefallen, in der Ferne. Nun raſch hintereinander ein zweiter, dritter. Von jenseits des Waſſers kommt der Schall.

Vergeuden die franzöſiſchen Poſten, die bei Rußdorf und im Kahlenberger Dörfel ſtehen, dem Sonnenuntergang zu Liebe ihr Pulver? Da wird's auch auf dem Damm vor Jedlersdorf lebendig. Lieutenant Spring, der dort die Wache hat, hißt eine ſchwarzgelbe Fahne auf. Im Lauf iſt Egbert über die Baumſtämme dahin. In der nächſten Minute ſteht er neben dem Freunde auf dem ſteinernen Damm.

„Herr Hauptmann, ein Kahn, der herüber will!“

In der Mitte der Donau, von den Wellen wild geſchaukelt, ſchwankt ein Rachen. Zwischen Rußdorf und dem Kahlenberger Dörfel aus einer tiefverſteckten Bucht iſt er herausgefahren. Zu ſpät haben ihn die Franzoſen bemerkt. Ihre Kugeln erreichen ihn nicht mehr. Die einzige Gefahr, welche die Inſaſſen bedroht,

ist die Hochflut des Stroms. Aber rüstig rudern sie: ein Mann und ein Mädchen. Von dem Damm herab eilen Hugo und Egbert ihnen entgegen. Breter und Seile schaffen die Soldaten herbei, um eine Landung zu erleichtern. Es handelt sich um eine wichtige Nachricht. Um ein Geringes würde der Fährmann nicht sein Leben eingesetzt haben.

„Holla“, ruft Hugo, der ins Wasser gewatet ist, „holla, Egbert“ — die militärische Rangordnung ist vergessen — „ich will kein verdorbenes Genie sein, oder das ist die braune Christel. Wie das Wettermädel arbeitet! Da schlägt die Welle in den Kahn. Aber sie kommen näher. Hierher!“

Dies Geschrei, die befreundeten Männer, ihre Winke verdoppeln die Kräfte der Rudernden.

Der Kahn fährt unter die Binsen am fumpfigen Ufer. Mit einem Satz — sie hat immer noch etwas von einer Wildkaze — springt die braune Christel, glühroth im Gesicht, mit nackten Armen — die Aermel und das weiße Hemd hat sie aufgekrempelet — von der Spitze des Kahns an den Strand. Ein zusammengefaltetes Papier hält sie hoch in der Hand.

Einen lauten Freudenschrei stößt sie aus, als sie die wohlbekanntesten Gesichter erblickt. Sie stürzt auf Egbert zu und küßt ihm die Hand.

„Was ist geschehen? Was bringst Du? Doch kein Unglück aus Hiezing?“ will er fragen.

Aber sie kommt ihm zuvor.

„Es ist Alles gut im Hause“, sagt sie. „Das Fräulein ist wohl auf. Und der Herr Armhart hat sich auch wieder eingefunden.“

„Was man ihm nach einer so langen Abwesenheit nicht verargen kann“, lacht Hugo. „Biel Einquartierung?“

„Einen alten Obersten, der uns nichts thut“, entgegnet sie. „Doch das Fräulein schickt mich nicht, mich schickt mein Herr.“

„Wer?“

„Sie meint den Buchheimer“, unterbricht ihn Egbert. „Von dem ist der Brief? Zeig' her!“

„Ich sollte ihn den Kaiserlichen bringen. Es muß Grausliches drin stehen. Denn der Herr trieb die Pferde so heftig an, daß sie vor Ruzdorf zusammenstürzten.“

„Wo kommst Du denn her? Und wie zu dem Freiherrn?“

„Von Ebersdorf in seinem Wagen. Er hat mich selbst gefahren.“

„Dich selbst? Und der Brief? An den durchlauchtigen Erzherzog! Angetreten, Lieutenant Spring! Nach Jedlersdorf! Die Brücke abbrechen!“

„Habt Ihr hier auch eine Brücke? Die der Franzosen dort unten ist mitten durchgerissen. Es schlug gerade drei Uhr vom Schloßthurm zu Ebersdorf.“

„Die französische Brücke nach der Lobau zerrissen!“ ruft Egbert mit blitzenden Augen. „Hugo, morgen haben wir die Schlacht!“

„Schlimmer als bei Ebelsberg kann's nicht werden“, entgegnet der Brandenburger, seinen Degen fester schnallend. „Ich würde lieber auf einem andern Theater sterben, um nachher herausgerufen zu werden, indeß ich bin für das Stück nicht verantwortlich, weder für mein Leben, noch für meinen Tod verantwortlich. Gewehr auf Schulter, Leute, vorwärts marsch!“

Auf dem Wege nach dem Standquartier erzählt Christel ihre abenteuerliche Fahrt.

Frau Armhart hat ihr in der Frühe gestattet, nach der Stadt zu gehen, um sich nach dem alten Joseph umzusehen, der als Hüter im Hause bei den Salesianerinnen geblieben. Vor einer Fuhrmannsschenke vor der Mariahilfer Linie steht ein Mann im blauen Kittel mit einer langen Peitsche, den staubigen Filzhut tief in die Stirn gedrückt. Sie guckt ihn an, er sie — schon will sie aufschreien, als er ihr seine breite Hand auf den Mund legt. Es ist der Freiherr von Buchheim.

„Willst mit?“

„Warum nicht?“

Da führt der Knecht einen Wagen vor, der ganz mit Holzbohlen beladen ist.

„Für die französische Brücke“, schmunzelt Buchheim. „Steig' auf.“

Sie nicht faul, klettert hinauf, der Herr ihr nach. Und fort geht's, bald langsamer, bald schneller, südwärts um die Stadt herum, nach Kaiser-Ebersdorf. Da wird das Gedränge groß. In dichten Reihen stehen die Wagen, vom Dorf bis zur Donau, alle mit Bohlen und Pfählen beladen. Vorn am Ufer arbeiten die Sappeurs. Mit rauschender Musik ziehen immer neue Regimenter aus der Stadt einher, zu Fuß, zu Pferde. Zuletzt unabsehbare Züge von Kanonen. Endlich rückt Buchheim's Wagen bis zum Ufer vor. Halb vollendet steht die Brücke. Viele Soldaten sind schon jenseits, eben reitet eine Schwadron darüber. Es gibt einige Unordnung. Die Reiter müssen absteigen und die Pferde am Zügel führen. Hier und dort müssen mehr Bohlen gelegt, die Pfähle fester gerammt werden. Da plötzlich steigt das Wasser sichtbarlich. Hohl gehen die Wellen. Zwei, drei Schiffe lösen sich von den Gewichten, die sie festhalten sollen; der Zug stockt, die Brücke ist gesprengt. Wild brausend schießt das Wasser durch die Lücke.

Bei diesem Anblick, in der Verwirrung, dem Tumult, der unter den Franzosen, den Arbeitern und Fuhrleuten ausbricht, indem die einen rückwärts drängen, die andern vorwärts wollen und ein unentwirrbarer Knäuel sich zusammenballt, lacht Buchheim auf, ergreift Christel's Hand und eilt mit ihr nach der Stadt zu. Er muß überall bekannt sein; im Handumdrehen bringt er den Wirth in Neudörfel dazu, ihm einen kleinen Jagdwagen zu überlassen. Während die Pferde angeschirrt werden, schreibt er in der Kammer den Brief, steigt mit der Christel auf und jagt durch die Stadt nach Rusdorf. Dort stürzt ihm das eine Pferd. Er kümmert sich gar nicht darum, läßt den Wagen stehen und läuft nach dem Ufer. Auch hier weiß er gut Bescheid; er findet einen Schiffer, der im Schilddickicht seine kleine Barke vor den Franzosen gerettet hat. Aber der Mann will sich nicht gleich zu der gefährlichen Stromfahrt entschließen. Die Versprechungen, das blanke Geld Buchheim's stimmen ihn zuletzt um. Da naht eine französische Patrouille.

„Vorwärts“, sagt der Freiherr zu Christel, „Du gehst mit dem Brief hinüber; ich lasse mich von den Franzosen festnehmen und halte sie so lange auf, bis Ihr draußen auf dem Wasser seid.“

Gesagt, gethan; wie sie hinübergekommen, hat

Egbert selbst mit angeschaut. In Jedlersdorf finden sie schon die Compagnie zu ihrer Ablösung vor; die Hauptmasse des Hiller'schen Corps zieht sich zwischen Strebersdorf und Stammersdorf zusammen.

Dort vermuthete man für die nächsten Stunden auch den Erzherzog, der die Heeresstellung entlang ritt und die einzelnen Haufen besichtigte. Um dem Feldherrn schneller die wichtige Meldung zu bringen, nahm Egbert ein Pferd und flog den Seinen voran.

Die braune Christel blieb ermüdet und erschöpft, wie sie war, zurück. Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und stillte an einem Stück Schwarzbrod ihren Hunger. Seit Wochen war sie an den Anblick der Soldaten gewöhnt, sie fürchtete sich nicht vor ihnen. Die Aussicht, wie früher so oft, im Walde unter freiem Himmel die Nacht zuzubringen, hatte für sie einen eigenen verlockenden Reiz. Nach dem sittigen und strengen Leben, das sie im Hause geführt, war dies wieder ein Tag der Freiheit, des Umherschweifens, des Verkehrs mit der Natur gewesen. Sie hätte nicht sagen können, woher die Lust entsprang, die sie darüber empfand, aber ein Gefühl des Wohlseins, des Vergnügens erfüllte sie. Gleichsam mit allen Sinnen athmete sie den Duft des Waldes und die erfrischende Kühle des Abends ein.

Die Luft war voll von Klängen: Abendglockengeläut vermischte sich mit fernem Trommelwirbel, mit Trompetengeschmetter, mit den Tönen der Hörner. Zuweilen, wenn sie scharf hinhörchte, ward das dumpfe Gebrause des Donaustroms ihrem Ohr vernehmlich. Fort und fort schien die Flut zu steigen. Von jener Seite kamen die Nebel und legten sich über das Feld. Dort, wo die dichtere Dunstwolke schwebte, die Ränder roth vom Sonnenuntergang angeglüht, lag Wien.

„Sie werden denken, ich sei bei dem alten Joseph geblieben, und sich nicht grämen“, sagte Christel zu sich selbst und sicherte vor sich hin.

Langsam fing sie an, die Ärmel ihrer Jacke wieder herunterzuziehen und das halbseidene Tüchlein fester um den Kopf zu binden. Sie war größer und stärker geworden. Die regelmäßigere Lebensweise, die bessere Nahrung hatten sie körperlich vortheilhaft entwickelt. Noch bedeutsamer war der Fortschritt ihres Geistes. Fördernd hatten die Lehre und das Beispiel Magdalens auf sie gewirkt. Ihre Stirn war freier geworden, das Scheue ihres Wesens hatte sich gemildert. Dennoch war ihr ein fremdartiger Zug geblieben. Schon die bräunliche Farbe ihres Gesichts, ihre schwermüthigen, feucht glänzenden Augen, ihre wunderliche Art, die Dinge anzufassen, unterschieden sie von den

Andern. Sie sah die Welt mit seltsamen Augen an. Etwas von der ursprünglichen Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Allleben der Natur, ehe die Cultur eine Kluft zwischen beiden gerissen, machte sich in ihr noch geltend.

„Sie wird sich nie ganz dem dunklen Schooß der uralten Nacht entwinden“, sagte Hugo im Stil der Naturphilosophie, wenn die gute Frau Armhart über die Unbegreiflichkeiten der Christel die Hände zuschlug, und zu Magdalenen, die dem Naturkinde ein tieferes Verständniß ahnungsvoll entgegenbrachte: „Im Mittelalter war das der Stoff, aus dem Heilige geschnitten wurden.“

Sonst that Christel getreulich ihre Pflicht, war flink zu jeder Arbeit, jedem Wink Magdalenen's gehorsam und schien im Verlauf der Tage eine immer stärkere Anhänglichkeit an das Haus zu gewinnen.

Jetzt aber, auf dem Felsblock sitzend, in Einsamkeit — die letzten Reihen der abmarschirenden Soldaten waren in der Dämmerung hinter den Bäumen entschwunden — fühlte sie sie sich wieder von jedem Zusammenhang mit dem Leben und Wesen der Stadt losgelöst, auf eigene Füße gestellt, die freie Tochter des Waldes. Sie dachte des Mannes, der, obgleich sie nie von ihm sprach, ihr Sinnen und Empfinden beherrschte.

Noch hatte sie ihn nicht wiedergesehen, aber sie wußte es so sicher, wie sie in jeder sternhellen Nacht am Himmel die Gestirne wiederfand, die ihr vor Jahren der fromme Pfarrer in Moos gezeigt, daß er mit den Franzosen nach Wien zurückgekehrt sei, daß sie ihm begegnen würde. Einmal war es ihr gewesen, als wäre er im Gefolge des Kaisers, nicht wie sonst in schwarzer Kleidung, sondern in reichgestickter Uniform, aus dem Schloßhof von Schönbrunn gesprengt; ihr Herz hatte gezittert; schon aber hatte die Staubwolke Alles verschlungen. In der Hoffnung, ihn zu treffen und einen Blick von ihm zu erhaschen, war sie Buchheim's Aufforderung, mit ihm zu fahren, so willig gefolgt. Wieder war ihr das Glück nicht günstig gewesen, allein stärker als Ungemach und Enttäuschung war in ihr die Hoffnung.

Sie sprang vom Stein herunter, es fröstelte sie, und lief den Soldaten nach. Der Bisamberg war das Ziel ihres Wegs, das sie nicht verfehlen konnte.

Indessen hatte Egbert auf schnaubendem Pferde längst Stammersdorf erreicht. Hier, auf dem rechten Flügel des Heeres, hatte General Hiller sein Quartier. Vor dem Wirthshause des Dorfes stand der Erzherzog Karl im Kreise seiner Offiziere. Eine kleine schwächliche Gestalt in Generalsuniform mit hechtblauem Rock und

rothen Hosen, fiel der Erzherzog dennoch unter den vielen stattlichen und glänzenden Offizieren der Husaren, Ulanen, der ungarischen Grenadiere durch die Einfachheit und Schlichtheit seines Benehmens und die lange Gewohnheit des Befehlens auf.

„Nachrichten vom Feind!“ rief Egbert, vom Pferde gesprungen, um sich einen Durchgang zu bahnen.

General Hiller erkannte den tapfern Hauptmann der Wiener Freiwilligen aus dem Schlachtgetümmel an der Traunbrücke. Er stellte ihn dem Generalissimus vor.

Kurz und bestimmt machte Egbert seine Meldung und übergab den Brief Puchheim's.

Der Erzherzog überflog ihn; ein Strahl der Freude verklärte sein feingeschnittenes Gesicht.

„Es bleibt dabei, Ihr Herren“, sagte er zu den Umstehenden, „morgen werfen wir die Franzosen in die Donau. Ihre Brücke ist zerrissen. Vor Mitternacht, schreibt hier ein kundiger Mann, vermöchte sie selbst nothdürftig nicht wiederhergestellt zu werden. Er rechnet, daß bis morgen Mittag ihrer nicht mehr als dreißigtausend Mann in der Lobau sein können. Diesen Abend wollte der Kaiser selbst hinübersehen. Vielleicht ist er schon auf diesem Ufer. Aber er hat sich verrechnet, dieses Ufer ist noch das unserige. So laßt es uns behaupten. Die Donau ist uns günstig, ihre Wellen

und die Schiffe, die wir den Strom hinunterschwimmen lassen, werden die Brücke zerstören und den Feind von seinen Verbindungen abschneiden. Darum drauf und dran! Für das Haus Oesterreich, fürs Vaterland! Solch ein Tag kehrt nicht wieder. Mit einem Schlage wollen wir die Scharten ausweken, die wir erlitten haben. Ich dank' dem Herrn" — nun hatte er sich ganz zu Egbert umgewendet — „für die gute Nachricht. Ihr Name?"

„Egbert Heimwald, Hauptmann im dritten Bataillon der Wiener Landwehr.“

„Der einen Adler bei Ebelsberg erbeutete“, setzte General Hiller hinzu.

„Mit Gott gewinnen Sie den zweiten morgen“, meinte der Erzherzog mit wohlwollendem Lächeln.

Die Diener hatten ihm sein Pferd vorgeführt, ein reichgeschirrtes weißes Pferd mit grauer Mähne. Es scharrte bei den Klängen der Regimentsmusik ungeduldig den Boden.

Das heiter ernste Antlitz des Feldherrn nahm plötzlich einen Ausdruck eherner Festigkeit an.

„Auf morgen denn“, sagte er, als er sich in den Sattel geschwungen. „Dies ist unser Boden. Laßt uns darauf sterben, wenn wir nicht darauf siegen können.“

Im Galopp fauste er von dannen, sein Gefolge ihm nach.

Einige seiner Offiziere waren zurückgeblieben, um den Abend mit ihren Kameraden aus dem Hiller'schen Corps zusammen zu verleben. Unter ihnen war der Graf Wolfzegg. Welch ein Wiedersehen war es doch zwischen ihm und Egbert! Nach solchen Kämpfen, Enttäuschungen, Gefahren!

Der Graf hatte den unglücklichen Feldzug des Erzherzogs in Baiern mitgemacht und war mit ihm nach Böhmen zurückgegangen. Egbert mußte ihm das Schicksal der Armharts erzählen; er war seit einem Monat ohne Nachrichten von Magdalenen. Dem kommenden Tag sah er beinahe ohne Hoffnung entgegen.

Hier wurde ihr Gespräch zunächst von den hinzutretenden Kameraden unterbrochen.

Lichtenstein's Reiterei war im Vorgehen zwischen den Dörfern Aspern und Esling auf französische Reiter, Chasseurs und Dragoner, unter dem General Lassalle getroffen. Es hatte ein Scharmüzel gegeben.

„Mehr Staub als Blut“, scherzten die Offiziere.

Von einigen Gefangenen erfuhr man, daß die Divisionen Molitor und Boudet die beiden Dörfer besetzt hatten und anfangen, leichte Verschanzungen aufzuwerfen. In Aspern sollte die Division Molitor, in Esling die Boudet's übernachten. In dem Winkel zwischen beiden Dörfern, nach dem Strome zu, in

der Mühlau war das kaiserliche Zelt aufgerichtet worden.

Um diese Punkte mußte morgen die Schlacht toben. Ihre Eroberung war der Siegespreis des Tages.

Der Plan des Erzherzogs war unter diesen Verhältnissen einfach und selbst den untern Führern einleuchtend. Von Stammersdorf aus sollte Hiller mit seinem Corps auf dem äußersten rechten Flügel längs der Donau über Stadlau auf Aspern marschiren. An ihn lehnte sich weiter ostwärts die Schaar des Generalleutenants Bellegarde, die über Ragrau und Hirschstetten sich ebenfalls auf dies Dorf, als den Stützpunkt und Brückenkopf der französischen Stellung, richtete. In der Mitte standen die Truppen Hohenzollern's gegen Breitenlee gewendet. In zwei Colonnen theilte sich das Corps Rosenberg's auf dem linken Flügel; die eine hielt auf Esling, die andere auf Enzersdorf. Sie kamen von Deutsch-Wagram her, mit ihnen waren Liechtenstein'sche Reiter. In einer größern Entfernung, am Obstahang des Bisamberges bei Seyring, bildeten die Grenadiere den Rückhalt. So standen auf verhältnißmäßig engem Raum neunzigtausend Streiter zum Gewaltkampf geschaart. Während der Nacht und in der Frühe des nächsten Tages konnten alle nöthigen

Anordnungen getroffen und die Truppen zusammengezogen werden.

Dicht vor Stammersdorf im Bivouac lagerten die Wiener Landwehren und Freiwilligen.

Langsam entzündete sich unabsehbar Wachtfeuer an Wachtfeuer. Aus der Ferne klang das Geräusch der Kanonen und der Munitionskarren, das Gestampfe der Pferde, der dröhnende Schritt einherziehender Infanterieregimenter; die Armee setzte sich in Bewegung. In der Nähe des Dorfes aber hielt sich Alles ruhig, erst am Morgen sollte hier der Aufbruch geschehen. Der General Hiller mit den Seinen hatte den kürzesten Weg nach Aspern.

In der lauen sternhellen Frühlingsnacht entfaltete sich das bunteste Lagerleben. Im Ueberfluß waren Speise und Trank vorhanden. Trotz der erlittenen Niederlagen hatte die Stimmung der Soldaten noch ihre Freudigkeit und Gehobenheit bewahrt. Sie hatten das dunkle Bewußtsein, sich den Feinden ebenbürtig gezeigt zu haben. An keinem Orte hatten sie es an Tapferkeit fehlen lassen, es bedurfte nur eines Lächelns des Glückes und ihr Heldenmuth heftete den Sieg an ihre Fahnen.

Nur wenigen unter diesen Tausenden auf der meilenweiten Ebene glänzten in dem Gewimmel der

Gestirne am Himmel auch jene ewigen und erhabenen Ideen entgegen, für die sie ihr Leben opfern wollten: Freiheit und Vaterland. Außer dem Ruf der Commandoworte kannten die Czechen, die Ungarn, so manche Völkerschaften des vielsprachigen Reichs kaum deutsche Laute, sicherlich kein deutsches Lied. Sie hätten nicht sagen können, weswegen man sie hierher geführt, warum gerade sie Grund zum Haffe gegen die Franzosen und ihren Kaiser Napoleon haben sollten. Aber der angeborene kriegerische Trieb ersetzte ihnen die ideale Begeisterung. Der Rausch des Kampfes mußte das Uebrige thun. Und ein schwacher Schimmer des Ewigen glühte auch um sie. Fremdartiger als sonst berührte sie das Wesen ihrer deutschen Kameraden. Zum ersten Male sahen sie reicher Leute Kinder, die Söhne des deutschen Bürgerstandes, im Soldatenrock. Mäßiger als sonst gebrauchte der Profosß seinen Stock. Durch die norddeutschen Freiwilligen, durch den Eintritt vieler Jünglinge und Männer, die bisher von jedem Kriegsdienst befreit gewesen, in das Offiziercorps war ein Geist der Freiheit erfrischend und erneuernd in den alt und morsch gewordenen Organismus des österreichischen Soldatenthums gedrungen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit, kriegerischer Zucht und Ehre, ein ritterlicher Sinn, wie sie einst die bunt zusammengewürfelten

Schaaren des Prinzen Eugen befehlt hatten, wachten wieder auf. Mochten die Schwärmer von der kommenden Schlacht die Befreiung Europas, die Auferstehung des deutschen Reichs erträumen, andere nur Rängeerhöhungen und Auszeichnungen erwarten und die meisten in dumpfer, gebundener Empfindung einen schweren Tag und eine saure Arbeit ahnen, alle waren gewillt, das Banner Oesterreichs hochzuhalten. Es war ein Palladium, das man verehrt, ohne sich Rechenschaft von seinem Werth zu geben.

Nun lodert Feuer an Feuer auf dem Gefilde. Von den verschiedensten Klängen und Tönen widerhallt die Nacht. Da schläft einer im Mantel gehüllt ruhig unter den Bäumen, während die Kameraden um ihn ihre Lieder singen. Hier geht die Flasche im Kreise von Mund zu Mund. Den lauschenden Husaren spielt ein Zigeuner, an die Linde gelehnt, heimatliche Weisen vor. Gelassenen Muthes schmauchen Andere ihr Pfeifchen und stören sich nur selten durch halbe Fragen und halbe Antworten. Ein alter Soldat, ein bärbeißiger Corporal, der bei Hohenlinden und Austerlitz mitgefochten, ist nach einigen Gläsern weich geworden und schildert den Neulingen, denen er auf dem Exercirplatz immer in unbarmherziger Laune etwas am Zeuge zu flicken weiß, die hundert Todesarten, die morgen auf sie lauern.

Nach eigener Erfahrung hält er ein angenehmes Grufeln für die beste Vorbereitung zur Schlacht. Ernster nehmen es jene, die ihre Waffen untersuchen, die Schärfe ihrer Säbel, die Schlösser und Steine ihrer Gewehre prüfen. Um die Marktenderzelte und Karren ist das lustigste Gedränge. Wo eine von den Schenkinnen ein hübsches Lärvchen hat, will ihr der und jener noch einen Kuß rauben — du lieber Himmel, vielleicht den letzten. Das faust und braust, singt und trinkt. Um wenige Kreuzer spielen sie mit schmutzigen Karten auf einer Trommel.

In der Schenke zu Stammersdorf haben sich die Offiziere niedergelassen, die Herren vom Stabe, die Führer der deutschen Regimenter. Alle Fenster des Hauses, die Thüren sind offen. Viele Kerzen brennen; der Ungarwein füllt immer aufs neue die leeren Gläser.

Irgend woher hat man ein verstimmtes Klavier in die Gaststube geschafft, und wen nun die Lust oder die Begeisterung ergreift, der schlägt auf die Tasten. Eine wilde, tolle, dissonanzenreiche Musik! Aber wie in ihr etwas von der Stimmung der Geister ist, so wirkt sie auch wieder auf dieselbe zurück und erhöht sie.

Hier erwägen ernste Hauptleute die Aussichten des nächsten Tages, prüfen die eigene und die fremde Stärke; dort erklingen die Gläser auf den Sturz des Imperators, auf die Freiheit, Macht und Größe der Deutschen.

In feurigen Worten und Umarmungen gelobt man sich Waffenfreundschaft und Treue bis in den Tod. An jenem Fenster, oft den Blick zu dem gestirnten Himmel richtend, sitzt ein junger Mann, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich ein Papier; er versucht es, seine Seele in wenige, kurze und doch vielsagende Worte zu drängen. Ihm liegt es wie ein Alp auf der Brust. Er wird die Schlacht nicht überleben. Schreibt er der Mutter oder der Geliebten?

Im Hofe stehen gesattelt die Pferde und wiehern und heben die Köpfe bei jedem Signal. Beständig gehen und kommen Botschaften. Abseits von dem Getümmel, auf einem einsamen Fußsteige, der eine Waldblöße entlang einen Hügel empor klimmt, wandern Egbert und der Graf im Zwiegespräche. Es will dem Jüngling nicht gelingen, den Trübsinn aus dem sonst so gefaßten Geiste Wolfzegg's zu verbannen.

„Was wir thun müssen, wir wissen es ja“, sagt er. „Aber wir schlagen uns schon nicht mehr um die Befreiung der Welt, sondern nur noch um die Ehre. Stadion, ich und meine Freunde, wir wollten einen Volkskrieg und unsere Feldherrn führen einen Cabinetskrieg. Ein Kaiser bietet dem andern die Fehde. Wo das Volk aufsteht, wie in Tirol, ist der Sieg mit ihm; unsere Erzherzoge flieht er.“

„Ist der Erzherzog Karl nicht der erste Soldat Oesterreichs?“

„Sicherlich; zur Noth wird er morgen mit einer Sturmcolonne auf Aspern losbrechen, aber er hat kein rechtes Vertrauen zu sich und keins zu uns. Das ist mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden, jenem Lucifer dort drüben ist kein Sterblicher gewachsen. Etwas Unsterbliches muß wider ihn aufstehen. Die Kälte, das Feuer —“

Egbert deutete nach Westen.

„Vielleicht dort der Strom!“

„Oder der Haß der Völker, die endlich alle in ihm ihren Todfeind erkennen. Aber unser österreichisches Volk versteht nicht zu hassen. Die Preußen wissen es. Vor denen mag er sich hüten, wenn ihnen einmal die Gelegenheit wird. Ach, durch welche Blutlachen werden wir noch waten müssen, ehe diese Stunde schlägt! Zuweilen verzweifle ich daran, ihren Ruf noch zu hören. Der Tyrann wird in allen Ehren auf seinem Throne sterben. Nach diesen Tausenden werden sich andere Tausende mit demselben Wetteifer, demselben Jubel für ihn tödten lassen. Wenn er sie verachtet, diese Sklaven, wer will ihn schelten? Was ist Gerechtigkeit? Was ist Vergeltung? Schöne Worte für leere Schatten! Die Usurpatoren und Eroberer sterben

nicht aus, weil das Volk ihrer Bewunderer und Anbeter nicht ausstirbt, weil sie sehen, daß dem größten Verbrecher das Glück am treuesten folgt, daß sie um so sicherer vor jeder Vergeltung sind, je höher sie Schuld um Schuld auf sich häufen!“

Egbert fürchtete, durch Widerspruch die Verbitterung des Grafen noch mehr zu reizen.

Ebensoviel Nahrung fand sie in den unglücklichen politischen Verhältnissen als in den persönlichen Geschicken, die Wolfssegg getroffen. In die tiefste Seele hinein hatte ihn der Verrath und Abfall Antoinettens geschmerzt. Deutlicher als die kargen Mittheilungen Egbert's hatten die Briefe des leidenschaftlichen, ehrgeizigen Mädchens zu ihm gesprochen. Und daß sie nun Recht behalten mußte! Daß ein Unfall nach dem andern Oesterreich und die Sache, die er vertrat, heimsuchte!

Nach einer Pause des Schweigens hatte sich Ulrich gesammelt. Er drückte Egbert's Hand.

„Ich stecke Sie mit meinem Mißmuth und meiner Trostlosigkeit an, mein lieber junger Freund. Und für einen Tag, wie er uns aufdämmert, ist Freudigkeit des Geistes das erste Erforderniß. Vergeben Sie mir. Aber ich habe beinahe Alles gegen diesen Mann verspielt. Im Kampf gegen Frankreich ist mein Bruder

gefallen; meinen Vater hat der Gram getödtet. Meine Nichte — o, weg mit dem Gedanken! Das Schlimmste erfuhr ich erst heute: mein Nefte, Franz von Gondreville, dient im Heere Napoleon's! Er hat eine Offiziersstelle in der Gardereiterei erhalten. Unsere Degen können sich im Schlachtgetümmel kreuzen. So reißen die zartesten, die innigsten Familienbande. Ich stehe verlassen — nein, ich habe Sie. Treuer als meine Blutsverwandten sind Sie, der Fremde, mir geblieben, meinem Herzen so nahe! Da schüttelt mich die Furcht, daß auch Sie mir entrissen werden könnten, morgen, durch eine Kugel, durch einen Stoß — auch Sie!"

„Sie rühren, Sie erschüttern mich! Sie waren mir immer wie ein zweiter Vater! Vermag es Ihre Schwermuth zu zerstreuen, ich besorge nichts! So stark und bang mir vor Erwartung das Herz klopft, meine Seele ist ruhig. Und warum? Aus Aberglauben. Das ist ein schlechter Trost, aber im Kriege und auf der Jagd, wo scheinbar der Zufall unumschränkt herrscht, werden wir durch die Dinge und Begebenheiten selber verleitet, den Vorzeichen und Ahnungen, den Träumen und Prophezeiungen Glauben zu schenken.“

„Sie hatten einen glückverheißenden Traum?“

„Nein, mehr noch als das. Ich habe die Versicherung der Frau Lenormand, daß ich in einer furcht-

baren Schlacht an der Donau mitkämpfen und davonkommen würde, verwundet zwar, aber nicht lebensgefährlich.“

„Haben Sie sich die Karten legen und deuten lassen?“

„Nicht freiwillig, ich wurde dazu gezwungen. Von der Kaiserin Josephine in Malmaison. Da ich das Ganze für einen Scherz nahm und das Erscheinen des Kaisers, der gleich darauf eintrat, mich in mächtigster Weise ergriff und bannte, vergaß ich das Abenteuer oder dachte, wenn je, wie an eine bedeutungslose thörichte Geschichte daran zurück. Jetzt ist mir die Weissagung wieder lebendiger eingefallen. Die äußern Umstände sind merkwürdig genug eingetroffen.“

„Die zu prophezeien, dazu gehörte keine große Sehergabe!“

„Zugestanden. Allein da sich das Gewaltige so zusammengefügt, warum sollte sich auch mein kleines Geschick nicht nach dem Orakel der Prophetin erfüllen?“

„Es ist ein unschuldiger Glaube.“

„Er gibt mir eine gewisse Beruhigung. Kann man mehr von einem Glauben verlangen? Wahrheit im strengsten Sinn doch nicht! An die Unsterblichkeit glauben —“

„Unsterblichkeit!“ unerbrach ihn der Graf. „Was würden die Todten auf ihre Leichensteine schreiben, wenn sie auferstehen könnten? Ein schreckliches Wort: Nichts! Hinter dem Tode ist nichts. Nur ein Abgrund ohne Namen, in den wir traumlos und zwecklos versinken, wie die Phantome eines Schattenspiels!“

„So traurig denke ich mir das Schicksal des Menschen nicht. Ich glaube nicht an die Vernichtung. Im Tode schlafen wir aus dieser Form in eine andere hinüber. Wir erwachen auf einem jener Sterne, die uns zu Häupten leuchten. Und so von Stern zu Stern, von Erkenntniß zu Erkenntniß wandeln wir der ewigen Wahrheit entgegen.“

„Ein schöner Wahn!“

„Selbst wenn es nur ein Wahn wäre! Ich dränge ihn Niemand auf, und er hindert mich nicht in meinem Lebensgange. Es ist ein Sporn und Antrieb zu allem Guten, immer mehr zu lernen, immer höher zu streben. Auch hat mich die Träumerei von schönern Welten nicht gegen meine Obliegenheiten in dieser unzulänglichen blind gemacht. Trotz der Karten der Lenormand kann mich morgen der Tod ereilen; in diesem Falle rechne ich auf Sie, Herr Graf. Sie werden mein Testament vollstrecken und Magdalenen meine letzten Grüße bringen.“

„Egbert!“

Wolfsegg preßte ihn an seine Brust.

Er hatte ein Geständniß auf den Lippen, es schnitt ihm ins Herz, stumm daneben zu stehen, während der Andere voll Zärtlichkeit von ihr redete.

Aber wie wird er es aufnehmen? warnte ihn dann wieder das Bewußtsein der begangenen Schuld. Willst du ihm sagen: Die du verehrst, ist bei all ihrer Reinheit und Unschuld ein Kind der Sünde, die Tochter einer leichtsinnigen Sängerin? Eines Mädchens, das ich verführt, getäuscht? Nein, es war nicht gut, diese Vergangenheit am Vorabend einer Schlacht heraufzubeschwören. Daß Egbert's natürliche Empfindung längst diesen Knoten gelöst, ahnte er nicht.

„Das gute, das theure Kind!“ sagte der Graf. Mit welcher Angst wird sie jedem Kanonendonner lauschen, wie um uns hängen und zittern! Aber es stand gut im Hause? Versicherten Sie es nicht vorhin? Und nun wollen wir uns gegenseitig nicht mehr erweichen. Nichts vom Tode, nichts von Testamenten! Wir wollen uns noch lange der Sonne freuen und siegend oder besiegt gegen die Macht der Hölle kämpfen.“

Er schien ganz wieder der Alte geworden zu sein, thatkräftig und lebensprühend.

Was plötzlich und erzwungen in dem Umschlag

seiner Stimmung fein mochte, erklärte die gespannte Lage.

Sie hatten sich wieder dem Dorfe zugewendet. In der Schenke hatte Wolfsegg sein Pferd gelassen; er hatte noch einen tüchtigen Ritt nach Deutsch-Wagram zum Erzherzoge vor. Nach wie vor dauerte der Lärm, das kriegerische Getümmel fort. Es war nicht zu merken, daß die Nacht vorgerückt. Für diesmal schienen die Meisten auf den Schlaf zu verzichten.

Vielleicht erwartet mich morgen der ewige Schlaf, sagte mehr oder weniger deutlich in Jedem die dunkle Stimme, die uns durch das Dasein begleitet.

Auch ohne dies hielten Unruhe und Aufregung wach.

Um so auffälliger war die Stille, die in dem Gasthause eingetreten. Kein Gesang, kein Gläserklang scholl daraus in die Nacht. Dennoch schimmerte es von Kerzenschein aus allen Fenstern.

Näher gekommen, erkannten beide die Ursache dieses Schweigens. Oben im Saal hielt einer eine Rede. Hausenweise, mit emporgeredten Köpfen, standen die Soldaten vor dem Hause auf der Gasse. Nicht jedes Wort, aber doch die Hauptstellen drangen bis zu ihnen hinaus.

„Es ist Hugo's Stimme“, flüsterte Egbert dem Grafen zu.

„Das würdigste Debut für einen Heldenchauspieler“, antwortete Wolfsegg. „Treten wir ein.“

Ehrerbietig machten ihnen die Soldaten Platz.

Im Hause selbst war das Gedränge nicht zu durchbrechen. Nur bis zu den untersten Stufen der Treppe gelangten beide. Doch war die Thür zu dem Zimmer im obern Gestock weit geöffnet. Der Redner war auf einen Tisch gestiegen, um allen sichtbar zu sein und den Lärm besser beherrschen zu können. Nun kam es ihm doch zu gute, daß er in die Schauspielkunst hineingepfuscht. Seine klangvolle, wohl lautende Stimme drang weithin und schmeichelte sich dem Ohr ein.

„Kampfgenossen, Eidgenossen!“ sprach er. „Da stehen wir nun vor der letzten Entscheidung. Im Angesicht des herrlichen Wien, im Angesicht der Mütter und Schwestern, der Gattinnen und Bräute, die bange des Ausgangs harren. Sollen wir die Stadt in den Händen des Feindes lassen? Nein, ruf' ich in Euer aller Namen, hundertmal nein! Um schlechtere Städte sind Tausende und Zehntausende gefallen. Troja war ein elendes Krähwinkel gegen Wien, und doch haben sich zwei große Völker viele Jahre darum gestritten, und Helden sind darüber zu Grunde gegangen, bei denen der Monsieur Bonaparte und die andern Messieurs

seine Marschälle, höchstens Sauhirten und Ziegenhirten gewesen wären. So geschrieben im göttlichen Homeros, der bei den Griechen das war, was bei uns Schiller ist.

Aber die Griechen waren ein kleines Volk, die Deutschen zählen viele Millionen. Und wenn wir nicht uneins unter einander gewesen, weil die einen schwarzgelbe und die andern schwarzweiße Kappen tragen, niemals wären die Franzosen über den Rhein und an die Donau gekommen. Aber was sind Kappen? Setzt Mancher eine Narrenkappe auf und ist doch ein Weiser; trägt mancher eine Kaiserkrone und ist doch ein Mörder. Denn nicht der Hut und die Cocarde daran, der Kopf ist die Hauptsache. In unsere Köpfe sind zwei Blitze gefahren, sie heißen Austerlitz und Jena. Die haben uns erleuchtet mit heiligen brennenden Flammen, daß wir alle einer Mutter Kinder, daß wir Deutsche sind, ob wir in Brandenburg oder in Oesterreich, in Berlin oder in Wien geboren. Darum sind aus Norden und Westen Kämpfer und Streiter hierher geeilt. Alle, die wir auf dem Marchfelde versammelt sind, haben wir ein deutsches Herz und eine allgemeine Sache. Wir wissen, um welcher Güter willen wir morgen vorwärts stürmen. Unsern Boden gilt es, unser Besizthum, unsere Ehre! Die Franzosen dagegen kämpfen, weil es ihr Kaiser will. Wenn wir

nicht wären, würde er sie an das Ende der Welt führen, um mit Wilden und Barbaren zu kämpfen. Er muß Blut einathmen, und sie müssen plündern, morden und brennen. So war es stets und so wird es bleiben bei diesem Volke.* Sie können nicht ruhig bei sich daheim sitzen und arbeiten wie wir, sie sind die geborenen Feinde des Friedens und der Menschheit. Sie sind hämisch und neidisch wie die Affen und blutgierig wie die Tiger. Unter ihnen erhoben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die großen Völkermörder, um Europas Fluren zu verwüsten. Der schrecklichste von allen ist ihr jetziger Kaiser.

Er ist gefräßiger als der alte Moloch, dem zu Tyrus und Karthago die Kinder in die glühenden Feuerarme geworfen wurden, denn er verzehrt jeden Tag an die tausend Menschen. Keine Grenzen kennt sein Hochmuth, keine Gesetze achtet sein Ehrgeiz, nichts von der Menschlichkeit weiß sein marmornes Herz. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zieht er triumphirend dahin, aber seine Siege freuen ihn nicht. Sie erwecken in ihm nur den unbezähmbaren Durst nach neuen Eroberungen und neuen Kriegen. Im Frieden erkrankt er, nur wenn er zu Pferde sitzt, ist er gesund. Was andere Menschen am liebsten thun trinken und lachen, er kann es nicht. Und wenn Gott

ihm heute die Herrschaft der Erde anböte, morgen würdr er sagen: Nun will ich auch Deinen Himmel noch dazu haben. Er ist nicht von unserer Art; der Dämon der Unerfättlichkeit, des Stolzes und der Selbstsucht hat in ihm menschliche Gestalt angenommen. Nicht einen Eroberer, wir bekämpfen in ihm die Hölle selbst, das urewig Böse. Wer folgt ihm nach? Eine Rotte Kriegsknechte, der er die Hauptstädte Europas zur Plünderung gibt; nicht Männer, die ihr Vaterland vertheidigen, nicht jugendliche Helden, die einer fremden barbarischen Welt eine höhere Cultur bringen; um ihn sind Miethlinge, Söldner, Räuber im Großen und Räuber im Kleinen. Uns aber treibt das Höchste und Heiligste in die Schlacht. Freiwillig haben wir uns in Waffen erhoben, ein streitbares Volk. Und wie der Dichter ruft, haben wir getrosten Muths in den Himmel gegriffen und unsere ewigen unveräußerlichen Rechte heruntergeholt. Zerbrechen wir das Eisenjoch dieses Corsen! Aber Eisen allein zerbricht Eisen. So schlagen wir an die Schwerter, drauf los! Wir sind Gottesstreiter im gerechtesten Kampfe, der seit den Griechenschlachten von Marathon und Salamis ausgefochten wurde. Was sollten wir fürchten? Den Tod? Gefallen, würden wir mit Achilles und Patroklos zu Nacht essen und uns von der Schönheit der Kleopatra

überzeugen können. Ueber den Tod hinaus gibt es nichts, er liegt jenseits der Sorge und der Hoffnung. Das Beste ist bekanntlich, nicht geboren zu sein, nie gefroren und nie gedürstet zu haben; das nächst Gute daran ist, in der Jugend und für das Vaterland zu sterben. So füllt denn die Gläser! Es lebe der Sieg, wenn's sein kann; der Tod, wenn's sein muß; und über unsern Sieg wie über unsern Tod, ohne Wenn und Aber, einer glorreichen Zukunft entgegen unsere Allmutter Germania!"

Unter den wildstürmischen Hoch- und Jubelrufen der Versammlung war Hugo vom Tisch gesprungen. Ein Sturm der Begeisterung rauschte durch das Haus. Solche Rede hatten die Wenigsten in ihrem Leben vernommen. Voll war in ihr der Augenblick, die allgemeine Empfindung ausgeklungen. Nicht zufrieden, die Gläser zu leeren, zu füllen, an einander zu stoßen, die leeren Flaschen zu Scherben zu schlagen, rissen sie die Degen aus den Scheiden und ließen Stahl auf Stahl klirren. Aus einer Umarmung flog Hugo in die andere.

„Das ist ein Prachtker!“ ging es mit einem „Hoch Deutschland! Fluch Napoleon!“ bacchantisch durcheinander.

Aus dem Hause setzte sich die kriegerische Trunken-

heit in die Gasse hinaus fort. „Sieg und Tod!“ schrieen die Soldaten. „Nieder mit Napoleon! Hoch Oesterreich, hoch!“

Von den Fenstern aus ermunterten die Offiziere mit Wort und Beispiel die freudige Bewegung, die ihnen für den nächsten Tag von guter Vorbedeutung zu sein schien. Bierfässer und Weinflaschen wurden freigebig gespendet.

„Ein Hoch dem Generalissimus, dem Erzherzog Karl!“ scholl es tausendstimmig durch das Dorf.

Aus der Ferne fielen Trompetentöne ein.

Der Graf Wolfzegg hatte Egbert noch einmal umarmt, Hugo die Hand geschüttelt und war mit einem: „Auf Wiedersehen hier oben oder auf Ruhe dort unten!“ davongeritten. Die beiden Freunde blieben eine Weile im halbdunklen Hofe allein.

„Ich muß Athem schöpfen“, meinte Hugo, „sonst ersticken sie mich mit dem Dunst und Dampf ihrer Bewunderung.“

„Nun, für einen ersten Versuch in der Kunst des Demosthenes“, lachte Egbert, „hast Du nicht übel geredet und die Herzen mächtig ergriffen.“

„Mein Vater, der würdige Pfarrer, würde sagen: Zu viel Bilder, zu viel Hyperbolisches! Aber es gibt etwas Besseres als diese Rede.“

„D ja“, entgegnete Egbert, „sie wahr machen.“

Aus den Fenstern scholl der Gesang eines Liedes mit dem Refrain: „Pereat Napoleon!“

Unter den Mägden, die Wasser holend zum Brunnen gingen, bemerkte Hugo die braune Christel.

„Wettermädel, wie kommst Du denn hierher?“

„Ich bin Euch nachgelaufen, wie Ihr es mir gesagt habt. Hier haben mich die Mädchen gebeten, ihnen zu helfen.“

„Bleib' auch die Nacht über in diesem Hause“, gebot ihr Egbert. „Ich werde mit der Wirthin sprechen, sie kann Dich in ihre Kammer hinaufnehmen. Morgen mußt Du suchen über den Fluß zu kommen. Magdalene wird sich um Dich ängstigen, wenn Du nicht zurückkehrst.“

„Ich will gehorchen, lieber Herr. Aber die Leute und die Soldaten reden alle von einer Schlacht. Was ist das, eine Schlacht? Ich möchte es mit ansehen.“

„Du liebe Unschuld“, rief Hugo und gab ihr einen Kuß. „Sie will eine Schlacht sehen. O unergründliche Ironie des Weltlaufs! Da rüsten sich hunderttausend Menschen mit Kanonen, Gewehren und Säbeln, nm sich gegenseitig zu erwürgen. Und was

ist der Zweck des Ganzen? Einem Kinde ein neues Schauspiel zu gewähren!"

„Pereat Napoleon!“ schallte es wieder über den Hof.

Die Gläser klangen, die Säbel schlugen zusammen.

Dampf vom Thurme dröhnte die Mitternachtsstunde.

Zweites Kapitel.

„Sieg! Sieg! Laßt zum Sammeln blasen! Pflanz die Fahne auf! Dort in der Bresche der Friedhofsmauer!

So schallt die Stimme des Obersten über den Kirchhof von Aspern hin. Mit einem: „Hoch Oesterreich!“ antworten die Soldaten des Bataillons, die noch zusammen in Reih und Glied stehen.

Von der Kirche her, aus den halbzerschossenen, brennenden, zusammenstürzenden Häusern, aus den Gärten, hinter Zäunen und Hecken her kommen bei dem hellen Hörnerklang die Reste der stattlichen Schaar; die Gesunden mit pulvergeschwärzten Gesichtern, in staubigen zerrissenen Röcken, die Waffen schwingend, in straffer Haltung und mit stolzem Schritt; die Verwundeten, die noch gehen können, langsam schleichend,

den Schmerz verbeißen und mit bleichen Lippen wiederholend: „Sieg! Sieg!“

Es ist die Nacht des einundzwanzigsten Mai. Ein Ehrentag ohnegleichen in Oesterreichs Geschichte geht zu Ende. Zum ersten Male ist der Unbesiegbliche zurückgeworfen worden. Hart am Ufer der Donau steht er, ein Löwe, der, in seiner Höhle angegriffen, verwundet, sich noch einmal zu einem Sprunge rüstet. Der nächste Tag muß über sein und seines Heeres Schicksal entscheiden. Die kurze Waffenruhe der Nacht dient nur den Vorbereitungen zu einem noch hitzigeren Kampfe.

Ein theuer erkaufter Sieg ist erstritten. Auf diesem blutgedüngten Fleck Erde flattert nach fünfstündigen Gefechten die schwarzgelbe Fahne Habsburgs mit dem Doppeladler des Reichs. Wie es der Erzherzog angeordnet, war es geschehen.

Im heitersten Maiensonnenschein, bei reiner und klarer Luft, gegen die vierte Stunde des Nachmittags — die Heißsporne hätten gewünscht, es wäre fünf Stunden früher der Befehl zum Aufbruch gegeben worden, und jetzt in der Nacht wollten die Unzufriedenen und die Tadler den halben Erfolg des Tages auf diese Versäumniß schieben — unter rauschender Musik hatte sich das österreichische Heer in Bewegung gesetzt.

Voran die erste Linie des Hiller'schen Corps unter dem General Nordmann gegen Aspern. Zwei Stunden später, rechnete man, würde Rosenberg mit seinen Truppen bei Esling eintreffen. Den Raum zwischen den Dörfern sollten das Corps Hohenzollern's und die Reiterei Johann Liechtenstein's einnehmen. Die Entfernung Asperns von Esling beträgt noch nicht eine halbe Meile, es ist ebenes Feld; der kleine Wassergraben, der von einem Dorfe zum andern zieht, ist so schmal, daß er den Reitern keine Schwierigkeiten bereiten kann.

Diese Verbindung der beiden österreichischen Flügel zu durchbrechen, war der erste Gedanke, der sich Napoleon aufdrängte. Glückte es, so war das Heer des Gegners in zwei Theile zerschnitten. Dazu war dieser Kampf gegen das feindliche Centrum, die Vernichtung desselben von jeher der Angelpunkt seiner Kriegskunst gewesen. Zunächst galt es für ihn, Aspern und mit ihm die Brücke am linken Donauufer nach der Lobau im harten Ringen, Mann gegen Mann, zu halten.

Aspern ist ein langgestrecktes Dorf, meist von steinernen Häusern, mit Gärten dazwischen, gebildet. Vom Fluß aus durch ein kleines Gehölz führt die breite Hauptstraße gen Norden. Dort am äußersten Ende

liegt die Kirche, dahinter, von einer Ziegelmauer umgeben, der Kirchhof. Nordwärts befindet sich eine Art Wall und Brustwehr vor dem Dorfe, welche die Franzosen bei ihrer Vertheidigung geschickt zu benutzen wissen. Denn die österreichischen Plänkler, die schon in das Dorf eingedrungen waren, werden von zwei Regimentern unter dem Befehl des Generals Molitor wieder hinausgejagt. Und nun beginnt ein unbeschreibliches hinüber und herüber wogendes Kampfgetümmel. Wagen und Pflüge, Hausgeräth, Pfähle und Breter thürmen die Franzosen auf, um die Straße zu sperren. Jedes festere Haus wird von ihnen besetzt; aus den Fenstern, von den Dächern speien ihre Kugeln den Tod auf die Verwegenen aus, denen es gelingt, die Brustwehr zu erklettern und vorwärts zu dringen. Nicht aus der Entfernung treffen hier die männermordenden Geschosse, Jeder sieht mit blitzenden Augen seinen Feind. Der Anblick scheint die gegenseitige Wuth noch unbändiger zu entflammen. Von Ergebung hier, von Schonung dort ist nicht die Rede. Auf Vernichtung zielt jeder Gedanke ab.

Düster lagert sich eine grauschwarze Wolke, nur durchrissen von dem Feuerblitz der Kanonen, von der lichten Brandlohe, die aus den Häusern emporschlägt, um die Streitenden. Auf engstem Raume wälzen sich

Zehntausende, wie die Wogen des aufgewühlten Meeres, über- und durcheinander. Zuweilen, das Gebrüll der Geschütze und das Gefnatter der Gewehre übertönend, schallt es: „Vive l'empereur!“ Und auf der andern Seite: „Vorwärts, Haus Oesterreich hoch!“ Dann tritt wohl eine minutenlange Pause ein, wo die Befehlshaber ihre Schaaren aufs neue ordnen, antreibend, ermunternd, lobspendend; wo die Ermüdeten aufathmen, die Verwundeten aus den Gliedern sich entfernen, die Sterbenden noch einmal stöhnen. „En avant!“ heißt es darauf drüben, „In Reih und Glied!“ hüben und die Schlacht rast weiter.

Ungezählt liegen die Leichen vor der Brustwehr, aber jetzt ist sie endgültig von den Oesterreichern erstürmt und genommen. Mit furchtbarem Geschrei, wie von einem Orkan emporgehoben, stürzt die Masse mit gefälltem Bajonett darüber hin, eine Sturmflut, welche den Damm durchbricht. In regelloser Unordnung fliehen die Franzosen die große Straße entlang, dem Flusse zu.

Auf der Ostseite von Aspern ist die Colonne Bellegarde's in die Schlachtreihe getreten; mit einem kühnen Sturm gelingt es dem österreichischen General Vacquant sich der Kirche zu bemächtigen. Aber das Dorf bleibt noch zu säubern, und der Marschall Massena, dessen Starrheit und Unmenschlichkeit Hiller's Soldaten schon

von der Traunbrücke bei Ebelsberg her kennen, ist nicht gewillt, diesen Stützpunkt der ganzen französischen Stellung aufzugeben. Zäh wie eine Dogge verbeißt er sich in den Feind. Den erschöpften Regimentern Molitor's, durch die der Tod den fünften Mann erwählend geschritten, sendet er die Division Legrand's zu Hülfe. Auf dem offenen Felde gehen die leichten Reiter des Generals Marulaz vor. Haus für Haus entbrennt so der Streit. Es sausen die Kugeln, es flogen die Ziegel der Dächer auf die Stürmenden. Mit Aexten, mit Flintenkolben schlagen diese ihrerseits die Thüren ein und stürzen dem Feinde entgegen. In viele Einzelgefechte löst sich das schreckliche Ganze.

Kein sterbliches Auge, nur die sinkende Sonne sieht die ungezählten, die nicht zu schildernden Heldenthaten und Greuel.

Mitten in diese Kämpfe um die Trümmer einer von den Kanonenkugeln zerstörten Barrikade hier, eines brennenden Hauses, dessen Mauern den Einsturz drohen, dort; in den Zweikampf, den ein österreichischer Jäger, von jener Linde gedeckt, mit einem französischen Voltigeur unterhält; in den Tumult, der diesen Garten erfüllt, schallen plötzlich rasselnde Trommelwirbel. Im Lauffschritt kommen die Franzosen von dem südlichen Eingang des Dorfes daher. Rasch eilen die Dester-

reicher zusammen, um dem Gewaltstoß in dichten Reihen zu begegnen. Horch! Trompetengeschmetter; draußen hinter den Häusern wagen die Reiter ihren Angriff. Eine Staubwolke, die einen Augenblick Alles in ein riesiges Bahrtuch einzuhüllen scheint, wirbelt empor. Dann geht es hinauf, hinab, ohrzerreißend, ein Flintengeknatter, das kein Ende nehmen will. Ein Hagel von Kugeln, ein Schloßenunwetter, das Mann und Roß niederstreckt. In jäher Flucht, sich überschlagend, über die Leichen, über die Lebenden hin jagt der Reitergeschwarm rückwärts. Mit dem Bajonett werden in dessen Legrand's Truppen von den Oesterreichern in der Dorfstraße empfangen. Nun erweisen sich die Schutzwehren, welche die Franzosen hier errichtet, als ebenso viele Hemmnisse eines raschen Vordringens für sie selbst. Zurückgeschlagen müssen sie sich begnügen, die letzten Häuser des Dorfes festzuhalten. In dem Wäldchen, das vor demselben bis zum Donauarm sich hinzieht — junges Holz, meist Erlen und Birken — nimmt Massena die Besiegten auf. Er sitzt auf einem Baumstamm, den Degen zwischen den Knien, barhaupt, mit blutunterlaufenen Augen, ein angeschossener Eber.

Inzwischen ist auch der Angriff Napoleon's gegen die Mitte der österreichischen Stellung gescheitert. Als der Marschall Lannes außerhalb Eslings, zu Pferde

an der Spitze seiner Truppen, zu gleicher Zeit von Rosenberg's Fußvölkern das Dorf zu seiner Rechten umstürmt sieht, während gegen ihn selbst in dichtgedrängten tiefen Massen Hohenzollern vorrückt, nimmt er nach dem Befehl des Kaisers die ganze vorhandene Reiterei und wirft sie auf den Feind. Vier Regimente Panzerreiter unter dem General Espagne, vier Regimente Chasseurs unter Lassalle, so sausen sie dahin. Es ist wie eine Wiederholung mittelalterlicher Ritterschlachten. Aber sie kommen nicht weit. Wohl hauen sie die Bedienung der vorgeschobenen österreichischen Kanonen nieder, an den Vierecken Hohenzollern's, an den vorgestreckten Bajonetten, an den Verderben ausstreuenden Flintenläufen der Grenadiere zersplittert der Ansturm, wie wenn Glas gegen eine eiserne Mauer geschleudert wird. Die Reiter wollen nicht ablassen; Mann und Pferd sind von einer Wuth besetzt. Da fällt der General Espagne; die Ulanen und Husaren Liechtenstein's brechen in ihre Flanke ein und treiben sie vor sich her.

Die Dunkelheit ist niedergesunken. Auf beiden Seiten sind nach der gewaltigen Spannung die Kräfte auf das äußerste erschöpft. Die stärkere Natur zwingt die widerwilligen Gemüther zur Ruhe. Durch einen kurzen Zwischenraum getrennt, stehen beide Heere still.

Nach dem Lärm des Kampfes macht diese Stille beinahe den Eindruck der Lautlosigkeit. Nur in langen Pausen fällt bei den vordersten Postenketten hinüber und herüber ein Schuß. Aspern flammt; die Hälfte des Dorfes ist schon niedergebrannt. Glimmende Balken, geschwärzte Mauern, Leichenhaufen decken seine Gassen. Statt vorwärts zu dringen, ist die Schlachtreihe der Franzosen gewichen. Sie hält gleichsam nur die letzten Zipfel der beiden Dörfer noch fest.

Um die Brücke zu schützen, läßt Massena in dem Gehölz und auf der kleinen, links von Aspern liegenden Insel Verschanzungen aufwerfen.

Napoleon kann nicht, will nicht glauben, daß er hier zum ersten Mal auf einen unzerbrechlichen Widerstand gestoßen sei. Im Laufe des Tages sind ihm über die wiederhergestellte Brücke, von Ebersdorf und Wien, zahlreiche Verstärkungen gekommen; am Abend treffen die Kürassiere von St.-Germain, die Division Carra St.-Cyr's bei ihm ein mit der Nachricht, daß er mit Tagesanbruch neue Streiter, den größern Theil seiner Garde, zwischen Aspern und Esling haben werde. Brauche ich mehr, um zu siegen? scheint sein unwilliger Blick zu fragen, als in seiner Umgebung Stimmen laut werden, die zum Rückzuge rathen. Denn weder die Soldaten noch die Führer trauen der Festigkeit der großen Brücke.

Die Hochflut der Donau schwemmt im reißenden Lauf Baumstämme, Rähne und Trümmer jeder Art hinunter; Barken mit Zündstoffen senden die Oesterreicher nach. Fortwährend zittert, schwankt, reißt die Schiffbrücke. Die Wellen schlagen darüber hin, die Lücken klaffen. Nur in übermenschlicher Anstrengung vermögen die Sappeurs den vollständigen Bruch zu verhindern. Aber die Soldaten, die hinübergeführt werden, sehen die wachsende Gefahr, das brausende Wasser, den unsichern Breterweg, der unter ihren Schritten bebt. Auch dem Kühnsten sinkt das Herz. Eine verzweifelte Stimmung fliegt durch die Reihen.

Drüben sind die Oesterreicher siegesfroh. Der zweiundzwanzigste Mai wird vollenden, was der einundzwanzigste herrlich begonnen. Diese Hoffnung tröstet über die Opfer, die der Tod gefordert. Im Angesicht des Siegs sind sie gestorben.

An der Nordmauer, der nun zerstörten, niedergeworfenen, des Kirchhofs von Aspern steht Egbert.

Vor seinen Freiwilligen halten die Truppen des Generals Bacquant vom Corps Bellegarde's die Kirche und die darauf mündende Straße besetzt.

Um die fünfte Stunde ist Egbert ins Feuer mit den Seinen gekommen, beim Sturm auf die Brustwehr der Franzosen vor dem Dorfe. Gleich die erste Kugel,

die das Bataillon erreicht, reißt ihm den Hut vom Kopfe.

„Wünsche Glück“, sagt der Oberst, ein ergrauter Soldat, und schlägt auf die Brust, wo er eine Reliquie oder ein Amulet trägt; „heute sind Sie vor den Kugeln sicher. Einmal berührt ist man gefeit.“

Der blonde Egbert lächelt. Sollten so viele Glückverheißungen täuschen?

Und mitten unter den Kugeln hinweg, durch die Bajonette hindurch, an brennenden Häusern vorüber führt ihn sicher eine unsichtbare Hand.

Zweimal zurückgeworfen gehen seine Tapfern zum dritten Male vor; er, die Offiziere, mit geschwungenen Degen voran, danach die Trommler, die den Sturm-marsch wirbeln, zwischen der ersten und der zweiten Linie die stolz flatternde Fahne mit dem Wappenzeichen Wiens.

Unwiderstehlich ist der Andrang, die Franzosen fliehen. Aber um welchen Preis!

„Hoch Deutschland! So weit wären wir! Nun setzt ihnen nach! Vielleicht schlafen wir heute noch im Zelte Napoleon's!“ hat Hugo gerufen.

Da hat eine Kugel ihn in die Brust getroffen. Lautlos ist er vornüber gestürzt. Nicht im Zelte des Kaisers schläft er nun einen unruhigen Schlaf, im

Schooße Proserpina's ruht er auf immer. Nach seiner eigenen Rede am gestrigen Abend hat er ein gutes Loos aus der Urne gezogen: jung und ohne Schmerzen ist er für die edelste Sache gestorben.

Egbert hat den Freund fallen sehen; er kann noch zu ihm eilen und sich überzeugen, daß die Seele hinüber zu den Sternen oder in das Reich des Nichts geschwunden ist. Thränen ihr nachzusenden, ist keine Zeit, ungestüm reißt ihn der Drang der Schlacht mit sich fort. Allein wie unklare Nebelbilder verschwimmt und verwirrt sich ihm Alles, was fortan sich um ihn begibt. Nur wie durch eine Wolke von Blut und Rauch erblickt er das Entsetzen, das sich entrollt.

Erst jetzt, nach dem Austoben des Streitens, ist er zur Besinnung, zur Erinnerung gekommen. Aus der vordersten Feuerlinie ist das Bataillon zurückgerufen worden.

„Noch immer ohne Hut, Herr Kamerad?“ lacht einer ihm zu.

Egbert greift eine Soldatenmütze vom Boden auf und stülpt sie auf seine flatternden Haare. Es ist ihm, als fiele es wie Schuppen von seinen Augen, als wälze sich ein ungeheurer Stein von seiner Brust. Der Greuel, die hinter ihm liegen, der Gefahren, denen er entgangen, wird er sich bewußt. Dem Selbsterhaltungstriebe blind

gehorchend, faßt er an seinem Körper hin und her. Er findet keine Wunde, aber überall schmerzt es ihn. Beulen, Stöße, Schrammen genug hat er empfangen, ohne ihrer zu achten. Kraftlos bricht er dann zusammen und sitzt eine Weile auf dem zerstampften Erdwall. Die Wimpern werden ihm feucht.

Der Freund ist ihm gestorben, der liebste. Wie im Fluge rauschen alle die guten Stunden ihm noch einmal vorüber, die sie gemeinsam verlebt. Jene glückliche Reise, die seinem Dasein eine neue Wendung gegeben, die lustigen und die ernstesten Abenteuer, so viele Scherzreden und so weise Sprüche Hugo's, sie tauchen aus dem Born der Vergessenheit wieder auf. Nun ist sie dahin, diese frische Jugendkraft, dies idealische Streben, die dem Vaterlande und der Kunst so reiche Blüten versprochen. Das tödtliche Blei hat sie in der Knospe vernichtet. Auf immer geschlossen ist der Mund, den die Muse geküßt; nie wieder wird er lächeln, nie wieder von großherzigen Gedanken überströmen. Vor der Zeit hat eine rohe, sich selber unbewußte Gewalt der Entwicklung wie den Hoffnungen des Jünglings ein jähes Ende gemacht.

„Das ist der Krieg“, sagt sich Egbert bitter, und reichlicher fließen seine Thränen. Nicht einer, Tausende liegen so erschlagen, aber die Selbstsucht men-

det sich stets wieder zu diesem Einzigem zurück, als ob sein Untergang alle Schrecken des Kriegs in sich schlösse, als ob an ihm der Bürger Tod sein Meisterstück gemacht hätte.

Ein Soldat glaubt den Hauptmann verwundet; er bietet ihm seine Feldflasche an. Für alle Gebrechen des Leibes und allen Seelentummer ist ein Schluck Branntwein, seiner Meinung nach, das untrüglichsste, nie versagende Heilmittel.

Halb bewußtlos thut Egbert einen tiefen Zug. Wie Feuer rinnt es ihm durch die Adern. Er schüttelt sich. Hier in der Nähe des Flusses weht es kühl und heftig. Mit dem Rücken der Hand wischt er die feigen und doch so menschlichen, so lösenden Tropfen aus den Augen. Er gehört nicht sich und seinem Schmerze, er gehört seinen Leuten und dem Staate an. Er schaut auf.

Die Soldaten haben sich in ihren Mänteln auf den zertretenen Gräbern des Kirchhofs, auf den Resten der Mauer und der Brustwehr gelagert. Vor ihm brennt die Feuersbrunst aus Mangel an Nahrung in sich selbst zusammen. Rückwärts auf dem Blachfelde von Stadlau nach Breitenlee sind Wachtfeuer angezündet. Von Seyring ist die Grenadierreserve im Verlauf des Tages so weit gen Süden vorgezogen

worden. Unbekümmert um Todte und Verwundete, nicht gedenkend des Entwegens, das ihrer noch harret, freuen sich die Mäner des gegenwärtigen Augenblicks und daß sie den Gefahren entronnen sind.

Der Krieg macht unbarmherzig und entfernt jeden Gedanken, beinahe jedes Gefühl für Andere aus der Seele des hart ringenden Kämpfers. Durch Speise und Trank, wenn es geht, durch eine Stunde Schlaf suchen sie die verlorenen Kräfte zu ersetzen und sich zu der neuen Blutarbeit zu rüsten. Halb eingeschlafen, mit dem Kopf nickend, sitzt einer mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, die Füße auf eine Leiche gestemmt. Andere haben Besen ergriffen, um die Blutlachen fortzusetzen, und strecken sich nachher gelassen auf derselben Stelle aus. So nahe an dem Feinde ist jeder Gesang und jeder Lärm verboten. Selbst die Schlafenden haben die Waffen im Arm. Krankenträger gehen, Verwundete suchend, über das Gefilde; große Karren rollen heran, die Leichen aufzunehmen, die man in schnell gegrabene Gruben haufenweise hineinwirft. Diese Vorstellung hat für Egbert etwas Schreckliches und Herzkränkendes.

Nein, so hart und unwürdig soll dem Freunde nicht gebettet werden.

Mit zweien seiner Leute, die sich eine Bahre ver-

schafft haben, eine Fackel in der Hand, macht er sich nach der Stelle des Walles auf, wo er Hugo fallen sah. Zum Glück für die Erfüllung seiner frommen Pflicht ist an diesem Punkte später nicht mehr gekämpft worden. Seit sie einmal vom Wall herabgetrieben waren, ist es den Franzosen nicht wieder geglückt, ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

So wird Hugo's Leichnam bald aufgefunden; schon die Offiziersuniform mit den silbernen Schnüren macht ihn kenntlich. Mit der Fackel leuchtet ihm Egbert in das bleiche, aber nicht entstellte, nur vom Schlachtenstaub rühmlich bedeckte Gesicht. Er schließt ihm die starren gläsernen Augen, läßt ihn in einen weißen Mantel hüllen und auf die Bahre legen.

Aber wohin zunächst mit der Leiche, da er an seinen Posten gebannt und das Schicksal des herandämmernden Tages so ungewiß ist? Noch steht er sinnend — die Nothwendigkeit, schnell einen Entschluß zu fassen, drängt die Klage um den Todten zurück — als der Lichtschimmer einer Laterne über das Feld daher sich ihm nähert.

„Holla!“ ruft er, seine Fackel schwingend. „Hierher!“

Vielleicht sind es Leute, denen er den kostbaren Schatz anvertrauen kann.

Seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Es ist die braune Christel, die mit seinem Diener, den er in Stammersdorf gelassen, bei diesem Ruf auf ihn zueilt.

Die Neugierde, Aufregung und eine dunkle Ahnung haben das Mädchen aus der Schenke, trotz aller Einsprache der Wirthsleute, dem Herrn nachgetrieben. Der Bursche, eines Arbeiters Sohn von Egbert's Gut in Hiezing, ein anstelliger treuer Mensch, ist ihr gefolgt; in Sorge, es könnte dem Herrn ein Unfall zugestoßen sein, in Hoffnung, daß die braune Christel, die nun doch einmal mehr wisse als die andern Menschen, ihn sicher zum Ziel geleiten werde.

„Ihr lebt!“ schreit das Mädchen auf und betastet ihn, als müsse sie sich noch besser als durch das Gesicht durch das Gefühl von seiner Leibhaftigkeit überzeugen. „Ihr lebt und seid heil! Und doch hab' ich einen Todten gesehen mit dem Antlitz am Boden und ein Stöhnen gehört gerade wie damals —“

Sie kann nicht weiter, sie ist wie außer sich und klammert sich fest an ihn, als hätte sie so eine Stütze, die sie vor dem Sturz in einen unermesslichen Abgrund bewahrte.

Er schreibt Alles ihrem durch die Schlacht, durch den Anblick so vieler Todten und Sterbenden, an denen

sie vorübergeschritten, leidenschaftlich aufgewühlten Gemüth zu.

„Ach, arme Christel“, sagt er, „Du hast ihn auch verloren. Ja, es gibt einen Todten. Schau' her!“

Er hat sie an der Hand gefaßt und entfernt ein wenig den Mantel von Hugo's bleichem Gesicht. Das rothe Licht der Fackel wirft einen täuschenden Schein des Lebens darüber. Schluchzend kniet das Mädchen an der Bahre nieder. Sie ist ganz aufgelöst und zittert an allen Gliedern. Einen scheuen Blick richtet sie auf den Todten, um entsetzt ihr Gesicht wieder in den Händen und in dem Mantel zu verbergen.

„Da siehst Du eine Schlacht“, sagt Egbert schauernd. „Und rings umher liegen so die Leichen, brennen die Häuser — das ist der Krieg!“

Mit dem Diener redet er das Nöthigste ab. Er soll mit einigen Bauersleuten Hugo's Leichnam nach Stammersdorf schaffen, ihn dort in einen Sarg legen und am nächsten Tage mit ihm und der Christel nach Rusdorf hinüberfahren. Von dort wird er Hiezing leicht erreichen, da alle französischen Truppen aus dem Norden Wiens südwärts auf Ebersdorf gezogen sind. Die Leiche soll zunächst im Garten des Gutes bestattet werden.

Auf den Knien schreibt Egbert einige Worte an

Magdalene, daß er noch lebe und unverwundet sei, daß eine traurige Morgengabe in ihr Haus gebracht werde: der gefallene Freund. „Solch Geschick, liebste Magdalene, steht über der Klage. Schnell und schmerzlos hat es ihn dahingerafft. Solange ich lebe, werde ich seiner gedenken. Sie aber, meine vieltheure Freundin, wollen muthig bleiben und das Herz nicht sinken lassen. Mich weht's von den Sternen, die über mir aufleuchten, mit heiligem Schauer an. Auf einem jener funkelnden, unbekanntem, uns unzugänglichen Gestirne wacht jetzt die Seele meines Hugo lächelnd zum neuen Leben auf!“

Er hat den Brief vollendet, faltet ihn zusammen und übergibt ihn dem Diener, noch einmal seine Anweisungen wiederholend.

Der dreht verlegen seine Mütze zwischen den Händen.

„Ich möchte nicht von Euch gehen, Herr. Wenn morgen — Gott behüte Euch!“

„Getrost, Leopold! Dies ist mir das Wichtigste, daß die Leiche in Sicherheit gebracht wird und die Armharts und meine Leute drüben wissen, wie es um mich steht.“

Er ist zur Christel getreten und rüttelt sie auf.

„Da hilft nun kein Gebet und kein Weinen mehr,

mein Kind. Für uns bleiben die Todten stumm und erwachen nicht wieder.“

„Aber sie werden nicht ewig stumm sein?“ fragt sie.

„Das ist Gottes Geheimniß.“

„Nicht wahr, der da“ — und sie zeigt auf die Leiche — „wird nichts Böses von mir reden?“

„Nein, er war gut und liebte Dich. Die Todten hassen auch die Lebendigen nicht.“

„O wenn das wahr wäre! Aber es ist anders, sie verfolgen uns, in der Nacht, im Schlaf.“

„Fort, fort!“ drängt Egbert. „Nach Stammersdorf!“

Darüber sind die Träger gekommen und haben die Bahre ergriffen.

„Vorwärts, Christel, gib dem Leopold die Hand. Morgen bist Du in Hieging und gehst nicht wieder aus dem Hause. Nun weißt Du, um es nie wieder zu vergessen, was eine Schlacht ist.“

„Ich gehe, lieber Herr.“

Plötzlich kehrt sie sich zu ihm um und faßt seine Hand mit krampfhafter Bewegung.

„Habt Ihr noch den Stein — den Stein von Gmunden?“

„Ich hab' ihn noch. Wie kommst Du darauf, wunderliches Mädchen?“

„Bewahrt ihn wohl!“

„Deine Augen funkeln, Deine Hand glüht, Du bist fieberkrank. Mach' fort, daß Du Dich aus diesem Graus rettest.“

Die Träger voran, Leopold mit der braunen Christel wie Leidtragende hinterdrein, verschwindet der Zug in der Finsterniß.

Zu seiner Truppe auf dem Kirchhof kehrt Egbert zurück. Uebermächtig fordert die Natur ihre Rechte. Trotz der verschiedensten Bilder, Gedanken und Ahnungen, die auf seine Seele einstürmen, sinkt er in einen tiefen Schlaf. Auf einem halb zerstampften Grabhügel ruht sein Haupt. Aus den dunklen Abgründen des Alls schimmern in ungetrübter Klarheit und Erhabenheit ungezählte Welten.

Als ihr Glanz mälig vor der Morgenröthe verdämmerte, erschütterten bei den äußersten Vorposten mit scharfem Geknatter mehrere Schüsse die Ohren und die Gemüther aller.

Es war vier Uhr Morgens.

Die Schläfer jähren auf, ordneten ihren Anzug, ihre Waffen. In Hast ward die Suppe bereitet und genossen. Reichlicher als sonst wurden Getränke gespendet.

Eine höchste Anstrengung, eine heroische That forderte der Oberfeldherr von der Armee.

In Reih und Glied gestellt, schienen Fußvölker wie Reiter ihre Strapazen, ihre Leiden und Gefahren vergessen zu haben. Kaum einen Blick warfen sie auf die Leichenhaufen, die Ruinen, die sie rings umher anstarrten. Die wilde Musik, die Jubelrufe erstickten jede andere Stimmung. So setzten sich die Oesterreicher in Bewegung. In Aspern wollten sie den Angriff Massena's erwarten, bis auf dem äußersten linken Flügel Rosenberg Esling eingenommen hätte.

Vor der Kirche hatte Bacquant aus den Kampftrümmern des vergangenen Tages eine Barrikade errichtet. Schräg gegenüber der Kirche lag ein großes Gehöft mit einem steinernen Hause, das noch wenig gelitten hatte. Es bildete eine natürliche Burg, um so wichtiger, weil es die Ecke einer engen Gasse war, die von der Hauptstraße des Dorfes nach dem freien Felde zu abbog.

Diesen Punkt aufs äußerste zu vertheidigen, wurde Egbert mit einer kleinen Schaar abgesendet. Wenn die Franzosen im heftigsten Kampfe um die Kirche und um dies Gehöft verwickelt waren, sollte durch jene Gasse ein Vorstoß geschehen und sie auf dem schmalen Raum zusammengedrängt und zur Waffenstreckung genöthigt werden.

Egbert hatte Muße genug, seine Vorbereitungen nach allen Seiten hin zu treffen.

Ein einstöckiges, hoch gelegenes Haus, zu dessen Thür eine Art Rampe führt. Die Fenster im Erdgeschoß und die Thür werden so fest als möglich verammelt, an die obern Fenster und an die Dachlufen die besten Schützen der Truppe vertheilt. Selbst im Falle der Feind durch die Thür brechen und die Treppe erobern sollte, bleibt durch eine Hinterstiege ein Ausgang in den Garten frei. Erst lange Reihen Bohnenstangen, dahinter eine Gruppe alter Rüstern machen ihn zu einem Bertheidigungskampfe besonders geeignet. Das große Hofthor hält einen tüchtigen Stoß aus, und stürzt es zusammen, so empfängt der Angreifer die Ladung zweier kleinen Geschütze, die im Hofe aufgestellt sind, voll in seine dichtgedrängten Glieder.

Seitwärts das Haus und die Mauer, die das Gehöft abschließt, zu fassen, verhindert das Feuer, das die Stürmenden vom Kirchhof her im Rücken treffen würde.

Auf das Dach gestiegen, überschaut Egbert bis Esling die ganze Schlachtlinie der Oesterreicher nach Osten und nach Süden bis zur Lobau hin die der Franzosen. Auf beiden Seiten tummeln sich die Reiter zwischen den Dörfern. Auf den Kürassen der Franzosen blüht schillernd die Morgensonne. In ihrer bunt phantastischen Tracht jagen die ungarischen Husaren,

herausfordernd die Säbel schwingend, ihnen entgegen. Hinter diesem Vorhang sammeln sich die Massen des Fußvolks regimenterweise in tiefer Stellung. Von Breitenlee her kommen die Grenadiercolonnen. Gegen Aspern rücken, wider ihre Gewohnheit langsam, trotz der hastigen Trommelschläge, endlich die Franzosen vor.

Es sind zwei frische Regimenter von der Division St.-Cyr, die Massena in diesen Krater, der nun Feuer zu speien anfängt, schießt.

Die Verwüstungen und Zerstörungen eines Gefechts, das mehr als fünf Stunden hier getobt, machen das Vorrücken beschwerlich. Unwillkürlich zögert der Fuß, über Freundesleichen zu schreiten; er fürchtet, darüber hinaus derselben Vernichtung zu begegnen, die aus den bleichen Gesichtern der Kameraden ihn angrinst. Wo sie kann, bietet die sich zurückziehende Postenkette der Oesterreicher dem Feind die Stirn, jedes Hinderniß auf der Straße, jeden Vorsprung eines Hauses, die Ueberreste einer Mauer, eines Zauns zur Deckung benutzend.

„Macht Euch fertig“, ruft Egbert, von seinem Beobachtungsposten herabsteigend, den Soldaten zu. „An die Gewehre!“

Die Oesterreicher haben sich nach der Kirche geflüchtet. Mit einem „Vive l'empereur!“ dringen die

Franzosen, nun ganz Feuer und Flamme, nach, als sie ein wohlgezieltes Feuer, rasch nacheinander drei Salven von dem Hause aus trifft. Ihrer fünf sind todt auf dem Platze geblieben, etwa zwanzig schreien und stöhnen ob ihrer Wunden und wälzen sich auf dem Boden. Die Compagnie an der Spitze stutzt und weicht. Nur die Kirche im Auge, haben sie das düstere Haus zur Seite nicht beachtet.

Rasch entscheiden sich ihre Führer, mit der einen Schaar das Gehöft, mit der andern die Kirche zu stürmen. Ein Nahkampf mit den Feuerwaffen entspinnt sich. Mit Artschlägen zerschmettern die Franzosen die Thür und stürzen in die lange steingepflasterte Flur. Mit dem Degen in der Hand treibt sie Egbert hinaus, die Rampe hinunter, in die enge Gasse; zur selben Zeit ist das Hofthor gesprengt worden, die Geschütze donnern, in blindwüthiger Flucht eilen die Franzosen bis zur Mitte des Dorfes zurück.

Wäre jetzt, wie es verabredet wurde, mit Ungeflüm die erwartete Verstärkung eingetroffen, so würde der Sieg an dieser Stelle entschieden gewesen sein. Ihr Ausbleiben aber, da die vorhandenen Kräfte der Oesterreicher zur Verfolgung nicht ausreichen, erlaubt den Franzosen, sich von ihrem panischen Schrecken zu erholen. Ihre Obersten sammeln sie wieder.

Auch Egbert besichtigt seine Stellung und ermuntert die Seinen.

„Einen Sturm halten wir noch aus, Kinder“, sagt er, während er sich die Stirn, die der Säbelhieb eines feindlichen Offiziers getroffen, mit einem Tuche verbinden läßt. „Und einen dritten abzuwehren, wird nicht mehr nöthig sein.“

Da schlagen die Trommeln zum neuen Angriff. Mit voller Wucht werfen sich die Franzosen diesmal durch das zertrümmerte Thor trotz des Geschützfeuers in den Hof; sie hoffen die Kanonen zu erobern und sich zwischen Haus und Garten festzusetzen. Ihre Uebermacht ist erdrückend. Sie achten der Todten nicht; mit wüstem Geheul, mit aufgezplantem Bajonett arbeiten sie sich vorwärts. Mühsam, keuchend widersteht Egbert mit seiner immer mehr zusammenschmelzenden Truppe.

In diesem Augenblick bricht ein österreichisches Bataillon durch die Gasse in die Flanke des überraschten Feindes.

Das Gefecht nimmt eine günstigere Wendung, aber die Oesterreicher lassen sich zu weit von ihren Stützpunkten, dem Hause und der Kirche, fortlocken, mit einer geschickten Schwenkung umgeht sie der feindliche Oberst; die einen werden gefangen, die andern zerstreut.

Indeß hat Egbert die kurze Pause zur Rettung seiner Leute und seiner beiden Geschütze benutzt. Ein Lieutenant führt die Hauptmasse nach der Kirche. Egbert mit zehn entschlossenen Männern deckt den Rückzug. Alle Fenster von Kugeln zerschmettert, die Thüren eingeschlagen, die Mauer niedergeworfen, ist das Gehöft unhaltbar geworden. Drei Stunden hat es widerstanden. Nach menschlichem Maß hat Egbert seine Pflicht erfüllt.

Aber die Franzosen sind wüthend, daß diese kleine Schaar, deren Heldenmuth sie so lange aufgehalten und ermüdet hat, ihnen entkommen soll. Wie hungrige Wölfe in der Winternacht dem flüchtigen Wanderer nachjagen, unablässig, hartnäckig, so stürzen sie sich auf die Abziehenden, schießend, brüllend, zur Ergebung auffordernd. Egbert mit den Seinen würde auf der Stelle umringt worden sein, wenn die Franzosen ihre überlegenen Kräfte hätten entwickeln können. Aber der Boden starrt hier wie besäet von halbverkohlten Balken, Baumästen, Pflugscharen, zerschlagenem Geräth, Zeichnamen von Männern und Pferden, welche die Eile des Angreifers hemmen. Zuletzt überwinden die Franzosen alle Hindernisse, der Bajonettkampf beginnt.

Eine Kugel trifft Egbert; er glaubt sein Ende gekommen, allein er fühlt keine Wunde, keinen stärkern

Schmerz. Seine Truppe sieht er jenseits der Barrikade auf dem Kirchhof geborgen; mit dem Degen sucht er die Bajonette abzuwehren, die sich gegen seine Brust richten. In der Rechten zerbricht ihm der Stahl, eine zweite Kugel trifft den erhobenen Arm; er nimmt den Degenstumpf in die Linke.

„Das ist ein Braver!“ rufen die französischen Soldaten einander zu. „Schont keiner!“

„Ergeben Sie sich, mein Herr!“ winkt ihr Führer Egbert zu. „Sie sind allein.“

Sich umschauend gewahrt Egbert keine Hilfe in der Nähe. Todt oder verwundet liegen seine Leute neben ihm. Schwankend, schwindelnd, mit gelähmter Rechten steht er auf den Trümmern der Barrikade.

„Da haben Sie, was mir noch von meinem Degen bleibt“, sagt er dem französischen Offizier.

Es ist der Oberst Boyeldieu vom vierten Linienregiment.

„Soldatenloos!“ meint er scherzend zu dem Gefangenen. „Bei uns würden Sie das Kreuz der Ehrenlegion empfangen. Sie haben uns arg zerzaust.“

Während die Franzosen sich zum Sturm auf den Kirchhof anschicken, wird Egbert durch Aspern nach der kleinen Brücke zur Lobau geführt. Er ist in bitterster, verzweifelter Stimmung. Gefangen — wäre er

lieber todt wie Hugo! Ja, es traf doch eine Kugel seine Brust? Warum tödtete sie ihn nicht? Prallte sie zurück? Er hat in die Brusttasche seines Waffenrocks gegriffen, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß er noch im Besiz seiner Briestafche und einigen Geldes sei; seine Börse hat er den Soldaten geschenkt, die ihn gefangen und mitleidig um seinen verwundeten Arm eine Binde geschlungen haben. Seine Finger berühren etwas Hartes; es ist der Knopf mit dem Opalstein, den ihm Christel gegeben — der Stein, der Jean Bourdon's Mörder kennt. Er hat ihn in der Briefstafche verwahrt; ihn hat die Kugel getroffen und zersplittert. Von dem Adler des Jupiters ist nichts mehr deutlich zu erkennen.

In anderer Lage Welch ein ergiebiger Stoff für sein grüblerisches Gemüth! Jetzt denkt er nur an die Schmach der Gefangenschaft; ihn tröstet es nicht, daß die Soldaten, die ihn begleiten, ihn ihren Kameraden mit dem Ruf zeigen:

„Ein Hauptmann! Ein tapferer Mann! Vier Stunden hat er sich mit einer Hand voll Leute gewehrt!“

In seiner Niederlage sieht Egbert die Niederlage des ganzen Heeres gleichsam vorgebildet.

In dieser hangen Stunde hat sich in der That

das Schicksal der Schlacht entschieden; anders, als Egbert's Schwermuth es ahnt.

Der Marschall Lannes geht mit der Division St.-Hilaire zwischen Esling und Aspern vor. Anfangs im Glück, bringt er die Desterreicher zum Weichen. Schon bereiten sich die Kürassiere zum letzten Stoß vor, um die erschütterte Linie ganz zu durchbrechen. Da ergreift der Erzherzog Karl in der Mitte der Grenadiere die Fahne des Regiments Zach und stürmt dem Gegner entgegen, hoch zu Roß, weithin sichtbar, ein leuchtendes Beispiel. Mit begeisternder Gewalt reißt es auch die Feigen, die Unentschlossenen mit sich fort. Der Generalissimus im Kampfgetümmel! Keiner will da zurückbleiben, Jeder den Kranz des Sieges oder die Ehre des Todes mit dem verehrten Feldherrn theilen. So kommt die Schlacht an dieser Stelle erst in das Gleichgewicht; dann, bei dem Eintreffen der Reserve von Breitenlee her, drücken die Desterreicher mit immer stärkerem Gewicht auf die Franzosen. Von Minute zu Minute verliert Lannes an Boden. Er sendet einen seiner Stabsoffiziere an den Kaiser mit der Bitte um Verstärkung; noch einmal will er es versuchen, das Geschick, das sich gegen ihn erklärt, zu wenden.

Zur selben Zeit treffen dieser Bote und der blonde

Egbert bei der Ziegelbrennerei von Esling ein. Einige hundert Schritte südwärts von ihr ist die Brücke über den kleinen Donauarm nach der Lobau geschlagen.

Seitwärts von dem Hause, auf einem Feldstuhl sitzt der Kaiser, den Arm auf den neben ihm stehenden Tisch, der mit Karten und Ferngläsern bedeckt ist, auf den Arm das Haupt gestützt. Rings umher Adjutanten und Offiziere, lautlos die tobende Schlacht beobachtend. In weiterer Entfernung stehen die Diener, die Pferde am Zügel. Der ganze Raum von diesem Orte zur Donau und nach Esling zu ist mit den Regimentern der alten Garde angefüllt. Hakenförmig sind sie aufgestellt. Noch stehen diese stolzen Veteranen mit den hohen Bärenmützen unbeweglich, Gewehr am Fuß. Es ist die letzte, aber auch eine unbesieglige Mannschaft, die Napoleon einzusetzen hat. Vor der Ziegelei, gegen Esling zu, ist eine Batterie von Zwölfpfündern aufgefahen, die Brücke vor einem plötzlichen Angriff von Enzersdorf her, das schon in der Gewalt Rosenberg's ist, zu sichern.

An ein Durchkommen ist hier nicht zu denken. Man bedeutet Egbert, stehen zu bleiben. Einige Offiziere aus der Umgebung des Kaisers nähern sich ihm in freundlicher, gefälliger Haltung. An diesem Tage ist ein gefangener österreichischer Offizier eine Seltenheit.

Wenige Schritte davon ist der Verbandplatz. Ein Arzt, der seine Armwunde untersucht, findet sie nicht gefährlich, da kein Knochen zerschmettert ist, und legt ihm einen Verband an. Theilnehmend drücken ihm die Franzosen ihre Bewunderung über die Tapferkeit der Oesterreicher aus.

„Diesmal ist es an uns, den Kopf hängen zu lassen“, sagen sie zu ihm; „wir sind in eine schöne Kaufefalle gerathen.“

Der Kaiser hat den Abgesandten des Marschalls abschlägig beschieden. Im Galopp jagt derselbe in der Richtung auf Esling fort.

Ausblickend bemerkt Napoleon die österreichische Uniform Egbert's; er läßt den Gefangenen vor sich führen.

Mit der Linken, da er den rechten Arm in der Binde trägt und ihn nicht erheben kann, grüßt Egbert militärisch.

Das Auge des Kaisers, das ihn zuerst wie verschlafen angeblinzelt, erweitert sich plötzlich; das müde, übernächtige Gesicht erhält seine Spannung wieder.

„Ah, Sie sind es, mein Herr Heimwald! Ich erkenne Sie trotz Ihrer Uniform, trotz Ihrer Wunden. Woher?“

„Von Aspern, Sire.“

„Wer schickt Sie her? Wo wurden Sie gefangen?“

„Oberst Boyeldieu vom vierten Linienregiment.

In einem Hause, gegenüber der Kirche.“

„Also hatten Sie das Dorf verloren?“

„Bis zur Kirche, ja.“

„Wäre das gestern geschehen! Wer befehligt die Oesterreicher dort?“

„Der General Bacquant; westwärts vom Dorf der General Hiller, zu dessen Corps ich gehöre.“

„Wo ist das Corps Bellegarde's geblieben, das sich gestern in Aspern schlug?“

„Es ist nach der Mitte abgeschwenkt.“

Der Kaiser nickt.

„Ich merk's. Ihr Erzherzog lehrt mich heute, was jeder Cadet weiß: daß man einen großen Strom nicht im Angesicht von hunderttausend Mann überschreiten soll. Das ist ein Thorenstreich. Aber ich meinte mit den alten Oesterreichern zu thun zu haben. Hab' ich ein neues Deutschland vor mir? Ich werde auch damit fertig werden, ich werde.“

Er war aufgestanden und verschränkte die Arme auf der Brust.

„Haben Sie viel verloren?“

„Von meinem Regiment den vierten Mann.“

„Das ist heißer als in La Malmaison! Warum

sind Sie nicht bei Ihren Büchern geblieben? Bei der Wissenschaft? Sie ist die wahre Angelegenheit Deutschlands.“

Hier wird das Gespräch unterbrochen. Der Generalmajor Berthier winkt Egbert, beiseite zu treten; auf schaumbedecktem Pferde kommt ein Reiter von der Lobau über die Brücke mit einer Depesche für den Kaiser.

Die Adjutanten, denen sich Egbert genähert, sehen sich an; noch einmal so sorgenvoll und ernst werden aller Blicke. Es ist aus, steht darin geschrieben, die große Brücke ist zerrissen. Niemand spricht.

Egbert streift den einen und will um Entschuldigung bitten, als dieser mit seinem Gruß ihm zuvorkommt. Es ist der Ritter Vittorio Zambelli. Mit eigenen Gedanken betrachten sie einander. Bist Du denn unsterblich? scheinen die düstern Augen Vittorio's zu fragen. Warum war keine Deiner Wunden tödtlich? Und Egbert wieder möchte zu ihm sprechen: Der Stein, der Dein Verbrechen gesehen, hat mir vorhin das Leben gerettet. Aber das allgemeine Schweigen bannt auch sie.

Der Kaiser hat die Meldung ohne Bewegung angehört; er gibt leise Berthier einen Befehl.

Dann kehrt er sich um und ruft:

„Mein Pferd!“

Voll leuchtet die Sonne ihm ins Gesicht. Es ist regungslos, von einer furchtbaren Starrheit. Auf dieser mächtigen marmorglatten Stirn, welche die schwarze Haarlocke finster beschattet, wohnen gewaltige Gedanken, aber nicht Gedanken des Segens, sondern des Fluches, nicht der Barmherzigkeit, sondern des Verderbens.

Rustan, sein Mameluk, hat ihm das Pferd vorgeführt; er schwingt sich auf. Mit der feinen schmalen Hand streut er die Körnchen Tabak in die Luft und folgt ihnen mit dem Auge, wie sie der Wind dahinweht; so wirft er Menschenleben und Menschenglück in den Abgrund seiner Schlachten. Von einer sonnen-durchblitzten Staubwolke umflogen, wie der Kriegsgott Homer's, sprengt er über das Marchfeld zu seinen kämpfenden Legionen, die dienstthuenden Adjutanten, unter ihnen Vittorio, hinter ihm her.

Geblendet und erschüttert steht Egbert. Ihm ist es, als nagle ihn dieser unerbittliche kalte Blick, der Alles zu erfassen, aber nichts zu empfinden scheint, selbst mit dem schwachen Strahl, der ihn getroffen, am Boden fest.

Raum ist Napoleon davongeritten, so wird es laut um Egbert.

„Davoust kann nicht über die Donau; die Brücke ist vollkommen zerstört!“

„Und dabei fängt die Munition an zu fehlen. Verwünschter Tag!“

„Wir stecken alle in einem Sack; schnürt ihn Ihr General nur fest zu — *vogue la galère*. Wir liegen für alle Ewigkeit auf dem Grunde der Donau.“

„Das ist nun das Ende der ewigen Menschen-
schlächtere!“

„Hätt' ihn die Pest in der syrischen Wüste ge-
tödtet“, murmelt ein alter Oberst. Eben hat er ge-
hört, daß sein Sohn getödtet worden.

Berthier sitzt mit kummervollem Gesicht am Tische
und schreibt die Befehle des Kaisers nieder.

Schon fängt sich der Rückzug der Armee bemerk-
lich zu machen an. Der Verbandplatz ist mit Schwer-
verwundeten überfüllt. Sie geben schreckliche Schil-
derungen von dem Gemegel, das in der vordersten
Schlachtreihe wüthet.

Immer näher rast die Kriegsfurie.

Aspern ist wieder von den Oesterreichern erstürmt
worden. In aufgelösten Haufen flüchten die Franzosen.
Zu der einzigen Brücke, die nach der Lobau führt,
drängt sich Alles. Raub vermögen in diesem rasenden
Getümmel blutender, erschöpfter, nach Raub und Ret-
tung verlangender Soldaten die Führer noch eine
leidliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die österreichischen

Gefangenen werden zunächst hinübergeschickt. Egbert will sich seinen Kameraden anschließen, aber Berthier bedeutet ihn, diesseits der Brücke zu bleiben.

„Der Kaiser hat mit Ihnen gesprochen“, sagt er; „es ist sehr möglich, daß er bei seiner Rückkehr nach Ihnen verlangt.“

Vor Müdigkeit und Blutverlust sinkt Egbert an der Brücke auf einem Breterhaufen, der seit dem Bau dort liegt, nieder. Von allen Seiten umtobt ihn das Kampfgeschrei, der Donner der Kanonen, das Gestampfe der Kasse. Vor ihm ist die Brücke mit Flüchtigen, mit Halbtodten, die darauf niedersinken, mit Pulverkarren, mit Geschützen verstopft. Wüster, regelloser wird die Flucht.

In unerschütterlicher Ruhe, ein bewunderungswürdiger Anblick, steht nur die Garde. Ihre Soldaten lachen und verspotten die Fliehenden.

„Heute hat der kleine Corporal seine Sache schlecht gemacht“, heißt es. „Künftig wird er nicht mehr brummen, wenn einem Andern eine Geschichte mißrath. Er weiß nun auch, wie's schmeckt und wie die Flöhe heißen!“

„Kennt doch nicht so, Ihr verliert ja die Sohlen“, höhnen Andere den Flüchtigen zu.

„Und die Hosen obendrein!“

„Als ob man im Wasser nicht ebenso gut sterben könnte wie im Feuer!“

„Nein mein Alter, das sind Kröten, die kommen glücklich durch jeden Sumpf.“

Auf der Brücke ist indessen das Getümmel, der Knäuel unentwirrbar geworden. Schon suchen die Stärkern, um sich Bahn zu brechen, die Schwächern hinabzustößen. Von den daherrasselnden Kanonen werden Einzelne, die nicht ausweichen können, überfahren. Andere klettern über die Karren und die Verwundeten. Unsagliches Geschrei und Gewimmer, das Toben dieser, der Jammer jener schallen gellend durcheinander. Zu gleicher Zeit sieht und hört man die Hölle.

Der Kaiser ist zurückgekommen, über und über mit Staub und Schmutz aus den Wasserlachen bedeckt, durch die er geritten.

„Lannes ist verwundet“, sagt er halblaut zu Berthier, der eine Bewegung des Schreckens und des Mitleids nicht unterdrücken kann.

Mit dem undurchdringlichen Gesicht geht er an der Front seiner Garde vorüber, wie ein Spieler, der in der Hand den letzten Einsatz wägt, kein leidenschaftlicher, sondern ein überlegender, kaltblütiger Spieler. Kein „Vive l'empereur!“ empfängt ihn. Tadellos, aber schweigend, kerzengerade, das Gewehr präsentirend, stehen

die Veteranen. Ihr Verstummen ist seine härteste Verurtheilung.

„General Mouton!“ ruft der Kaiser.

Der General tritt vor.

„Mein braver Mouton“, sagt Napoleon und faßt ihn an einem Kopf seiner Uniform, in hastigen, tonlosen Worten, „rettet das Heer. Unser Schicksal hängt an einem Faden. Ich komme aus Esling. Die Oesterreicher werden es stürmen, wie sie Aspern erstürmt haben. Nehmt die Fusiliere der Garde. Es sind die Soldaten von Eylau. Haltet das Dorf. Laßt Euch auf seinen Trümmern tödten. Bedenkt, bricht der Feind auch auf jener Seite nach unserer Brücke durch, so sind wir verloren. Eilt! Ich kenne Euch. Ihr werdet meine Hoffnung nicht zu Schanden machen!“

Der General nickt und geht. Er hat ein deutliches Zeichen von der fieberhaften Unruhe des Gewaltigen: der Kaiser hat ihm den Knopf von der Uniform gedreht.

Während die Regimenter sich in Bewegung setzen, um die Kämpfer in Esling zu unterstützen, hat Napoleon weitere Anordnungen getroffen. Ein Uebergang über die eine Brücke mit solchen Massen, diesen Kanonen, Karren und Wagen, auch wenn man die ganze Bagage dem Feinde opfern wollte, ist nur in der Dunkelheit

möglich, die dem Gegner den Rückzug verbirgt. Napoleon rechnet dabei auf die übermäßige Vorsicht des Erzherzogs; er wird nach den empfindlichen Schlägen, die auch er trotz seines Siegs erhalten hat, am wenigsten in der Nacht das alte österreichische Wort, daß man dem Geschlagenen goldene Brücken bauen müsse, Lügen strafen. Aber bis zur Dunkelheit muß man Stand halten. Dringen die Oesterreicher über die beiden Dörfer hinaus vor und erkennen das unbeschreibliche Irthum, in dem sich längs der Donau die französischen Heeresstrümmen auf und nieder treiben, so ist es um die Armee geschehen.

In zwei Linien wird die Reiterei vorgezogen, die eine zwischen Aspern und Esling, die andere zwischen Esling und dem Ufer. Dahinter rückt die Garde. Das Geknatter der Flintenschüsse hat fast ganz aufgehört. Nur von Aspern her schallt es noch zuweilen. Um die letzten Häuser am Südende des Dorfes tobt der Einzelkampf.

Es ist fünf Uhr Nachmittags.

Länger als zwei Stunden gilt es an diesem sonnigen Maitage für die Franzosen noch in ihrer schwierigen Stellung auszuhalten. Und sie wird immer bedenklicher. Eine furchtbare Kanonade erhebt sich. Die Oesterreicher haben ihre zahlreiche Artillerie in die

vorderste Linie gebracht und überschütteten die Feinde mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen.

Dicht um den Kaiser fliegen die Kugeln. Langsam verläßt er seinen Standort und nähert sich der Brücke. So weit war seine Schlachtreihe zurückgewichen, daß zwischen ihr und dem Fluße nur der schmale Raum einer Viertelmeile war. Zu Tausenden lagen die Verwundeten umher. Minute um Minute mehrt sich ihre Zahl. Nach Wasser schreien alle. Die Aerzte und ihre Gehülfen genügen nicht zum kleinsten Theil den Bitten, Klagen, Forderungen, die an sie gestellt werden. Die Brücke selbst ist nicht mehr überschreitbar. Zerbrochenes Heergeräth bedeckt das ganze Ufer. Die Grenadiere haben ihre Tornister, die Reiter ihre Kürasse abgeworfen, um schneller laufen zu können. Verwirrt, verstört werfen sich viele in den Fluß, um an das jenseitige Ufer zu schwimmen, wo sie sich geborgen wähnen.

Bis zu dem Breerhaufen, auf dem Egbert — längst nicht mehr allein — sitzt, ist der Kaiser vorgegangen. Egbert springt herab, die Andern rühren sich nicht.

Ashgrau ist die Gesichtsfarbe Napoleon's; sein kleiner Hut sitzt ihm tief im Nacken. Es ist, als ob sich ihm alle Haare darunter sträubten.

„Wasser!“ sagt er.

Ehe die Diener und Adjutanten den Befehl vollführen können, ist Egbert zum Fluß gegangen und hat in seinem Hut Wasser geschöpft.

Er bietet es dem Kaiser an.

Zwei-, dreimal fährt Napoleon mit der nassen Hand über sein Gesicht.

„Das erfrischt!“

Mit gekreuzten Armen betrachtet er das entsetzliche Schauspiel vor sich. Um seinen Mund zuckt ein Zug der tiefsten Verachtung.

„Was ist das?“ fragt er Zambelli. „Alles fort! Setzt die Brücke rein! In den Fluß, wer nicht hinüber kann!“

Zu Pferde mit geschwungenen Fallaschen traben die Feldgendarmen einher. Ein Wehegeheul, das eine Weile den Kanonendonner der Oesterreicher übertönt, gelst Egbert zerreißen ins Ohr. Ohne Gnade wird Alles von der Brücke getrieben, fortgestoßen, mit Säbelhieben, von den Hufen der Kofse. Leichname, Waffen, Karren, Laffetten treiben im hochgeschwollenen Strom. Viele Unglückliche kämpfen umsonst mit den Wellen.

Nach einer halben Stunde ist die Brücke frei.

Egbert ist nach dem Verbandplatz hinübergeseilt, um nicht Zeuge dieser Schrecknisse zu sein. Er kommt nur, um andere Greuel zu sehen.

So eben sind zwei schwerverwundete höhere Offiziere auf Tragbahren aus dem Getümmel gebracht worden. Eine österreichische Uniform; Egbert arbeitet sich durch das Gedränge. Der Verwundete ist der Generalleutenant Weber. Vom Pferde stürzend infolge seiner Verwundung, ward er gefangen.

„Bedauern Sie mich nicht, Herr Kamerad“, spricht er mit gebrochener Stimme zu Egbert. „Das ist ein großer Tag! Wir haben den Unüberwindlichen geschlagen. Was liegt da an unserem Tode?“

Die beiden Oesterreicher hat man sich selbst überlassen. Alle sind nach der andern Bahre gestürzt. Auf einem Reitermantel ruht dort, in glücklicher Besinnungslosigkeit, mit zerschmetterten Knien der Marschall Lannes. Seine Begleiter haben ihn aufmerksam gemacht, daß er zu Pferde an der Spitze seiner Infanterie den feindlichen Kugeln eine willkommene Zielscheibe darböte. Ihrem Drängen nachgebend steigt er ab. In demselben Augenblick erreicht ihn die tödtliche Kugel. Mit Blitzschnelle fliegt die Trauerkunde durch das Heer und trägt zu der allgemeinen Entmuthigung und dem Unwillen gegen den Kaiser bei. Lannes ist einer der edelsten und tapfersten Waffengefährten Napoleon's aus seinem ersten Wunderfeldzug in Italien. Unter den Soldaten gilt er für einen Republikaner trotz seines

Marschallsstabes. Die Krieger, die ihn dahergetragen, können sich kaum der Thränen enthalten, als der gräßliche Schmerz bei der Amputation, welche die Aerzte vornehmen, den Unglücklichen aus der wohlthätigen Erstarrung reißt und seinen Lippen dumpfe Jammerlaute erpreßt. Ach, was will das Klaggeschrei dieses Einen, so tapfer und so heldenmüthig er war, gegen das unermessliche Weh bedeuten, das von dieser Ebene zu der sinkenden Sonne schreit, winselt und heult!

Ehe er nach der Lobau hinüberreitet, um dort einen geeigneten Lagerplatz für das besiegte Heer während der Nacht zu suchen, tritt Napoleon zur Bahre des Jugendfreundes. Krampfhaft schließt er ihn in seine Arme.

„Sie verlieren Ihren besten Freund“, sagt Lannes mühsam. „Leben Sie glücklich und retten Sie das Heer.“

„Sie werden nicht sterben“, entgegnet Napoleon. „Sie müssen gerettet werden.“

„Wozu? Um in einer neuen Schlacht zu sterben?“ erwidert ihm der Marschall, den Kopf ein wenig erhebend, mit vorwurfsvollem Blick. „Oder sind Sie in dieser fürchterlichen Niederlage zur Besinnung gekommen? Auf Eylau Aspern! Möge es Ihnen eine Mahnung

sein! Sie haben die Blüte Frankreichs Ihrem Ehrgeize geopfert. Wehe, daß ich Ihnen dazu in Italien siegen half! O meine Träume und Hoffnungen! An mir ist wenig gelegen, ich war immer ein Soldat, als solcher sterbe ich. Aber Frankreich, Sire! Es wird die Folgen Ihrer Eroberungssucht schwer büßen, es büßt sie schon. Möge es Ihnen dereinst nicht fluchen und dieser Fluch das Ende Ihrer Laufbahn sein!“

Sein Haupt sinkt zurück.

So leise hat er gesprochen, mit röchelnder Stimme, daß nur der Kaiser allein ihn hat verstehen können.

Eine Weile hält Napoleon noch die Hand des Sterbenden gefaßt, dann läßt er sie los und wirft sich auf sein Pferd. Wie ein Blitz saust er über die Brücke dahin. Mit der kurzen Reitpeitsche schlägt er in die Luft, als wolle er Gedanken und Gespenster von sich abwehren.

Mit ungeschwächter Kraft dauert das Geschützfeuer der Oesterreicher fort, aber unerschüttert von ihm bleiben die Grenadiere der alten Garde. So viele ihrer niedergestreckt werden, die andern schließen sich nur um so fester zusammen. Einen Vorstoß wagt der Erzherzog nicht; sei es, daß ihm die Streitkräfte fehlen, sei es, daß er den besiegten Napoleon noch mehr als den siegreichen fürchtet.

Zunächst werden die Bahren mit den Verwundeten über die Brücke nach der Lobau geschafft; Egbert bleibt neben der Bahre des Generallieutenants Weber.

Jenseits auf der Insel wiederholt sich das traurige Schauspiel menschlichen Elends, der Zerstörung und Verwirrung, welches das Ufer des Marchfeldes darbietet.

Hier lagern die hungernden, erschöpften, halb aufgeriebenen Regimenter, die seit der Mitte des Tages von den Dörfern hinübergeschickt worden sind, weil sie nicht mehr kampffähig waren. Am Strande, Esling gegenüber, ist eine Batterie aufgepflanzt, um die vordringenden Oesterreicher in der Seite zu fassen. Auch gewährt das Walddickicht der Au manchen Schutz und die Möglichkeit einer wirksamen Vertheidigung. Aber die Soldaten haben das Vertrauen und den Zusammenhalt verloren, die Führer sind mißmuthig und unzufrieden.

Ueberall die heftigsten Anklagen und Spottreden gegen den Kaiser. Und im Grunde überzeugt sich Egbert, der die ganze Insel bis zu dem großen Donauarm durchwandern muß, daß die Soldaten mit ihren Beschuldigungen nicht im Unrecht sind. Es ist nicht die Niederlage sowohl als der Mangel an Voraussicht, die Noth, in die man sie gestürzt hat, die sie erbittern. Es

gebricht an Munition, an Lebensmitteln, an Verbandzeug. Leichtsinnig und übermüthig, der Natur spottend, weil seine Phantasie über ihre Gesetze sich hinwegschwingt, hat der Kaiser den Bruch seiner einzigen Brücke für unmöglich erklärt. Alles, was er brauchte, und noch mehr würde ihm darüber mit Leichtigkeit zugeführt werden können. Nun hat der Strom seinen Willen durchgesetzt und dem neuen Xerxes seine Ohnmacht bewiesen. Wenn es ihm beliebt, kann er in seiner Wuth die Donau peitschen lassen, wie der Perserkönig den Hellespont.

Die Barken und Rähne, die von Ebersdorf mit Lebensgefahr der Schiffer über das Wasser kommen, bringen wohl Zwieback, Wein und Branntwein nach der Au, aber das sind Tropfen, die sich im Meer verlieren. Ueberdies droht die hereinbrechende Dunkelheit der Nacht auch diesen dürftigen Verkehr aufzuheben. Ein heftiger Wind braust über die wildbewegte Flut hin. Den Offizieren, die Egbert besorgt um seine Meinung fragen, muß er die für sie trostlose Antwort geben, daß an ein merkliches Sinken der Gewässer vor zwei Tagen nicht zu denken sei.

Fortgerissen von den Wellen treiben die Schiffe, aus denen die Brücke gebildet wurde, stromabwärts, nur der wenigsten haben die Franzosen wieder habhaft werden können. Die Lobau selbst ist von den Wassern

heimgesucht und an manchen Stellen unwegsam geworden. Hier und dort sind Sümpfe entstanden, die trockenen Rinnsale, welche den Boden durchschneiden, haben sich plötzlich mit Wasser gefüllt und gleichen wilden, vom Gewitterregen geschwellten Gebirgsbächen. Bald müssen die Soldaten einen Umweg machen, bald mitten durch das Wasser waten.

In dieser Noth Welch eine Nacht! Die österreichischen Gefangenen sind nach dem Punkte, wo noch am Mittag die große Brücke sich befand, geführt. Zum Glück sind ihrer nur wenige; sie haben einige Feldflaschen und Rationen gerettet und wissen sich zu behelfen. Die Franzosen, denen ihre Bewachung anvertraut ist, achten ihrer kaum; sie sind auf der Jagd nach Lebensmitteln und Reisig, um Feuer anzuzünden. Auch ist eine Flucht unmöglich; vor ihnen der Strom, hinter ihnen die von Feinden starrende Insel. Egbert hat von einem Soldaten einen grauen Mantel erstanden und sitzt, eingehüllt darin, auf einem umgeschlagenen Baumstamm an der Bahre seines Generals, der im Wundfieber ächzt und stöhnt. Vor ihm der brausende Strom.

Mit zitterndem, schwachem Lichte leuchten die Feuer, die auf dem jenseitigen, dem rechten Ufer in und vor Ebersdorf angezündet sind, durch die Dunkelheit und den Sturm der Nacht hinüber. Finster geballt jagen

am Himmel die Wolken hin. Kaum daß ein und ein anderer Stern aus ihnen emportaucht. Rings umher zittert die Erde.

Die große Armee vollzieht ihren Rückzug nach der Lobau. Am Waldsaum flammen Bivouacfeuer auf; die Gewehre werden zusammengestellt, ein wüstes Stimmengebrause verschmilzt zu unbeschreiblichen Tönen mit dem dumpfen Rauschen der Donau. Halb erscheint das Ganze Egbert wie ein verworrener furchtbarer Traum, halb wie ein phantastisches Bild des Weltuntergangs. Seine Wunden fangen an zu brennen, wie gebrochen fühlt er sich an allen Gliedern. Nur die Fülle der ihm innewohnenden Kraft, die Hoffnung, die ihn nicht verläßt, so unwahrscheinlich sie auch der verständigen Ueberlegung dünken mag, heute noch das rettende Ufer zu berühren, hält ihn noch aufrecht. Sind dann nur erst seine Wunden geheilt, eine längere Gefangenschaft fürchtet er nicht. Die Franzosen werden sich beeilen, die gefangenen Offiziere auszuliefern; sie haben mehr eingebüßt als die Oesterreicher. Daß der Erzherzog Karl nicht schneller den Weichenden nachgedrängt, ist Egbert ein Räthsel und erscheint ihm von schlimmer Vorbedeutung.

Eins ist sicher und in allem Leid ein Trost: er hat die erste Niederlage Napoleon's gesehen.

Von den französischen Offizieren erfährt Egbert, daß der Kaiser an der Aspernbrücke in der Dämmerung einen Kriegsrath gehalten hat, gegen seine Gewohnheit.

Er will die Schuld, Frankreich um seine schönste Armee gebracht zu haben, nicht allein tragen, meinen sie.

Von den Marschällen sind einige der Ansicht gewesen, die Lobau um jeden Preis zu verlassen und lieber das gesammte Heergeräth und das Geschütz aufzugeben, als das Heer länger in dieser bedenklichen Lage einem ungewissen Schicksal auszusetzen. Massena und Napoleon haben des Gegentheils behauptet und ihre Meinung ist durchgedrungen.

„Wir leben von der Gnade des Erzherzogs Karl“, jagen die Offiziere, die offenbar mit dem Beschlusse des Kriegsraths höchlich unzufrieden sind.

Es war nach elf Uhr, als der Kaiser zu Fuß bei den Trümmern der zerstörten Brücke eintraf, in seinem Mantel, nur von Berthier begleitet.

Trotz der Vorstellungen, die man ihm wegen der Gefährlichkeit der Ueberfahrt machte, wollte er keinen Augenblick mehr auf der Lobau verlieren. Ob ihn nun die Furcht ängstigte, hier abgeschnitten zu werden, ob ihn der Gedanke leitete, daß er nur vom rechten Ufer aus, im Besitze Wiens und seiner reichen Hülfsmittel, seinem Heere Erleichterung und Rettung schaffen

könne, er bestand darauf, auf der Stelle hinüberzufahren.

Eine Barke ward leicht gefunden, auch eine Anzahl französischer Pontoniere, welche die Führung des gebrechlichen Fahrzeugs übernahmen, aber sie kannten den Strom nicht und hegten bei der starken, fast unwiderstehlichen Strömung die Besorgniß, weit hinunter flußabwärts getrieben zu werden, statt bei dem Schneidergrund vor Ebersdorf zu landen.

„Wo ist der gefangene österreichische Hauptmann Heimwald?“ fragt Napoleon. „Der junge blonde Mann, mit dem ich bei der Ziegelei sprach?“

Aus einem unruhigen Halbschlummer wird Egbert von Berthier aufgeweckt.

Schlaftrunken erscheint er vor dem Kaiser.

„Sie kennen die Donau und die Umgebung“, sagt ihm Napoleon. „Sie haben in den Tuilerien mit mir darüber gesprochen. Ich will nach Ebersdorf, vor Mitternacht. Hier ist ein Schiff, hier sind Ruderer. Wollen Sie das Steuer führen?“

„Wenn es Eure Majestät befehlen, will ich es mit dem linken Arm versuchen.“

„Man wird Sie unterstützen und Ihre Gebote pünktlich befolgen.“

Die Leute sind bereit; während sich Egbert nach

Möglichkeit mit ihnen verständigt, ist der Kaiser mit Berthier eingestiegen. Fast bricht er auf der Bank zusammen. In dem düstern Licht der beiden Fackeln, welche zwei der Schiffsknechte halten, um die Fahrt zu erhellen, hat er etwas Gespenstisches. Die Unordnung seiner Kleidung, die Verstörtheit seiner Züge, die Ueberanstrengung seines ganzen Wesens erhöhen diesen Eindruck.

Mit den Händen das Gesicht verhüllend, bricht er in ein gellendes Gelächter aus.

„Das ist auch etwas, eine Schlacht zu verlieren, nachdem man dreißig Schlachten gewonnen!“

Hin und her auf den Wogen schwanft der Kahn; aber die Leute sind kräftig und geübt, Egbert hält die Richtung.

„Sie sollen nicht zu früh frohlocken“, fährt Napoleon im halben Selbstgespräch fort. „Ich bin noch nicht vernichtet. Ich bin noch jung, ich werde noch viele Kriege führen.“

Nun schreckt er wie aus einem Traume auf.

„Die Kürassiere vor! Was zögert Ihr? Drauf, drauf! Alle in die Batterien hinein! Was sind mir hunderttausend Menschen? Eine halbe Ernte! Ein paar Sommertage erzeugen eine neue.“

Die Ruderer, ganz bei ihrer Arbeit, hören nicht

auf ihn. Berthier hat sich neben Egbert an das Steuer gestellt.

„Wie steht's?“ fragt er.

„Wir sind über die Mitte des Stroms hinaus“, antwortet Egbert. „Wir werden bei Ebersdorf landen, mein Fürst.“

„Ihr Beistand ist uns von außerordentlichem Nutzen gewesen, Herr Hauptmann. Was kann ich für Sie thun?“

„Wenn Sie, mein Fürst, mich auf Ehrenwort nach meiner Wohnung bei Schönbrunn entlassen wollten —“

„Um Ihrer Wunden zu pflegen. Bewilligt, Herr Hauptmann, bewilligt.“

„Leuchtet“, ruft Egbert, „hier ist eine Sandbank.“

Die Fackelträger treten zu ihm.

Allein, im Schatten sitzt der Gebieter und der Schrecken Europas, hilflos gegen das grollende Gewässer um ihn, unter ihm. Indem sie alle nach der einen Seite halten, um von der Sandbank fortzukommen, schlagen die Wellen in den Rachen und benetzen seine Füße. Halb von seinen Schultern gefallen, ruht der Mantel auf seinen Knien. Unverständliche Worte, Befehle, Flüche murmelt Napoleon. Es scheint

ihm unglaublich, daß die Glücksgöttin ihrem verzogenen Liebling den Rücken gewendet haben sollte.

„Will dieser Tag nicht enden?“ ruft er. „Noch nicht hinüber? Gilt Euch, Ihr Trägen. Wenn ich in Asien wäre! Tamerlan überbrückte die Ströme mit Reichen. Ich will schlafen, schlafen! O Asien! Warum habe ich es verlassen?“

„Wir sind zur Stelle“, sagt Egbert zu Berthier. „Dort ist der Schneidergrund.“

Der Schimmer, der vor den Fackeln hergeht, hat die Posten am rechten Ufer schon aufmerksam gemacht, daß in dem nahenden Rahne sich ein hervorragender Mann befinden müsse. Diener, Gendarmen, der General Savary — halb Diplomat, halb Polizeihauptmann — sind mit Wagen und Pferden gekommen.

Napoleon ist aufgestanden und steht aufrecht an der Spitze des Nachens. Alles an ihm zeigt die verlorene Schlacht; Wetterwolken dräuen auf seiner Stirn. Von allen Seiten lodern und glühen Fackeln, Feuer, Lichter. In Ebersdorf schlägt es Mitternacht. Es ist, als ob der Fürst der Unterwelt aus dem Schooß der ewigen Finsterniß über den stygischen Fluß daherkäme.

„Hauptmann Heimwald!“

„Sire!“

„Predigen Sie mir noch den Frieden mit den

Deutschen? Die Deutschen, die prahlen werden, mich besiegt zu haben! Zwischen mir und Deutschland gibt es keinen Frieden. Sie haben heute einen stolzen Tag gehabt und mich zu Dank verpflichtet. Morgen ist mein Tag. Morgen und die Zukunft! Ich werde doch noch nach Indien gehen und am Ganges die Herrschaft der Engländer vernichten. Gute Nacht!"

In dem Getümmel der Offiziere und Diener, das ihn umgibt, ist er Egbert verschwunden; kaum hat er auch wohl eine Antwort von dem Gefangenen erwartet.

Wie ein Schiffbrüchiger kommt sich Egbert vor. Wohin sich wenden? Wie diesem Tumult entfliehen?

Da ruft einer seinen Namen; es ist Desronais, welcher von Fouché der Feldpolizei beigegeben ist.

Wenige Worte genügen beiden zur flüchtigsten Mittheilung. Desronais verspricht dem Freunde einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Hiezing führen wird.

„Sie haben ihn über den Strom gebracht?“ sagt er dann. „Um, seine zurückgelassenen Gardien plündern eben das Schloß in Ebersdorf rattenfahl! Sie hofften, er würde nicht wiederkommen. Ist er nicht ein Tollhäusler? In einen Sack hättet Ihr ihn stecken sollen und ins Wasser werfen. In einen Sack nach tür-

fischer Art! Hübsche Flut heute! Hätte ihn ins Meer hinausgespült. Ihr hättet Frieden und wir hätten die Freiheit. Die Menschen sind allgesammt Feiglinge, Narren und Sklaven. Eine so einzige Gelegenheit zu veräußen!“

Drittes Kapitel.

Schwere traurige Monate, der Frühling und der Sommer, sind vorüber. In den bunten Farben des Herbstes, scheinbar im glänzenden Festkleide, steht der Wald. Schon fallen in diesen ersten Octobertagen die Blätter von den Bäumen im Park zu Schönbrunn.

Noch immer beherbergt das stattliche, gelblichweiß glänzende Kaiserschloß den Welterschütterer, aber jetzt statt des Besiegten von Aspern den Sieger von Wagram. Der fünfte und sechste Juli hatten die Schmach ausgetilgt, welche jene beiden Maitage seinen Adlern zugesügt. Nicht so vollständig, wie er es gewünscht, denn die Trophäen waren zu ärmlich, um mit denen von Austerlitz und Jena verglichen werden zu können, und nicht geschlagen, sondern in stolzer und aufrechter Haltung hatten sich die Desterreicher vom Schlachtfeld

zurückgezogen. Aber es war ein unbestreitbarer Sieg; er hatte das Marchfeld erobert und, den Feind nach Mähren verfolgend, ihn vor Znaim, wenige Tage nach dem Treffen, zum Waffenstillstande gezwungen.

Langwierige endlose Friedensverhandlungen schlepp-ten sich seitdem zu Ungarisch-Altenburg fort. Und da die Minister, Metternich von österreichischer, Champagny von französischer Seite, dort mit Schreiben und Reden nicht aus der Stelle rückten, hatte der Kaiser Franz aus seinem Hoflager zu Totis in Ungarn erst Bubna und dann Johann Liechtenstein, den „ersten Soldaten von Aspern“, zu Napoleon selbst gesendet, in der Hoffnung, mit dem Herrn leichter als mit seinen Dienern zum Schlusse zu kommen.

Die Hoffnungen, mit denen Oesterreich den Krieg begonnen, die Männer, die ihn geführt haben, sind auf der Schicksalswage zu leicht befunden worden. Verweht in leere Luft sind die einen, vom Schauplatz zurückgetreten die andern. Niemals wird Oesterreich wieder nach der Aufrichtung des alten deutschen Reichs, nach der deutschen Kaiserkrone der Habsburger streben und ringen; jüngern Kräften muß es diese Aufgabe überlassen, wenn nicht gar, wie sich Egbert jetzt oft in schwermüthigen Anwandlungen sagt, das Ende Deutschlands herangenahet ist. Nur dem Namen nach führt:

der Graf Stadion noch das Steuerruder des Reichs; die eigentliche Leitung der Geschäfte ist dem Grafen Clemens Metternich überlassen. Friedfertig und ruheliebend von Natur und Gewohnheit, will der nichts von den abenteuerlichen, aber hochherzigen Plänen, von dem heroischen Schwunge seines Vorgängers wissen. Er ist kein Napoleonshasser. Im Bunde mit dem Mächtigen sieht er einzig und allein die Zukunft, die Sicherheit und das Glück Oesterreichs, Deutschland ist für ihn ein Name, eine geographische Bezeichnung, er hat kein Herz dafür. Wenn er sich für etwas erwärmen kann, so ist es für seine eigene Größe und einen ausschließlich österreichischen Staat.

Der Jammer der Niederlage, die Vernichtung so glänzender Luftschlösser, der Uebermuth der Feinde, die Noth des Allgemeinen wirkten hindernd und hemmend auf Egbert's Genesung ein. Erst in den Morgenstunden des dreiundzwanzigsten Mai hatte ihn Desronais in dem Hause zu Hieking der Pflege Magdalens übergeben können. Schon schien ihn der Tod gezeichnet zu haben. Die übermenschliche Anstrengung der beiden Kampftage hatte noch gefährlicher als seine Wunden seine Gesundheit untergraben. Viele Wochen lag er auf der Grenze des Lebens in Fieber und Entkräftung. Die erfahrensten Aerzte umstanden

sein Bett, ohne Hoffnung und Trost spenden zu können.

Als endlich die Gewalt der Krankheit wenigstens gebrochen war, als sie sich in sich selbst erschöpft hatte, brachten die traurigen Kunden von dem Abschluß des • Waffenstillstandes und dem Beginn der Friedensverhandlungen die kaum eingetretene Genesung Egbert's wieder zum Rückgang.

Die tiefe Schwermuth der Seele ließ den Körper nicht zur alten Kraft gedeihen. Zu stark und grausam hatte das Geschick in das zarte Gefüge dieses Herzens gegriffen. Nicht auf die Dauer vermochte die zärtlichste Liebe Magdalenens schmerzlich schreckliche Erinnerungen zu verscheuchen. Zu den Bildern der Vergangenheit gesellten sich trübe Vorstellungen der Zukunft. Was von dem österreichischen Heere herüberdrang, lautete trostlos. Seine Widerstandskraft war gebrochen; ansteckende Krankheiten rafften es in den Ebenen Ungarns hin. Das Schlimmste von Allem: Graf Ulrich Wolfsegg galt seit der Schlacht bei Wagram für einen Verschollenen. Die Einen behaupteten, ihn als Leiche gesehen zu haben, die Andern wollten wissen, daß er in die Hände der Franzosen gerathen und nach einer Festung im Innern Frankreichs abgeführt worden sei.

Von einem so wichtigen Gefangenen hatte man

indessen im französischen Hauptquartier nicht die geringste Kenntniß. Egbert erfuhr es durch die Adjutanten Berthier's. Dieser hatte des jungen Hauptmanns nicht vergessen und wiederholt während seiner Krankheit Erkundigung über seinen Zustand einziehen lassen; eine Rücksicht, welche auf das Benehmen der wechselnden Einquartierung im Hause den günstigsten Einfluß übte.

So hatte denn dieser unerbittliche Krieg nicht nur den liebsten Jugendfreund, sondern auch den würdigsten und großherzigsten Mann, seinen Führer auf dem Lebenswege, als Opfer gefordert, einen Mann, den er vielleicht dereinst noch mit zärtlicherem Namen genannt hätte! Magdalenens Vater — welche unselige Offenbarung stand dem vielgeprüften Mädchen noch bevor, wenn sie erfuhr — und sie mußte es doch einmal erfahren! — wie nahe ihr der gewesen, in dem sie bisher nur einen ihr entrissenen Freund und Beschützer beweint hatte.

Die Erinnerungen wie die Ahnungen färbten die Gegenwart doppelt trübe.

An einen Wiedereintritt Egbert's in das Heer war nicht zu denken. Wenn auch Berthier seine Auslieferung auf der Stelle bewirkt haben würde, so widerlegten sich doch die Aerzte einer solchen That. Nur

zu bald, auf kurzen Spaziergängen, überzeugte sich Egbert selbst, wie wenig seine Kraft noch den Beschwerden und der Mühsal des Lagerlebens gewachsen sei. Von allen Seiten vernahm er, daß die Männer, welche eine Neugestaltung Oesterreichs in dem unfreien Geiste der ersten Jahre des Kaisers Franz herbeiführen wollten, mit der Auflösung der Landwehren, mit der Entlassung der Freiwilligen und der fremden, in das Heer eingetretenen Offiziere ihr Werk des Unheils beginnen würden. Anstatt die Waffe eines Volksheeres, die ihnen einen so wunderbaren Glanz verschafft hat, auszubilden, so spottete Desronais, zerbrechen sie dieselbe eiligst wieder. Siegen möchten die Könige wohl, aber nicht mit dem Schwerte der Revolution, und ohne dieses, ohne ein Volk in Waffen wird keine Schlacht mehr gewonnen werden.

Sie saßen zusammen auf der halbrunden Steinbank unter den alten Linden, dem schönsten Schmuck des großen Gartens, der sich hinter dem Hause bis zu der dunkel bewaldeten Berglehne des kaiserlichen Thiergartens ausdehnte.

Hier war auch Hugo die letzte Ruhestätte bereitet worden. Ein Marmorstein, der in schwarzen Buchstaben seinen Namen und den Tag und den Ort seines heldenmüthigen Todes anzeigte, zierte das Grab. Schon

hing der Epheu es mit seinen immergrünen zärtlichen Ranken zu umspinnen an.

Bergebens suchte Magdalene den Freund von einer Stelle wegzulocken, die seine Melancholie mit süßen Schmerzen nährte, stets kehrte Egbert hierher zurück; ihm war es, als ruhe nicht allein der Freund, sondern seine eigene Jugend und der Ruhm seines Vaterlandes unter diesem Stein.

Die Unthätigkeit, zu der er sich verdammt sah — denn was hätte er bei der Nähe und dem Druck des Feindes unternehmen sollen? — ließ keine frische Gedankenströmung in ihm aufkommen. Selbst das wohlige Gefühl der Genesung trug ihn nicht über Verstimmung, Enttäuschung und Lebensüberdruß empor. Nermlich erschienen im Vergleich mit den Gütern, die er verloren, die Schätze, die ihm noch geblieben. Er widersprach Magdalenen nicht, wenn sie gefaßten Sinnes von der Nothwendigkeit neuer Arbeit, neuen Schaffens redete und ihm ein Bild segensreicher Wirksamkeit auch im beschränkten Kreise entwarf, aber er glaubte nicht daran.

Eine neue Fata Morgana, dachte er, wie der Sieg von Aspern eine gewesen ist.

„Wozu auch ein Heer“, sagte er jetzt auf Desronais' Bemerkung und malte mit seinem Stocf Figuren

in den Sand, „da wir doch nicht mehr kämpfen wollen? Unumschränkt herrscht Napoleon über das Festland von Europa, von den spanischen Bergen bis zur russischen Grenze. Wir müssen still sein und gehorchen. Wenn er das deutsche Volk auslöschen will, können wir's hindern?“

„Arbeitet nur unverdrossen weiter und eines Tages werdet Ihr mit ihm fertig werden. So leicht stirbt ein Volk nicht und die Revolution ebenso wenig. Der Meinung, der ich vor zehn Jahren war, bin ich noch heute. Dieser Mann ist ein Tollhäusler, dem der Zufall und unsere eigene Dummheit die Waffen, die gottgeschmiedeten, der französischen Republik in die Hand gespielt haben. Hat er dies Rüstzeug abgenutzt, und es hat bei Aspern eine unheilbare Beule erhalten, wird die Welt staunend erkennen, wie unbedeutend auf sich allein gestellt der Mensch war, vor dem sie sich so lange gefürchtet hat. Der Kothurn war groß, nicht der Spieler, der ihn anschnallte. Dann wird, was jetzt nach dem Pantheon duftet, nach dem Narrenhospital riechen. Haben Sie nur Geduld, Wertheater. Unser gemeinschaftlicher Freund, der arme Bourdon, lehrt sie uns.“

„Wie geht's ihm? Wissen Sie etwas Genaueres von ihm?“

„Er sitzt noch immer als Staatsgefangener im Thurm von Vincennes, ohne Urtheil, beinahe ohne Verhör. Wir, wir Männer aus dem Jahre 1793, haben unser Möglichstes gethan, ihm die Haft zu erleichtern. Der da in Schönbrunn glaubt, die Jakobiner besiegt und ausgerottet zu haben. Dasselbe denkt er von den Preußen und den Spaniern. Er denkt es, weil er es will und seinen Willen für allmächtig hält. Schwer genug wird er diese Narrheit büßen. In Frankreich ist der Geist von 1793 unsterblich, ja, in einem Menschenalter schon wird er seine Auferstehung feiern. Darauf wartet Bourdon und studirt inzwischen an Kagen den thierischen Magnetismus. Uebrigens hat seine Gefangenschaft die längste Zeit gedauert. Nach dem Abschluß des Friedens wird ihn der Kaiser freilassen.“

„Aber der Abschluß dieses Friedens, der uns schon so oft verheißen wurde, verzögert sich von Woche zu Woche.“

„Sie möchten uns los sein?“ lachte Desronais. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken und auch ich bin der Bewachung der guten Wiener herzlich überdrüssig. Es ist nicht angenehm für einen Mann der Freiheit und Gleichheit, wie ich einer bin, Leute verhaften und bestrafen zu müssen, deren ganzes Verbrechen darin

besteht, ihr Vaterland zu lieben und seine Unterdrücker zu hassen. Selbst der Kaiser fühlt sich nicht behaglich inmitten dieser schweigenden Unzufriedenheit, die sich in tausend kleinen Zügen kundthut. Aber es muß irgend einen geheimen Punkt in den Tractaten geben, den er durchsetzen will und den die Oesterreicher ihm weigern.“

„Beschäftigen Sie sich auch mit diesen diplomatischen Irrungen?“

„Ein wenig. Ich bin hierher berufen worden, für seine Sicherheit zu sorgen. Daneben beobachte ich ihn.“

„Im höhern Auftrage?“ versuchte Egbert zu scherzen.

Desronais sah ihn von der Seite mit halb zugekniffenen Augen an.

„Warum nicht? Im Auftrage des Geistes der Jakobiner, oder als freiwilliger unbesoldeter Ireuarzt. Ich lasse Ihnen die Wahl. Dieser Mann brütet über einem Plan, und ich möchte im voraus etwas davon wissen, um nicht von der Thatsache überrascht zu werden.“

„Sollte er uns noch tiefer demüthigen wollen? Den Kaiser Franz seines Throns berauben?“

„Bossen! Das sind die großen Worte, mit denen er um sich wirft, um seine wahren Absichten zu ver-

bergen und die Hörer ins Bockshorn zu jagen. Und nicht einmal Original! Schlechte Nachahmung Danton's! Nein, diesmal gräbt er nach einer andern Richtung. Was meinen Sie, wenn er an eine österreichische Heirath dächte?"

Ein Adjutant Berthier's unterbrach das Gespräch bei dieser Stelle.

Der Generalmajor der französischen Armee ließ den Hauptmann Heimwald von der Wiener Landwehr auffordern, morgen bei der Parade in Schönbrunn sich einzufinden.

„Ah“, sagte Desronais, nachdem sich der Offizier wieder entfernt, „wir packen also doch die Koffer. Zur Heimkehr nach dem schönen Frankreich. Er wird mit Ihnen noch eine Großmuthsscene aufführen und sich wegen der Ueberfahrt von der Lobau bedanken. Wenn ich und ein halbes Duzend entschlossener Männer in jenem Nachen gewesen, Franzosen natürlich und keine Deutschen, die auch vor einem Usurpator Respekt haben, wer kann ausdenken, was dann geschehen wäre? Aber daß ich nicht dabei war, nicht auf jener Insel war, wo auch einer schießen wollte, aber nicht schoß, das eben ist ja Cäsar's Glück. Indessen für Sie war es ohne Zweifel ein günstiger Zufall — ah, da erscheint die wohlthätige Hausfee, Demoiselle Armhart. Meinen

allerschönsten Gruß und die Bitte, mir nicht zu zürnen, wenn ich Ihnen Herrn Heimwald zu einem kurzen Spaziergang entführe."

Mit Freuden gab Magdalene ihre Zustimmung.

Der Verkehr mit dem welterfahrenen muntern Franzosen mußte Egbert's Trübsinn zerstreuen helfen und in der Einsamkeit des Landaufenthalts ihm mannichfache Anregung bieten.

Egbert ergriff Hut und Stock.

Auf einem Waldstege schritten sie oberhalb des Gartens dahin. Magdalene konnte ihnen mit einem Tuche nachwinken, als sich Egbert noch einmal von der Höhe nach ihr umwendete. Um sie flimmerte der matte Goldglanz des herbstlichen Nachmittagssonnenscheins.

„Sie wollen mir noch mehr sagen, Herr Desronais“, hob Egbert nach einer Weile an, in der sie schweigend neben einander hergegangen waren.

„Ja! Und Dinge, die nicht gut in Frauenohren klingen. In Ihrem Garten nun schon gar nicht. Also kurz: der Zufall, der Sie am Tage von Aspern mit dem Kaiser zusammengeführt, hat Sie und Ihr Haus vor einem großen Unglück bewahrt. Vittorio Zambelli —“

„Lebt er noch? Da Sie nie von ihm gesprochen

haben, glaubte ich beinahe, er wäre bei Wagram mit so vielen bessern Männern gefallen."

"Sie reden mit einem Ton der Entsetzung, als wären Sie schon ein seliger Geist. Muth, mein Freund! Ich hoffe, Sie wehren sich Ihrer Haut. Leben heißt kämpfen und Abschied nehmen. Muß ich das einem philosophischen Deutschen sagen? Der Ritter sinnt Ihnen Uebles und jetzt mehr als je, wo die Gunst des Kaisers ihm seine kühnsten Träume verwirklicht. Nach dem Frieden wird es Belohnungen regnen. Man spricht von bedeutenden Gütern in der Lombardei und von dem Titel eines Marchese, die der Ritter erhalten würde."

"Um welchen Preis!"

"Eben den Preis, den er gezahlt hat, will er vergessen machen. Verstehen Sie? Er will auf seinem neuen Titel keinen Flecken sehen und möchte die Erinnerung an ein gewisses Ereigniß austilgen. Benjamin Bourdon sitzt im Gefängniß, der Graf Wolfsegg ist verschollen, der Dritte sind Sie."

"Und von sich selbst wollen Sie absehen, Herr Desronais, und sind doch, wenn mich nicht Alles täuscht, der gefährlichste Mitwisser?"

"Das ist der Fehler in der Rechnung des Ritters. Sie können es übrigens bei jedem großen Verbrecher

bemerkten. Alles bedenkt, erwägt, berücksichtigt er, einen Punkt übersieht er. Und regelmäßig ist dies das Loch im Fasse, aus dem der Wein läuft. Von meinem Dasein hat der Ritter keine Ahnung, und doch bin ich hinter ihm her wie sein Schatten. So hab' ich denn bald erkundet, daß er Ihr Haus umschleicht, und nicht aus Freundschaft. Was er unter andern Umständen gewagt hätte? Ich weiß es nicht. Aber wie viele Schandthaten, ein Mord, ein Brand, lassen sich auf die Wildheit einer trunkenen Soldateska schieben! Da hat Sie nun die Freundschaft des Kaisers geschützt. Gegen einen Mann, der den Kaiser über die Donau gefahren, darf man sich nicht das Neueste erlauben. Man kann ihn nicht verschwinden lassen, ohne daß eine Nachfrage geschieht."

„Sie übertreiben, Herr Desronais.“

„Meine Uebertreibung ist ohne Kosten und ohne Schaden für Sie. Ich rede auch nicht von der Vergangenheit, ich möchte Ihren Blick auf die Zukunft lenken. Wenn der Kaiser Schönbrunn verläßt, wird es hier einen Tag ohne Regierung und Polizei geben. Und diese beiden sind für die Gesellschaft dasselbe, was für die Natur die Sonne ist. Dann aufgepaßt! Dann seien Sie der Soldat von gestern und nicht der Träumer von heute. In das Reich der Schatten werden

wir immer noch früh genug spedirt. Das Hinauf und Hinunter des Lebens — solange man noch zu essen und zu trinken hat, nehmt die Pöffe doch nicht gar so schwer!“

Sie waren auf dem schmalen Pfade, der nur ihnen beiden erlaubte, neben einander zu gehen, unter einem Baume stehen geblieben, um einen jungen Mann, der ihnen entgegenkam, vorüber zu lassen.

Die Sonne beschien den Wanderer. Er gefiel sich darin, das welke Laub unter seinen Schritten rascheln zu lassen, als wäre es eine eigenthümliche Musik für sein Ohr. Bei dem Nahen der beiden Männer fuhr er zusammen, mißmuthig, in seinem melancholischen Vergnügen gestört zu werden.

„Das ist auch ein Träumer“, flüsterte Egbert Desronais zu. „Was wollen Sie? Es ist deutsche Art.“

Unter dem Militärhut, an dem statt der Cocarde nur eine Stahlschnalle befestigt war, fiel dem Jüngling langes blondes Haar auf den steifen hochstehenden Kragen seines blauen Ueberrocks. Er trug Stulpstiefel und hatte einen weiten Marsch gemacht. Desronais fiel eine gewisse linkische Haltung an dem Fremden auf. Er bemühte sich sichtlich, ein soldatisches Wesen zu zeigen und in Gang und Bewegung den jungen Offizieren nachzuahmen. Es konnte aus ver-

zeihlicher Eitelkeit in einer Zeit geschehen, wo das bürgerliche Kleid sich überall durch den Waffenrock zurückgedrängt sah.

Egbert's freundliches und noch immer etwas leidendes Gesicht mochte dem jugendlichen Wanderer Vertrauen einflößen. Offenbar war er seines Weges nicht ganz sicher. Er grüßte und fragte mit einer sanften Stimme, an der Egbert sogleich den Norddeutschen erkannte — klang sie ihm doch wie die Stimme des verbliebenen Freundes —:

„Die Herren wollen mich entschuldigen, ist dies ein Weg nach Schönbrunn?“

„Ja. Gehen Sie ihn nur grade fort bis zu einem Kreuz und dort bergab, so kommen Sie unmittelbar auf die große Straße.“

„Ich bin bei dem schönen Wetter heute früh von Wien aufgebrochen und in die Berge gegangen und will nun über Schönbrunn zurück“, erzählte der Fremde weiter. „Aber es ist nun doch schon zu spät geworden, den Garten zu besuchen.“

„Holen Sie es morgen nach. Da hält überdies der Kaiser Napoleon eine Parade im Schloßhofe ab und Sie haben ein zwiefaches Schauspiel.“

„Das wäre! Aber es wird schwer anzukommen sein. Den Kaiser sähe ich freilich gern einmal in der Nähe.“

Ihm hatte bei diesen Worten die Stimme in feltfamer Bewegung gezittert.

Desronais, der feitwärts mit dem Rücken an einen Baum gelehnt stand und an dem Gespräch, da es in deutscher Sprache geführt wurde, nicht Theil genommen hatte, musterte ihn angelegentlich. Der Fremde hatte ein hübsches Gesicht, fo zart wie das eines Mädchens, und eine schlanke Gestalt; er konnte das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht haben. Die Worte „Schönbrunn — Napoleon“ waren von Desronais verstanden worden.

Plötzlich fragte er den Wanderer in französischer Sprache:

„Sie sind nicht aus Wien gebürtig?“

„Nein, ich komme aus Thüringen, ich habe Verwandte in Wien“, entgegnete dieser in leidlich richtigem Französisch.

„Aus Thüringen? Aus welcher Stadt?“

„Aus Erfurt.“

„So weit daher?“

„Die Wanderlust hat mich nach Süden getrieben.“

Desronais machte ein ungläubiges Gesicht, aber er mochte nicht mehr fragen. Für ihn war das Geheimniß des jungen Menschen enthüllt.

„Auch ein deutscher Student“, dachte er, „der bei

dem Gerücht der Schlacht von Aspern seinen Büchern Balet gesagt hat und zum großen Kampf gegen den Tyrannen aufgebrochen ist. Zu seinem Unglück ist er zu spät gekommen und muß nun die Rückreise zu seinen Erziehern antreten. Aus Furcht vor der Strafe und aus Scham zögert er.“

Indessen war der Fremde mit Egbert vorausgeschritten, Desronais ging hinter ihnen her.

„Ich gehe Ihnen wohl zu schnell, mein Herr?“ sagte der Wanderer, als er bemerkte, daß Egbert einen Augenblick innehielt. „Vergeben Sie mir, Sie sind leidend, und es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich auf den richtigen Weg bringen wollen.“

„Mein Arzt würde böse sein, wenn ich mit Ihnen Schritt hielte. Ich bin erst seit kurzem von meinen Wunden genesen.“

„Von Ihren Wunden? Sie waren in den fürchterlichen Schlachten an der Donau?“

„Ich war bei Aspern.“

„Sie Glücklicher! Ich wollte, ich wäre dabei gewesen.“

„Sie sind noch so jung, Sie können noch manche Schlacht erleben; aber reden Sie nicht von Glück und Krieg in einem Athem.“

„Und doch muß es etwas Großes sein, den Tod zu geben und dem Tode zu trotzen!“

„Das Erste bleibt immer eine harte Nothwendigkeit. Sie würden es empfinden, wenn Sie den tödtlichen Streich nach dem Haupte eines Gegners führen sollten.“

„O hätt' ich nur einen Stahl in der Hand und den Feind vor mir!“

Ein wildes Feuer blitzte in seinen Augen auf und gab seinen an sich so sanften Gesichtszügen einen unheimlichen Ausdruck.

Schweigend schritten sie weiter bis zu einem kleinen Kreuz, wo ein Fußsteig sich den Hügel abwärts zu der Dorfstraße von Hiezing schlängelte.

„Ist es Ihnen angenehm“, sagte Egbert, als der Fremde sich zum Abschied anschickte, „so treten Sie eine Weile bei mir ein und rasten. Dort liegt mein Haus. Es ist kein Umweg für Sie, denn es stößt hart an das Dorf.“

„Ich danke Ihnen, Sie sind freundlich und gütig. Aber ich muß vor Abend in Wien sein. Vielleicht würden Sie auch morgen schon den Tag verfluchen, an dem Sie mir Gastfreundschaft gewährt. Wehe dem Hause, in das ich trete!“

Ehe Egbert auf diese seltsame Rede eine Antwort gefunden, war er, den Hut grüßend erhoben, leichtfüßig den Abhang hinuntergeeilt.

„Ein wunderlicher Kauz“, sagte Desronais, neben Egbert stehen bleibend. „Was hat er zu Ihnen gesagt? Er war wie verrückt.“

„Er schwärmte für das Glück, an einer Schlacht Theil nehmen zu können. Wahrscheinlich kommt er ohne Uebergang von Homer und Plutarch in unsere traurige Wirklichkeit. Mich ängstigte sein phantastisches Wesen.“

„Ich hatte also Recht; einer, der zu spät gekommen. Aber er lernt beizeiten sich an die Bilder des großen Kriegs gewöhnen und wird vielleicht dereinst ein deutscher Held.“

„Er sieht eher wie ein Märtyrer aus.“

Desronais lachte.

„Heute stecken Sie halstief in der elegischen Stimmung. Wie viel des Schönen läßt sich nicht zum Lobe des Friedens sagen! Es lebe Pan und die Idylle! Mich selbst erfüllt der Anblick Ihres freundlichen Hauses und Gartens da unten im Abendsonnenschein mit allerlei sentimentalen Gedanken von Familienglück, vom Feuer auf dem eigenen Herde und allumfassender Menschenliebe. Aber, mein lieber Freund, wie lange würden wir uns an dem Schimmer dieser Seifenblase ergötzen? Wie wird sich Europa nach den jekigen Stürmen zurücksehnen, wenn es in nicht ferner

Zukunft, ein bezwungener Hercules, jahraus jahrein in dumpfer Ruhe Wolle spinnen muß! Der Krieg ist die unerfreuliche, aber die ewige Aufgabe des Menschengeschlechts. Und auch Sie sollten den Degen noch nicht an die Wand hängen, sondern immer an der Seite haben. Zunächst gegen den einen. Ich habe ihn öfter, wie gesagt, in der Nähe Ihres Hauses getroffen; er muß ein Einverständniß darin haben. Augen auf! Solange der Kaiser in Schönbrunn ist, wird er nichts wagen.“

„Und solange Monsieur Desronais meinen Schutzgeist spielt“, drückte ihm Egbert die Hand.

„Schutzgeist?“ blinzelte der Polizeimann. „Warum nicht? Die Kirche und die Hölle hatten die alten Götter und das alte Fatum abgesetzt; die Politik und die Polizei haben ihrerseits die Kirche und die Hölle beseitigt. In diesem Sinne verdient Ihr unwürdiger Freund allerdings den Namen eines Genius. Ich scheid hier. Guten Abend! Grüßen Sie die schöne und gute Demoiselle Armhart. Dabei beschleicht mich eine Gänsehaut. Wenn man seiner Pariser Geliebten so sicher sein könnte! Entsinnen Sie sich noch der schelmischen Zephyrine? Hole der Teufel bald seinen Mann! Ich wollte, ich wäre zu Hause!“

Während er bergunter schritt und Egbert, über

seine Warnung nachdenkend, den Weg am Waldsaum langsam verfolgte, saßen auf einer Bank an dem großen Wasserbecken im Garten zu Schönbrunn zwei französische Offiziere im eifrigsten Gespräch über die Bewohner des grauen Hauses in Hiezing.

Erst jetzt hatte die Laune des Zufalls, nachdem der Krieg sie nach entgegengesetzten Richtungen entfernt, den Ritter Zambelli und Armand Lohsel wieder zusammengeführt; Armand leichtsinnig, prahlerisch, auf verliebte Abenteuer ausgehend wie immer, Vittorio voll tief versteckter Pläne.

Beinahe schien der Ritter das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben. Im hohen Grade besaß er die persönliche Gunst des Kaisers, der ihn wie einen italienischen Landsmann betrachtete. Hatte er Napoleon seine ersten Dienste im Dunkeln geleistet, so brauchte, was er auf dem Schlachtfelde von Wagram gethan, das Tageslicht und die Stimme des Gerüchts nicht zu scheuen. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr hatte er wenige Tage vor der Schlacht diese Gegend des Marchfeldes und die Stellung der Oesterreicher erkundet. Seine Berichte hatten den wesentlichsten Einfluß auf den Plan des Kaisers geübt. Als er dem Marschall Davoust mitten im heftigsten Kugelregen die letzten Befehle Napoleon's zum Sturm auf Wagram über-

brachte, hatten seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart den Beifall selbst seiner Feinde erzwungen.

Richtig hatte Desronais Vittorio's Glück, Lage und Absichten geschätzt. Die Güter, die er im Namen seiner Familie beanspruchte, ein vornehmer Titel konnten ihm nach dem Friedensschlusse als Belohnung seiner Treue und seiner Verdienste nicht entgehen.

Aber hinter ihm erhob sich das Gespenst seiner Vergangenheit. Schon der rasche Aufschwung seines Glücks hätte dem Neide genügt, denselben geheimen und unlautern Mitteln zuzuschreiben. Auch an den Unbescholtensten würde sich unter ähnlichen Umständen die Verleumdung geheftet haben. Wie viel mehr an Vittorio, der die Neugierde, die Forschung, den Verdacht herauszufordern schien! Zu lange hatte er sich in das Geheimniß hüllen und ein wunderliches Wesen annehmen müssen, um nicht endlich diesem Banne wider seinen Willen zu verfallen. Was anfangs nur Maske gewesen, war allmählig zum bleibenden Ausdruck seines Gesichts geworden.

Von Desronais wußte der Ritter freilich nichts; diesen Höllenkreis der Polizei, der Schreiber, der kleinen Diebe und der Strolche sah er tief unter sich liegen; aber Andere, die Hofleute, die Kriegsmänner in der Umgebung des Kaisers durchforschten schelsüchtig das

Leben des neuen Emporkömmlings. Sie, die Kinder der Revolution, brüsteten sich schon in dem Hochmuth und den Vorurtheilen eines alten Adels; mit Verachtung und Mißgunst schauten sie auf die nachstrebende Jugend herab. Vittorio war zu klug, um die Schlüpfrigkeit des Bodens nicht zu fürchten, auf dem er wandelte, zu kalt, um das Verbrechen seiner Vergangenheit scheinheilig wegzudeuteln. Es mußte geschehen; es war der kühne Wurf, der ihm die Pforte des Glückes öffnete. Es ist doch, als ob eine Bluthat einen magischen Einfluß auf die unsichtbaren Mächte übe.

Gerade ist ein Jahr vorübergegangen, seit Jean Bourdon, wartend, daß sein Wagen wiederhergestellt würde, vor der Rabenmühle saß. In einer schlaflosen Nacht hatte sich Vittorio die kleinsten Vorfälle jenes Tages wieder in das Gedächtniß zurückgerufen. Von dem General Andréoffy in Wien, von Fouché in Paris war er aufgefordert worden, einen Franzosen, Jean Bourdon, zu beobachten, der von Nancy aus sich nach Gmunden zum Grafen Wolfsegg begeben habe; wenn möglich, solle er sich in den Besitz der Papiere zu setzen suchen, die jener etwa bei sich führe. Der Graf Wolfsegg, die Gondreville, die ganze Gesellschaft des vornehmen Hauses, die Pläne, die sie spinnt, die Verschwörungen, die sie anzettelt, sind dem Ritter längst

bekannt; wiederholt hat er in seinen Briefen an Fouché darauf hingewiesen.

Er eilt nach Gmunden, er wird der Gast des Grafen auf dem Schlosse Seeburg. In aller Heimlichkeit, wie er erfährt, rüstet sich Jean Bourdon zur Abreise. Sogleich entschließt er sich, ihn anzuhalten und zur Herausgabe seiner Papiere zu zwingen. Während er von Gmunden aus in der Frühe den Wagenspuren Bourdon's folgt, ist ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke durch den Sinn gefahren, daß dies Abenteuer mit einem Morde enden würde. Sein Pferd am Zügel führend, geht er mit Bourdon von der Mühle in den Wald.

Ein Wort hat genügt, den sonst so vorsichtigen Mann seiner Ruhe und Besinnung zu berauben.

„Jean Bourdon“, hat ihm Vittorio zugerufen, „in Paris ist Ihr Sohn wegen einer Verschwörung wider den Kaiser verhaftet worden, und Sie sind sein Mörder!“

Eine Leichenblässe überzieht Bourdon's Gesicht; willig, seiner selbst nicht mehr mächtig, folgt er dem Versucher, der ihn mit listigem Gespräch, bald seine Furcht, bald seine Hoffnung erweckend, immer weiter von jeder menschlichen Wohnung ab auf die öde Hochfläche lockt. Dort fordert Vittorio dem Bestürzten und Verwirrten seine

Papiere ab, damit würde er die Rettung seines Sohnes erkaufen. Aber Bourdon ist seinerseits mißtrauisch geworden und ahnt die Falle, in die er gerathen. Er sucht das Weite zu gewinnen und ruft nach Hülfe. Die Reitpeitsche, die Vittorio gegen ihn erhebt, schlägt er ihm aus der Hand. Da wiehert das Pferd. Sollten Menschen in der Nähe sein?

Verzweifelnd sieht Vittorio sein Spiel verloren. Nur ein Mittel gibt es noch: ein Schuß, ein Knall, der einen lang nachhallenden Widerhall weckt. Auch ein Echo der Jagd, die zur selben Stunde der Graf Wolfsegg mit lustigen Gefellen hält. Niedergestreckt liegt Jean Bourdon, röchelnd, im Sterben. Hastig durchstöbert Vittorio die Taschen des Gemordeten, findet die Briefe, die er sucht, greift seine Peitsche vom Boden auf, löst sein Pferd von dem Ast der verkrüppelten Eiche. Aus dem Dickicht starrt ihn ein entsetztes Gesicht an, das Gesicht eines Kindes, eines halbwüchsigem Mädchens.

Ist das jenes Auge Gottes, das auf allen menschlichen Thaten weilt?

Vittorio ist kein Mann der Reue und der Nachgedanken. Mit seinem mächtigsten Blick sieht er das Kind an, das furchtsam und zuckend zusammenfährt. Auf das Pferd geschwungen, jagt er davon, die ein-

samste StraÙe wählend, nach Lambach zu, wo er einen nach Paris gehenden Kurier trifft. Ihm übergibt er, sie in einen Umschlag hüllend, mit der Adresse Fouché's einen Theil der geraubten Papiere; die Durchsicht der andern behält er sich vor.

Das war die That. Wie ein Bild im Spiegel, so deutlich und klar stand sie jetzt wieder vor Vittorio's Seele.

„Und ich würde sie heute wieder vollführen“, sagte er mit unbeugsamer Startheit, „wenn es nöthig wäre.“

Aber er fühlte, daß sie in ihrer nackten Blöße nie vor den Andern erscheinen dürfte. Was man sich über ihn in das Ohr raunte, war ihm gleichgültig, solange keine offene Anklage, kein unwiderleglicher Beweis gegen ihn vorlag. Stolz und kühn stieg der Bau seiner Größe empor, allein der Grundstein, der Alles trug, war nicht fest. Nacheinander waren Benjamin Bourdon, Ulrich Wolfsegg verstummt, nur zwei vermochten noch gegen ihn zu zeugen: die braune Christel und der blonde Egbert.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Oberst“ — die Schlachten auf dem Marchfelde haben Armand Lohsel die Rang-erhöhung eingetragen — „wie ich Ihnen sage“, beschloß Vittorio eben eine längere Erzählung, „die Schöne, deren

Sie damals an jenem Festabend im Palais Royal erwähnte, eine Erwähnung, die Ihnen Madame Dechamps so übel nahm, lebt hier ganz in unserer Nähe. Noch mehr, ich habe die Ehre, sie zu kennen.“

„Das wäre!“ erwiderte Lohsel. „Sie muß sehr schön geworden sein, eine deutsche Schönheit! 1805 war sie gerade dem Flügelkleide entwachsen.“

„Demoiselle Armhart wird alle Ihre Erwartungen übertreffen; sie ist ebenso klug wie schön.“

Armand Lohsel drehte selbstgefällig die Spitzen seines blonden Bartes.

„Einen Besuch wird man sich wohl gestatten dürfen? Und Sie kennen das Haus? Das Fräulein? Merkwürdig, ich habe Sie niemals für einen Ritter der Damen gehalten.“

„Ich bin es auch nicht in Ihrem Sinne. Aber mir ist der Besitzer des Landhauses, in dem das Fräulein mit ihren Eltern —“

„Mit ihren Eltern? Pflegeeltern wollen Sie sagen, Herr Ritter! Denn nach dem Lärm, den mir die verrückte Athenais machte — als ob ich schuld an der Gebrechlichkeit ihrer Tugend gewesen!“

„Nun wohl, mir ist Herr Egbert Heimwald mehr als bekannt, beinahe befreundet.“

„Heimwald? Lebt der junge Mensch noch?“

„Er ist ein stattlicher Mann geworden, Hauptmann in der österreichischen Armee.“

„Der Blitz! Dieser gelehrte Duckmäuser —“

„Ich muß Ihnen noch ein größeres Wunder berichten. Heimwald wurde bei Aspern gefangen und steht in hohem Ansehen bei dem Kaiser.“

„Das ist ja die verkehrte Welt! Sind die Deutschen in diesem Jahre umgetauscht worden? Land und Volk machen einen ganz andern Eindruck als in den Tagen von Austerlitz. Damals empfing man uns mit offenen Armen. Männer und Frauen freuten sich, daß wir ihre Soldaten besiegte und den Hochmuth ihrer Edelleute gezüchtigt hatten. Man begrüßte uns als Befreier, man staunte, wie billig, Frankreichs Ruhm und Herrlichkeit an. Keinem gebildeten wohlhabenden jungen Manne fiel es ein, den Soldatenrock anzuziehen. Jetzt drängt sich Alles in die Armee. Wo wir vorüberziehen, ballen die Männer die Fäuste und die Frauen wenden die Augen weg. Ja, ist die Sonne Frankreichs denn schwarz geworden? Stehen wir nicht mehr an der Spitze der Welt? Was hat der Kaiser nur mit diesem Heimwald vor?“

Vittorio zuckte die Achseln.

„Ich weiß nur, daß er mit ihm von der Lobau nach Ebersdorf über die Donau in jener traurigen

Nacht gefahren ist. Uebrigens ist Heimwald ein lebenswürdiger Mann, und ich fürchte, Sie haben an ihm von jeher bei der Demoiselle Armhart einen gefährlichen Nebenbuhler gehabt, Herr Oberst.“

„Bah, Schülerliebe, Herr Ritter!“ meinte Armand, den Kopf aufwerfend. Er konnte keinen Zweifel an seiner Unwiderstehlichkeit dulden. „Deutsche Liebe, wir kennen das, Herr Ritter. Wenn ein Franzose will, eine deutsche Frau sagt ihm nicht nein! Und was jenen Herrn betrifft, wir beide standen 1805 auf dem Sprunge, uns gegenseitig die Hälse zu brechen. Was damals versäumt wurde, kann jetzt ausgeführt werden.“

„Bedenken Sie, die Gunst des Kaisers schützt ihn.“

„Was schieert mich der Kaiser? Ich mische mich nicht in seine Politik, er hat mir nichts in meinen Angelegenheiten vorzuschreiben. Mit meiner Ehre und meinen Liebchaften hat kein Kaiser etwas zu schaffen.“

Er lachte hellauf.

„Warum gleich das Aeußerste bedenken? Vielleicht läßt sich der gute deutsche Seladon in aller Harmlosigkeit betrügen. Sollte kein Tropfen von dem fröhlichen und hitzigen Blut ihrer Mutter in der Demoiselle Madeleine fließen? Gerade dem treuesten Liebhaber pflegen die Mädchen am liebsten einen Streich zu spielen.“

Klügere Leute als unser Mann sind gekrönt worden. Hat die Kleine eine Kunde von ihrer wahren Mutter?"

„Ich glaube kaum. Ihr Vater, Graf Ulrich Wolfsegg —“

„Richtig, den Namen hatte ich ganz vergessen!“

„Der Graf wird von den Arnharts strengste Verschwiegenheit in diesem Punkte gefordert haben. Schon der Zukunft des Mädchens wegen. Ein Kind der Liebe hat in der deutschen Gesellschaft einen schweren Stand.“

„Welch veraltete Vorurtheile! Wie glücklich sind wir Franzosen dagegen! Wer nur Talent und Glück hat, der macht bei uns seinen Weg. Ich werde die Demoiselle über ihre Geburt aufklären.“

„Sie wird Ihnen dankbar sein. Aber bei meiner Freundschaft zu Herrn Heimwald —“

„Werde ich in seinem Hause die Ehre haben, Sie nicht zu kennen“, scherzte Lohsel.

Er sah sich schon als begünstigten Liebhaber der schönen Magdalene an, und es war ihm erwünscht, bei seiner Werbung durch keinen Zeugen gestört zu werden.

Mit dem Ausdruck überlegener Ruhe und Zufriedenheit sah Vittorio ihn sich entfernen. Seine List war gelungen, er hatte Egbert einen neuen Feind erweckt.

Loyfel's Eitelkeit würde sich durch eine Abweisung Magdalenens nicht abschrecken lassen, er würde seine lästigen Huldigungen fortsetzen und seine Hestigkeit endlich Egbert zum Zweikampf zwingen. Freilich war die Entscheidung ungewiß, aber wie sollte unter so drängenden eigenen Angelegenheiten Egbert auf Rache gegen den Mörder Jean Bourdon's sinnen? Und wenn der Degen Loyfel's sein Herz traf, nun, so konnte Vittorio den unglücklichen Freund beklagen und seine Vergangenheit mit der Scholle Erde, die er Egbert in die Gruft nachwarf, für immer begraben halten. Die Schatten fürchtete er nicht, nur die Lebendigen. Wie sein Meister war er gewohnt, mit wägbaren Kräften allein zu rechnen und einzig der Gewalt zu vertrauen. Er hatte die Mittel Napoleon's in der Nähe studirt. Nicht wie jener konnte er sie gegen Völker und Könige anwenden, aber sie bewährten sich auch im engern Kreise.

Der Traum seines Ehrgeizes erfüllte sich; er sah seine Gegner zum Schweigen verurtheilt, verschollen, todt. Wenn er mit dem Kaiser nach Paris zurückkehrte, im Glanz seiner neuen Würde, an Ehren und Gütern reich, konnte Antoinette seine Werbung ablehnen? Die düstere Färbung seiner Liebe zu ihr war bei Antoinettens Kälte und dem ehrjüchtigen Drang seiner

Seele nur noch tiefer geworden. Beinahe ein Gefühl des Hasses, daß sie ihn verschmähte, der Wunsch, ihren Stolz zu demüthigen, mischten sich verworren in seine Leidenschaft. Das war keine Neigung gleichgestimmter Herzen, keine Frühlingschwärmerei, sondern eine grausame, tragische Liebe.

Vittorio hoffte kaum Glück und Befriedigung in dem Besitz Antoinettens zu finden, aber diese Verbindung bildete für ihn einen Abschluß, war so lange das Ziel seines Strebens gewesen, daß sich allmählig die Fasern seines Seins, sein Dichten und Trachten unlöslich damit verknüpft hatten. Eine arme Schönheit aus niedrigem Stande würde ihn nie gereizt haben, die reiche Tochter der Gondreville und der Wolfzegg blendete ihn, weil ihr Besitz seinem Ehrgeiz eine weitere Bahn zu erschließen schien und der sichtbarste Beweis seiner Kühnheit, seiner Ausdauer und seines Erfolgs war.

Trog des Octoberabends wehte die Luft mit trägern, schwülem Hauch; im Süden braute es in den Wolken, als wäre ein Wetter im Anzuge. Vittorio stand auf und schritt dem Schlosse zu.

„Das wird eine dunkle regnerische Nacht“, dachte er, zum Himmel aufblickend, „eine Nacht, um mit der braunen Christel zu enden.“

Der Gedanke war da, er hatte ihn nicht gerufen. Deſter hatte er das Mädchen geſehen. Sie ſtand auf der Schwelle des Hauſes, wenn er vorüberritt. Bei einer Muſterung der Soldaten im Schloßhofe traf ihn wohl plötzlich aus der Zuſchauermenge der Blick eines träumeriſchen Auges. In den Gängen des Gartens begegnete er ihr; in einem weiten Bogen ſchien ſie ihn zu umkreiſen. So nahe, daß ſie ihn hätte anreden können, hatte ſie ſich nie gewagt. Aber er hatte ſeit einigen Tagen dieſe Anknüpfung ſelbſt geſucht. Da, wo der Gartenzaun des Egbert'schen Hauſes ſich durch eine kleine Thür nach dem Walde zu öffnete, unter dem Kaſtanienbaum, hatte er ſie getroffen; nicht zum Liebesgeſpräch, wie das bethörte Mädchen hoffen mochte, ſondern um ſie über die Bewohner des Hauſes auszukunſchaften. Auch ohne Verabredung wußte Vittorio, daß er ſie heute an derſelben Stelle, ſeiner wartend, finden würde.

Während ſich ſo die Stürme darüber zuſammenzogen, lag das graue Haus mit dem rothen Ziegeldach im Frieden unter ſeinen Bäumen. Auf dem Firſt erglänzte der ſcheidende letzte Sonnenſtrahl, ehe er ſich in dem düſtern Gewölk verlor. Alles ging hier unter Egbert's verſtändiger Leitung ſeinen regelmäßigen geordneten Gang. Treulich ſtanden ihm die Hausgenoſſen

zur Seite. In einem seitwärts, in der Nähe der Felder gelegenen Wirthschaftsgebäude wohnte der Verwalter.

Hier war auch, mit dem Einzug der Franzosen in Wien, der geheime Secretarius Arnhart zur Freude der Seinen wieder wohlbehalten aufgetaucht. Er führte die Bücher und schrieb Briefe und Rechnungen. In jener Nacht, wo er in der Leidenschaft des Spiels, in der Todesangst der Vernichtung um schnöden Judaslohn die Depeſche Stadion's dem Ritter ausgeliefert, hatte ihn Hugo in dieſes Haus geführt und darin verborgen. Dem Verwalter war leicht ein Märchen aufgebunden.

Egbert hatte am nächſten Tage Alles gebilligt und ſeinerſeits die nöthigen Vorſichtsmaßregeln verſtärkt.

In den erſten Wochen nach ſeinem Abenteuer lebte der Secretarius einſam in einem Hinterſtübchen, eine alte halbttaube Magd wartete ſein. Zu ändern Zeiten würde eine ſolche Geſchichte, das Verſchwinden eines Mannes an dieſem, ſein Erſcheinen an jenem Orte, ein langes Gerede, unaufhörliches Nachfragen hervorgerufen haben; unter den Vorbereitungen des Kriegs, in dem Drang und Schrecken, der das ganze Land erfüllte, wurde jedoch dieſer Vorfall kaum beachtet.

Viele Arbeiter hatten das Gut verlassen; um die Wirthschaft weiter zu führen, waren neue Kräfte nöthig. Unter ihnen trat dann der Secretarius auf. Der Verwalter, der doppelt so viel als sonst im Hause und auf dem Felde zu thun hatte, überließ ihm nach Egbert's Anordnung das Schreibgeschäft. Wohl war Armhart einigemal mit seiner Frau und Tochter in Egbert's Landhause gewesen, aber die Leute, die ihn damals gesehen, würden ihn schwerlich wiedererkannt haben, und diejenigen, die ihn erkannten, hatten andere Dinge zum Verwundern als seine Anwesenheit. Eine große Aenderung war mit dem Geheimsecretär vorgegangen; rasch und sichtlich hatte er gealtert, sein Haar war weiß geworden, seine früher so beweglichen, fröhlich unruhigen Züge trugen jetzt den Stempel der Mattigkeit, einer tiefen Niedergeschlagenheit. Wenn er die kostbare Dose mit dem Bilde des Kaisers Franz in die Hand nahm, schüttelte er zweifelnd und ungläubig den Kopf, als wäre er gar nicht mehr der echte Secretarius Armhart, der mit Thugut und Cobenzl gearbeitet, höchstens nur noch das Gespenst desselben. Aus Mitleid hatten sie ihm die Dose in seinen Sarg gelegt und nun stolzirte er als Schatten mit der Ehrengabe des Lebendigen umher. Vor Karten und Wirthshäusern hatte er eine unüberwindliche Scheu. Er war

aus dem Zimmer gelaufen, als ihn einmal der Verwalter am Abend eines mühseligen Tages zu einem unschuldigen Spiel aufgefordert hatte.

Seine wehmüthig grämliche Stimmung erhielt durch die Ankunft seiner Frau und Magdalenens noch einen stärkern Zusatz von Scham und Reue. Anfangs wollte er ihnen nicht unter die Augen treten. Die Liebkosungen Magdalenens, die sich weinend an seinen Hals warf, wehrte er ab; in seiner Zerstretheit redete er sie wiederholt „Gnädiges Fräulein!“ an, sodaß sie erschrocken an eine Verstörung des Vaters glaubte.

Hier schaffte nun die Mutter Rath und Hülfe; sie brachte ihren „Alten“ allmählig wieder in ein gewisses Gleichgewicht, aber es war das Gleichgewicht der Schwäche und des kleinlauten Gemüths. Die Feder, die ihn früher emporgeschnellte, war auf immer gebrochen, seine Munterkeit dahin.

Freilich auch für eine stärkere und vom Schuldbewußtsein freiere Seele als die seine zog des Jammers genug in das Haus. Erst der siegreiche Feind mit seinen lästigen Forderungen, dann die Leiche des lustigen Hugo, des Einzigen, der die Grämlichkeit und Theilnahmlosigkeit des Geheimen noch zu erheitern verstanden; zuletzt der verwundete Egbert. Als ob der Himmel alle Plagen Egyptens auf einmal auf diese

Familie ausschütten wollte! Mit Egbert wäre ihr der Trost und die Stütze der Zukunft gestorben. Verzweifelt rang Armhart die Hände und saß am Bett des Kranken, selber mit dem Tod im Herzen.

Egbert's Genesung entfernte wenigstens die dunkelsten Wolken und erfreute alle mit dem ersten Sonnenlächeln der Hoffnung.

Aber die ungewisse Kunde über das Schicksal des Grafen Wolfsegg, hinter der sich nur eine desto schrecklichere Gewißheit zu verbergen schien, brachte neue Unruhe in die von Leiden und Schmerzen kaum aufathmenden Gemüther. Mit einem Gesicht, von dem die Angst nicht mehr weichen wollte, schlich Armhart durch das Haus. Bald vermied er es, mit Magdalenen in Berührung zu kommen, bald schloß er sie heftig ohne jede Veranlassung in seine Arme und murmelte unverständliche Worte, die von seinen Thränen und seinem Schluchzen erstickt wurden. Mit seiner Frau pflog er lange Verabredungen, bei denen er aus Furcht, belauscht zu werden, die Thüren verschloß.

In seinem eigenen Mißmuth achtete Egbert nicht auf ihn; Magdalene hatte sich schon an die Wunderlichkeiten des Vaters gewöhnt und legte ihnen weder Absicht noch Bedeutung bei. Mehr und mehr hatte sich ihr ganzes Sinnen und Denken auf den Geliebten

zusammengedrängt. Daß sie für ihn sorgen und leiden konnte, gab ihrer Liebe in ihren Augen erst die rechte Weihe. Sie hatte in diesem Sturm ein festes Herz bewahrt und sich durch den Anblick der größten Uebel und der drohendsten Gefahren nicht erschüttern lassen. Noch stärker als früher prägte sich in ihrem Gang und ihrer Haltung die ruhige Zuversicht ihres Wesens aus.

Im vollen Schein der Kerzen stand sie, mit dem Rücken gegen das Fenster, das sie eben geöffnet, vor Egbert, der noch in seinem Stuhl am Abendtisch saß. Die Andern hatten nach eingenommener Mahlzeit das Zimmer verlassen. Bis auf eine feine Linie auf der Stirn über den Augenbrauen hatte die Sorge ihr Gesicht verschont; wenn seine Farbe ein wenig bleicher geworden, so hatte jetzt die Geschäftigkeit der Wirthin ein sanftes Roth auf ihre Wangen gemalt. In reicher lockiger Fülle floß goldschimmernd das Haar auf ihre Schultern. Das schwarze Kleid mit dem schwarzen Flortuch darüber, das sie trug, bildete einen wirksamen Gegensatz zu den hellen Farben ihres Gesichts. Ihre treuen klugen Augen weilten zärtlich auf Egbert, der, das Haupt zu ihr gewendet, von seinem Spaziergang mit Desronais, von der Begegnung mit dem jungen Menschen erzählte und daran die Frage knüpfte:

„Ist mein Sinn durch dies kleine Abenteuer für Sonderbarkeiten mehr geschärft worden, oder war die Christel heute bei Tische wirklich in außerordentlicher Aufregung?“

Er mochte nicht sagen, daß Desronais' Warnung ihn zu einer peinlichern Beobachtung des Mädchens bestimmt hatte.

Magdalene lachte.

„Sie war ungeschickter als sonst und wurde darum scheuer. Aber Sie tragen die Schuld, Herr Egbert“ — das vertrauliche Du wollte ihr nur immer in Augenblicken erhöhter Empfindung und selbstvergeffener Leidenschaft über die erröthenden Lippen — „Sie haben das Mädchen während des Essens mit Augen angeblickt, mit Augen, vor denen mir auch Essen und Trinken vergangen wäre. So streng und forschend! Ich bin nur froh, daß Sie mir jetzt eine Erklärung geben; ich dachte schon, die Christel hätte ein Unrecht verübt.“

„Behüte sie Gott davor! Ich fürchte stets, daß alle Ihre Mühe, liebe Magdalene, das Mädchen zu erziehen, zuletzt doch verloren sein wird. Sie bleibt, wie sie auf dem Felde bei der Rabenmühle war, verschlossen und wildscheu. Eines Tages wird sie aus dem Hause fliehen und in dem Wald, aus dem sie gekommen, verschwinden. Wir ändern die Natur nicht.“

„Die Christel ist anhänglich und treu, Herr Egbert. Im Uebrigen müssen wir Geduld mit ihr haben. War dies eine Zeit zur Erziehung? Unter Kriegslärm und Soldaten! Das Mädchen auf dem Schlachtfelde, mit einem Todten heimkehrend! Ach, es ist grausam und herzzerrend! Wie sollten solche Schreckensbilder sie nicht noch heute verwirren? Sind wir selbst doch ihrem Einflusse unterworfen und fahren bei jedem Trompetenstoß zusammen, als verkündigte er uns den Anfang einer neuen Schlacht.“

„Das ist eben meine Besorgniß. Sie sieht nichts als eine Auflösung der Sitten, ein Zerreißen der heiligsten Bande. Wohin sie tritt, stößt sie auf Trümmer und Leichen. Aber neben dem Grauen wohnt der Reiz des Abenteuerlichen. Wenn sie dem Ritter Zambelli wieder begegnete —“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, obgleich Sie mir sagten, er sei Adjutant des Kaisers und wohne in Schönbrunn.“

„Meine Freunde erzählten es mir. Ich selbst traf ihn auf dem Felde bei Aspern.“

„Nun, uns Frauenzimmern“, scherzte Magdalene, „hat er seine Gegenwart noch nicht angedeutet. Vor mir wird er sich wohl hüten. Wie hat er meine Arglosigkeit betrogen! Zum Dank dafür, daß ich ihn in

unser Haus gelassen, hat er meinen armen Vater ins Verderben gestürzt. Seitdem will ein stiller Vorwurf nicht aus meinem Gewissen weichen, als wäre aus meinem Leichtsinn alles Elend, das gefolgt ist, entsprungen. Ich würde ihm kein Glück bringen, erschiene ich wieder auf seinem Wege. Die Christel aber will ich ins Gebet nehmen.“

„Sie sollen auch nicht mit diesem Manne zusammenkommen“, sagte eifrig Egbert und trat zu ihr an das Fenster. „Sie sind das Licht, er ist das Dunkel.“

Eine Weile standen sie so und schauten zu dem Himmel hinauf, an dem das Wetter leuchtete. In der Ferne ließ sich ein dumpfes Brausen vernehmen: der Sturm, der näher zog. Die Wipfel der hohen Bäume rauschten in jenen eigenthümlichen, halb klagenden, halb feierlichen Tönen. Vor ihnen breitete sich der dunkle Garten aus. Von dem Wetterleuchten, von dem Lichtschein, der aus dem Hause fiel, flimmerte es in den Gebüschen und Zweigen. Unwillkürlich hatten sich ihre Hände in einander gefunden.

„Was thut die Gräfin Antoinette zu dieser Stunde?“ hob Magdalene plötzlich an. „Denkt sie noch unser?“

Egbert schüttelte den Kopf.

„Nein, Magdalene, sie hat uns vergessen. Dort

am Himmel schimmerte noch vor wenigen Minuten ein glänzender Stern, jetzt hat ihn die finstere Wolke verschlungen. Was sollten wir auch für sie sein, da ihr Vaterland, die Erinnerungen ihrer Familie, ihr Oheim, da all dies ihr nichts war im Vergleich zu der Herrlichkeit des Kaiserhofes? Möge sie glücklich sein!"

„Sie verdient es, sie war so schön!"

„Und Sie beneiden Sie nicht um das große Loos, das ihr zu Theil geworden?"

„Wie wunderbar Du fragst!" war in ihrem Gesicht zu lesen. „An Deiner Seite, in Sicherheit und Frieden!"

„Auch wenn ich wollte", sagte sie laut, „ich könnte die Gräfin nicht beneiden. Mir fehlt das Bedürfnis nach hoher Ehre und mit ihm das Verständniß eines Glückes, das aus der Befriedigung solcher Wünsche entspringt. Der Ehrgeiz ist eine Tugend der Männer; ich bescheide mich gern im engen Kreise und freue mich an Wiesenblumen. Mein höchstes Streben, meine stolzeste Hoffnung wäre es", fuhr sie fort, „ein klein wenig zum Glücke derer, die mir theuer sind, beizutragen. Darin findet mein Herz sein volles Genügen und mein Geist eine ausreichende Beschäftigung. Spiegelt sich das Licht des Himmels nicht ebenso im Thautropfen wie im unendlichen Meere?"

„Sie sind ein Engel, Magdalene, uns allen zum Trost gesendet.“

„Ein Engel, den Sie mit Ihren Schmeicheleien noch verwöhnen werden. Noch dazu ein armer Engel ohne Flügel.“

„Wollten Sie uns verlassen?“

„O hätte ich nur die Flügel der Morgenröthe, um den zu suchen, den Sie und ich, den wir alle vermissen, um den wir alle trauern: den Grafen Wolfsegg!“

„Hoffen Sie, ihn noch unter den Lebenden zu finden? Ach, Magdalene, ich glaube, wir müssen uns allmählig in den Gedanken dieses unerseßlichen Verlustes fügen. Wohl ist es schwer, das Leben ohne ihn zu denken, der uns ein Freund und Berather in allen Dingen war. Aber was hülfte es uns, die Wahrheit zu verschleiern? Einmal würde doch die Hülle zerreißen.“

„Sie sind ein Mann, Sie brauchen keine Stütze; für mich, für die Mutter war der Graf ein letzter Halt. Wie traurig, kraftlos und gebrochen ist der Vater!“

„Und wollen Sie gar nicht auf mich zählen? Soll unsere Jugendfreundschaft, sollen die Verpflichtungen der Treue und Dankbarkeit, die mich an Sie fesseln,

soll die Gemeinsamkeit unseres Lebens, soll Alles nur eine Schrift im Sande gewesen sein, die der nächste Windstoß verwischt?"

„Ach, Egbert! Ich habe mich vor dieser Auseinandersetzung lange gefürchtet. Nun ist sie da. Es kann nicht so fort dauern. Wir leben von Ihrer Güte und Freundschaft und nehmen dieselbe hin, als wäre es der Schein der lieben Sonne, für den auch Niemand dankt, nach dessen Herkunft Niemand fragt. Nein, schauen Sie mich nicht so betroffen an. Ich bin nicht engherzig und wäge nicht die Gaben der Freundschaft ab. In diesen unruhigen Kriegszeiten thaten Sie an uns, was Sie auch Andern gethan haben würden. Aber im Frieden, lieber Egbert, müßten wir nicht vor uns selbst erröthen? Dieser Wohlstand, der uns umgibt, kommt er uns zu?"

„Also der Friede sollte uns trennen!“ unterbrach er sie ungestüm. „Es fehlte nur noch, daß Sie von meinen Wohlthaten gesprochen! Hab' ich das um Sie verdient?"

„Wie Sie fürmen! Sie lassen mich in Ihrem Eigenthum schalten, als ob es das meinige wäre; darf sich nie in meinem Herzen die Frage regen, mit welchem Rechte ich es thue? Ist es nicht besser, wir beide lösen in alter Freundschaft diese Frage, ehe sie die

Welt für uns in bitterster Weise löst? Ach, hätte ich nur goldene Worte auf der Zunge, oder wäre der Graf zur Stelle, mir gegen Sie, gegen mein eigenes Herz beizustehen und das Richtige und Wahre zu vertheidigen, so unbarmherzig es uns dünken mag!"

„Und ist ein Mittler zwischen mir und Ihnen nöthig? Können wir selbst nicht den Streit schlichten und das Rechte finden? Ja, was reden wir denn noch, als ob wir noch einen Willen hätten, noch rechts oder links gehen könnten! Haben unsere Herzen nicht schon ohne Worte die einzig wahre, die einzig gültige Entscheidung getroffen? Ist da ein Widerstand möglich? Magdalene, gibt es für uns eine Trennung?“

„Egbert!“

Sie hatte ihr Haupt an seine Schulter gelehnt und weinte leise.

Er umschloß sie mit seinen Armen und preßte sie an seine Brust.

„Sei mein Weib“, bat er. „Durch Natur und Schicksal sind wir auf einander angewiesen; wollen wir lösen, was so lange vereinigt gewesen?“

„Ich habe Dich immer geliebt, Egbert! Aber ich fürchtete mich ebenso vor dem Glück Deiner Liebe wie vor dem Unglück, nicht von Dir geliebt zu werden. In diesem seligen Augenblick — ein Schauer beschleicht

mein Herz, als wäre diese Freude zu groß für mich, als gönnte eine dunkle Gewalt sie mir nicht! Stürbe ich jetzt in Deinen Armen, nie brauchte ich mehr zu bangen und zu sorgen!"

„Wir leben unter einer Wetterwolke, Liebste; wenn sie vorübergerauscht ist, vielleicht genießt sich dann das Dasein noch einmal so süß!“

„Ach, ich will keine Zukunft! Du liebst mich?“

„Ich liebe Dich!“

In dem stärkern Tosen des Windes, in dem heftigern Stöhnen und Klagen der Bäume erstarb ihr Geflüster. Schon fielen einzelne schwere Regentropfen auf die Blätter. Vor dem Zuge, der hereinwehte, drohten die Kerzen zu verlöschen; Egbert schloß das Fenster. Und während nun draußen der Sturm zu heulen anfing und prasselnd auf das Dach und gegen die Scheiben der Regenstrom niederfloß und schlug, die Finsterniß gleichsam noch finsterer wurde, saß sie auf der Fußbank zu seinen Füßen, ihre Arme auf seine Kniee gelegt, und schaute ihn mit ihren stillen Augen an, die Glückliche den Glücklichen.

Einmal fuhren sie aus ihrem Gespräche auf und horchten; es war ihnen gewesen, als ob durch Regen und Sturm ein unterdrückter Schrei geklungen. Aber nichts ließ sich vernehmen als das eintönige Geräusch

des tobenden Wetters, das sie einwiegte und durch den Gegensatz seiner Unfreundlichkeit zu der Wärme und Behaglichkeit drinnen ihr Wohlgefühl erhöhte.

Draußen aber im Regen, unter dem Kastanienbaume, weinend, rufend, nicht wissend, ob aus Schmerz oder Freude, das Herz zum Ueberquellen von wunderbaren Empfindungen geschwellt, mit flatternden, verwirrten Haaren, die Arme bald zum Himmel erhebend, bald nach einem Schatten ausbreitend, steht die braune Christel.

Auf eine kurze Frist scheint die Gewalt des Regens gebrochen. Aus den Wolken schimmert die Sichel des wachsenden Mondes. Auf der Gloriette von Schönbrunn weilt unsicher sein zitternder Glanz.

Dorthin eilt, auf der Höhe des Hügels, ein Mann im dunklen Mantel; oder ist Alles nur ein Wahnbild, eine Phantasmagorie ihrer aufgeregten Sinne?

Nein, mit diesen Armen hat sie seinen Nacken umschlungen, seine Hand ist es gewesen, die ihre Haare zerwühlt, die ihr Nieder aufgerissen hat. Auf ihrem Munde haben seine Lippen brennend geruht. Waren es seine Worte, waren es seine Küsse, die ihr einen Glutstrom durch die Adern jagten?

Wie noch Alles an ihr glüht und klopft und zittert! Was ist denn in dieser Stunde, seit sie unruhig vom

Tische, an dem die Andern zögerten, davongeeilt, mit ihr geschehen? Obgleich er ihr kein Versprechen gegeben, obgleich sie weiß, daß er sie geringschätzt, ist sie voll Hoffnung, ihn zu finden, nach dem Kastanienbaum gelaufen. Das dunkle Gefühl, daß sie mit diesem heimlichen Verkehr, diesen nächtlichen Gängen eine Schuld begeht, macht sie um so vorsichtiger und um so begehrllicher. Es ist wie das Pflücken einer verbotenen Frucht, in dem Gelüste wohnt ein süßer Schauer. Der Sturm, der sich brausend erhoben, spielt ihr gleichsam die wilde Musik zu einem tollen Tanze. Mit seltsamem, schwefelgelbem Schein geht das Wetterleuchten darüber hin. Unter dem Kastanienbaum hat Magdalene eine Moosbank aufrichten lassen; die weit überhängenden Zweige mit ihrem noch dichten Laub gewähren Schutz. Dort sitzt die braune Christel mit klopfendem Herzen. Selbst in der Grausamkeit der Erwartung liegt für sie ein unbeschreibliches Vergnügen. Zugleich fürchtet sie sich vor ihm und schmachtet nach ihm. Durch den Garten schlüpfend hat sie von der Rüsternhecke einen Zweig gebrochen und ein paar spätblühende Blumen; nun windet sie geschäftig einen Kranz daraus. Sie will sich zu seiner Ankunft schmücken.

Wird er zu ihr, der Armen, Verlassenen, der Braunen, häßlichen Dirne kommen, er, der glänzende

Ritter in seinem goldgestickten Kleide? Der furchtbare Mann mit dem durchbohrenden Blicke? Der so schön und so schrecklich ist, wie sie nie einen andern Menschen gesehen? Was sollte er auch von ihr?

Sie spigt die Ohren.

Auf dem einsamen Pfade von dem Schönbrunner Schlosse nähert sich einer mit heimlichen Schritten. Niemand geht zur Nachtzeit diesen Weg als er. Schleicht er zu ihr? Ist es das grelle Licht des Wetterleuchtens, das sie blendet? Christel schließt ihre Augen, um sich, sie wieder öffnend, in seinen Armen zu finden.

Was er ihr zugerant, sie weiß es nicht mehr. Von den Gesängen der Nixen hat sie gehört, welche den Menschen das Herz aus der Brust ziehen. So zaubermächtig und berückend sind seine Worte. Ein einziges hat sie behalten, es wird den Posaunenschall des jüngsten Gerichts in ihrem Ohr übertönen:

„Ich liebe Dich!“

Er liebt sie! Kann es denn sein?

Nun ist sie allein in Sturm und Regen; der Mond blickt ihr, ehe er sich wieder in den Wolken verschleiert, so ernst in das Gesicht. Ist denn eine Feuerflocke darauf geflogen? Es flammt, es schmerzt sie; wovon? Sie schlägt die Hände darüber. Gedanken, die sie nie-

mals gehabt, Vorstellungen wunderlichster Art regen sich in ihr, unbestimmt und schwankend. Jetzt ist es ihr, als blühte etwas duftig und schimmernd in ihr auf, und zugleich erfährt sie eine unsagliche Traurigkeit. Sie ist nach der Bank zurückgekehrt; zerrissen liegt dort der Kranz, den sie für ihre Stirn gewunden.

Arme Blumen, arme Christel! Sagt sie es? Oder hat im Garten Magdalene ihren Namen gerufen?

Magdalene, Egbert — darf sie noch vor ihnen erscheinen? Hat sich nicht eine Kluft zwischen ihr und ihnen eröffnet? Lockte er nicht: Komm mit mir! Verlasse dies Haus! Zersplittert ist der Stein, der sie bannte; sie hat ihn nicht wiedererkannt, als ihr Egbert ihn neulich als seinen Lebensretter zeigte, den Opal in der goldenen Fassung. Komm mit! Wohin? Zu welchem Ende?

Der Sturm hat das Bruchstück des Kranzes, das aus ihrer Hand geglitten ist, mit Ungestüm ergriffen und jagt es den Hügel hinab.

Wo werden Zweig und Blumen morgen sein?

Ist die braune Christel mehr werth als eine sturmzerpflückte Waldblume?

Viertes Kapitel.

Eine große Menschenmenge erfüllte den Schloßhof von Schönbrunn. Trotz ihrer Abneigung gegen die Franzosen widerstanden die Wiener dem verlockenden Reiz einer Truppenmusterung und der Hoffnung, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht, in greifbarer Nähe zu sehen, nicht.

Heute an diesem zwölften October begünstigte ein heiteres, kühles, herbstliches Wetter die Schau. Nach Mitternacht hatte der Regen aufgehört; der Wind, bis zur Morgendämmerung fortwehend, hatte den Erdboden allmählig wieder getrocknet. Eine fröhliche Sonne grüßte um die neunte Stunde des Morgens vom Himmel.

Auf den Stufen der Treppe, die in Hufeisenform in den Hof hinabsteigt, standen die Offiziere, welche dem Kaiser eine Botschaft zu überbringen, eine Bitt-

schrift zu überreichen hatten, die er selbst zu sehen gewünscht hatte; unter ihnen, mit einem ungarischen Husarenoffizier, der mit ihm schwerverwundet bei Aspern gefangen worden war, Egbert, auf einer der untersten Stufen.

Dem Schloß gegenüber war, vor den Rasenplätzen, Hecken und Alleen des Gartens, ein Bataillon der Garde aufgestellt; daneben die als genesen aus den Hospitälern entlassenen Soldaten, Andere, die aus der Gefangenschaft der Oesterreicher heimkehrten — ein buntes Bild, in dem die verschiedensten Uniformen sich berührten, das von dem Glanz der Morgensonne noch lichtere Farben erhielt.

Eine freudige Ausgelassenheit herrschte unter den Soldaten; die Zucht hatte nicht wenig im Verlauf des Feldzugs, selbst unter den Augen des Kaisers, nachgelassen; die Nachricht, daß der Abschluß des Friedens bevorstände, hatte sich verbreitet und fand überall jubelnde Zustimmung. Dem beschwerlichen Felddienst, den harten Kämpfen, die mit hartnäckigerer Erbitterung als jemals vorher seit dem Beginn der Revolutionskriege geführt worden waren, hatte die muntere kriegerische Stimmung der Franzosen, in der sie alle ihre Feldzüge begannen, nicht lange widerstanden. Wie der Mühen, wurden sie der Gefahren vor der Zeit überdrüssig.

Noch gehorchten alle dem Wink ihres Führers; aber wie in den Tagen nach der Schlacht bei Eylau lief ein düsteres unheimliches Gemurmel durch das Heer, das er nur darum nicht hörte, weil er es nicht hören, nicht verstehen wollte. Unmerklich noch und dennoch unaufhaltsam fing der kriegerische Sinn der Franzosen zu ermatten an. Zu wild und hoch war der Adler geflogen, seine Schwingen erlahmten. Daher war die Friedenskunde allen ein Trost und eine Erlösung, jeder sehnte sich nach Ruhe.

Hinter den Soldaten drängten sich in den Baumgängen des Gartens die Zuschauer. Die Ordnung wurde nicht streng aufrecht erhalten. Die Feldgendarmen drückten ein Auge zu und ließen in den Zwischenräumen, welche die einzelnen Truppentheile von einander trennten, Borwizige und Neugierige sich tummeln. An den Fenstern des Schlosses standen reichgeputzte Damen des österreichischen Adels neben den Herren des kaiserlichen Hofes. Als Egbert zufällig einmal in die Höhe blickte, erkannte er an einem der Fenster den Präfecten des kaiserlichen Hauses, Bauffet, den er am Frühstückstisch Napoleon's in den Tuileries getroffen, im Gespräch mit der Gräfin Bellegarde, der Frau des tapfern Generals, mit dessen Truppen vereint er die Straßen und Häuser Asperns erstürmt und vertheidigt. Es

schien doch, als wäre schon vor der Unterzeichnung der Friedensurkunde zwischen den Höfen der beiden Kaiser eine Annäherung geschehen, die mehr als eine bloße Beendigung der Feindseligkeiten, die eine freundschaftliche Verbindung für die Zukunft, vielleicht sogar ein dauerndes Bündniß andeutete.

Noch weniger als den so dringend geforderten und so schwer erkauften Frieden konnte Egbert diese Gile billigen, sich dem Imperator zu Füßen oder in die Arme zu werfen. Sollte der Gedanke, das heilige deutsche Reich wieder aufzurichten, ein solches Ende nehmen und der letzte deutsche Kaiser der erste Vasall und Waffenträger Napoleon's werden? Egbert's Herz wallte vor Scham und Schmerz auf; um wie viel edler und würdiger erschien ihm der kalte unbeugsame Troß und Haß, die spartaniſche Armuth, welche die Norddeutschen dem siegreichen Imperator entgegensetzten. Von dorthier wird der Rache Pfeil die Ferse Napoleon's treffen, sagte er sich, an die Lieblingsverse des gestorbenen Freundes denkend, von dorthier! Wir sind auf der Wage des Geschicks zu schwach befunden worden!

„In Ordnung!“ scholl es unten.

Aus ihrer lässigen Haltung richteten sich die Gardes stattlich und straff auf.

Auch den Unkriegerischen mußte ihr Anblick mit

einem Funken des Heldenmuths und der Kampfbegeisterung entzündet; etwas wie der Feuerathem der Schlacht strömte aus diesen stählernen Reihen, diesen wettergebräunten, narbenbedeckten Gesichtern. Der junge Mann im blauen Oberrock mit den Mädchenzügen, dem Egbert gestern bei Sonnenuntergang auf dem Waldwege begegnet war, irrte wie ein Trunkener an ihrer Front entlang. Vergebens wiesen ihn die Offiziere, die ihn wegen seiner Kleidung für einen Beamten der Militärintendantur halten mochten, zurück; er kehrte immer wieder, wie einer, der sich an diesem Schauspiel nicht satt genug sehen konnte. Zuletzt wurde er in die Nähe der Treppe gedrängt, Egbert so nahe, daß dieser ihm schon die Hand entgegenstreckte. Aber der Fr. mde wendete sich häftig ab, mit dem Blick eines Verstörten. Es stand etwas in seinem Gesichte, das Egbert nicht enträthseln konnte, das ihn gerade wegen seiner geheimnißvollen Düsterteit noch mehr erschreckte.

Umringt von einem zahlreichen Gefolge war der Kaiser aus der Glazthür eines Saals hinaus auf den obersten Absatz der Treppe getreten.

Er trug wie gewöhnlich seine geliebte grüne Uniform mit dem breiten rothen Ordensbande, den kleinen Hut, die weißen Kasimichosen. Keine Handschuhe bedeckten seine schlanken weißen Hände. Er zerknitterte

ein Blatt Papier in der Linken und kam langsam die Stufen hernieder. Dem angeborenen Ernst seines Antlitzes hatte sich heute ein besonderer Zug der Melancholie um Mund und Augen zugesellt. Gegen den Sturm, in dem ihn Egbert zuletzt im schwankenden Rahn auf der Donau gesehen, stach die Ruhe und Stille, die sein Wesen heute zeigte, bedeutsam ab.

Auf einer Treppenstufe unterbrach er plötzlich seinen Gang. Stillstehend verschränkte er die Arme auf dem Rücken und schaute über die Menschen unter ihm, über den Garten, zu der Gloriette hinauf.

Kam ihm der Gedanke, daß er nie wieder an dieser Stelle weilen, nie diese Bäume, diese Laubgänge, die in ihren Schatten ein Unnennbares für ihn zu verbergen schienen, wiedersehen würde? Ganz leise suchte er zusammen. Wehte ihn der Schauer des Herbstes an? Mit einer hastigen Bewegung zerriß er dann das Papier, das er in der Hand gehalten, und streute die kleinen Stücke in die Luft.

„Berthier!“ rief er, sich nach seinem Gefolge umkehrend, das zwei Stufen über ihm Halt gemacht, um ihn nicht in seinen Betrachtungen zu unterbrechen.

„Sire!“

Der Fürst eilte zu ihm.

Napoleon winkte ihm, dicht an seine Seite zu treten.

„Wissen Sie, was ich eben zerrissen? Den Bericht eines Polizeicommissars, den mir Savary vor einer halben Stunde in der größten Aufregung brachte. Eine Verschwörung besteht im Heere.“

„Ich hatte Eure Majestät schon vor Wochen auf die bedenkliche Stimmung in einzelnen Regimentern der Linie aufmerksam gemacht.“

„Diese Leute sind müde, wie die Soldaten Alexander's in Indien. Jämmerlich, daß die Entwürfe der größten Männer an diese elende Masse gebunden sind! Ich werde ein, zwei Jahre rasten, sie entlassen und mir ein neues Heer schaffen. Den Franzosen fehlt die zähe Ausdauer, welche Cäsar's Legionen hatten. Aber Cäsar begegnete zuletzt seinen Mördern — und ich? Auch mir war eine Kugel in jener schlimmen Mainacht auf der Lobau bestimmt.“

„Undenkbar, Sire! Es entsetzt mich!“

„Der Bericht war zu genau und umständlich, um erlogen oder nur übertrieben zu sein. Savary lobt den Mann, der ihn geschrieben. Merken Sie sich den Namen, er heißt Desronais. Und was mir für seine Glaubwürdigkeit bürgt, er gehörte früher zu den Jakobinern und hat das Organ für Verschwörungen. Wer sollte mich auch ermorden wollen außer diesen Banditen?“

„Ich stehe noch ganz erstaunt, wortlos —“

„Soldaten aus dem Regiment des Obersten Lohsel waren zu der That gedungen. Zwei Rädelshführer hat Savary verhaften lassen. Erschießt sie morgen in der Stille; ich will keinen Lärm und keine Verhandlung. Wo ist der Oberst?“

„Oberst Lohsel!“ rief Berthier den Offizieren zu. Niemand regte sich.

Der Oberst, da er keinen Dienst hatte, befand sich nicht bei der Parade.

„Schicken Sie ihn fort“, sagte Napoleon. „Nach Spanien, mit einer Depesche an Soult oder an den König Joseph. Aber sogleich, daß er in vier Stunden Wien verlassen hat! Ich will keine Narren, die den Brutus und Cassius nachspielen, in meiner Nähe haben.“

„Vielleicht wäre es besser, Eure Majestät ließen ihn verhaften.“

„Einen Gecken! Damit er sich einbildet, ich fürchte mich vor ihm?“

Mit dem Ausdruck der unbeschreiblichsten Verachtung zuckte er die Schulter.

„Ich werde nicht an dem Biß einer Viper sterben. Wo lebte der, welcher mich überwände?“

Noch einmal, während Berthier einige Schritte zurücktrat, blickte er über den Garten, zu der Sonne

hinauf. Im gelblichen Glanz schimmerte sein düster-schönes Gesicht, es lag etwas wie schmerzlich gefasste Entfagung darin. Sein Leben war der Krieg, die Nothwendigkeit zwang ihn, Frieden zu schließen. So mag der stolze Engel geblickt haben, als er den Kampf gegen die himmlischen Heerschaaren aufgeben mußte.

Mit raschen Schritten eilte er die noch übrigen Stufen der Treppe, ohne an einen der Offiziere das Wort zu richten, hinab. Erst die österreichischen Uniformen zogen seine Augen, die er zur Erde gesenkt hatte, auf sich.

Den Gruß Egbert's und seines Kameraden erwidern, blieb er einen Augenblick vor ihnen stehen.

„Ich bin doch Sieger geblieben“, sagte er triumphirend. „Ich gebe Oesterreich und der Welt den Frieden.“

In der nächsten Frist mochte ihn der Ausruf schon reuen.

„Was ist auch eine gewonnene Schlacht mehr für mich? — Sie sind vollkommen geheilt, Herr Heimwald?“

„Ja, Sire!“

„Sie werden an Aspern denken wie ich. Unser Leben lang! Ich will Sie nach der Parade noch sprechen; Berthier wird Sie zu mir führen.“

Nun war er schon im Hofe. Das „Es lebe der

Kaiser!" umrauschte ihn unter dem Wirbel der Trommeln und dem Klang der Hörner und Pfeifen. Von seinem erhöhten Standpunkt gewahrte Egbert, wie der Mann im blauen Rock vorschnell und in unanständiger Hast vorstürzte, um den Kaiser zu sehen, und ihm beinahe den Weg zu seinen Gardes vertreten hätte. Napoleon bemerkte ihn gar nicht; die Hände auf dem Rücken näherte er sich den Soldaten. Die Adjutanten rissen den Blaurock zurück. Andere Offiziere, unter ihnen der Ritter Zambelli, waren auf der Treppe stehen geblieben und fingen ein Gespräch mit den beiden Oesterreichern an. Mit großer Bestimmtheit versicherten sie alle, sie würden nie wieder mit den Oesterreichern eine Schlacht schlagen; der Kaiser hätte dem Fürsten Johann Liechtenstein gesagt, er wünsche mehr als einen vergänglichen Frieden, er wolle eine dauernde Freundschaft und ein unverbrüchliches Bündniß mit Oesterreich schließen. Die eigentlichen Feinde Europas seien die Russen; wie schlecht und treulos hätten sie sich in diesem letzten Kriege gezeigt. Der Kaiser Alexander hätte zu Erfurt versprochen, den Franzosen mit seinem ganzen Heere zu Hülfe zu kommen; aber er dächte nicht daran, sein unersättlicher Ehrgeiz trachte nur nach der Eroberung Konstantinopels. Niemals aber würde Napoleon dies dulden. Franzosen und Deutsche seien

berufen, die Bildung des Abendlandes vor einem neuen Mongolensturm zu bewahren.

Mit geheimem Schauer erkannte Egbert, wie in diesen Worten schon ein neuer Krieg schlummere, ehe noch das Ende des jetzigen gekommen. Von dem Feldherrn hatte sich die Unmäßigkeit der Wünsche, die Ungeduld, ruhig in gleichmäßigem Zustande zu verharren, seinen Hauptleuten mitgetheilt, und wenn die Aeltern sich nach dem friedlichen Genuß des Erbeuteten, ihrer Siege und Schätze sehnten, so wuchs nach ihnen im Feldlager eine unruhige, aufstrebende Jugend auf, die nach neuen Ehren und Abenteuern dürstete.

Darüber war das kriegerische Schauspiel ihnen beinahe ungesehen vorübergegangen. Langsam war der Kaiser die Front seiner Truppen entlang geschritten, stumm, ohne ein Wort des Lobes und der Aufmunterung, die er sonst gern zu spenden pflegte, sie nur mit seinen Augen anblitzend, ob auch in ihren Reihen Berräther wären. Vor denen, die aus der Gefangenschaft kamen, vor den genesenen Verwundeten verweilte er länger. Er sprach mit einigen und ließ sich ihre Schicksale erzählen.

Als er die Spitze der Aufstellung erreicht hatte, kam der General Rapp athemlos und dunkelroth im Gesicht auf ihn zugestürzt. Zu gleicher Zeit sah Egbert,

wie der Blaurock, mit verzweiflungsvollem Blick auf den Kaiser starrend, von zwei Feldgendarmen an den Händen gepackt, in das Wachtzimmer im Erdgeschoß des Schlosses geführt wurde. Wären der rings um ihn Stehenden weniger gewesen, hätten die Garden, zum Vorbeimarsch schwenkend, nicht die Möglichkeit, an ihnen vorüberzukommen, verhindert, so würde Egbert nach der Wache geeilt sein, um dem armen Narren, für den er ein tiefes Mitleiden empfand, eine längere Gefangenschaft und eine härtere Behandlung zu ersparen.

Der Kaiser hörte die geflüsterte Meldung Rapp's mit jener Undurchdringlichkeit und Bewegungslosigkeit seiner Mienen an, welche der sichtbare Ausdruck von der Kälte seines Herzens und von seiner Gleichgültigkeit gegen die meisten guten oder schlimmen Ereignisse waren. Ruhig nahm er die Parade ab, stieg ruhig die Treppe hinauf, das Gesicht von dem eigenthümlichen melancholischen Schatten überflogen, der ihn an diesem Morgen nicht verließ.

Im Vorfaal wartete Egbert mit vielen Andern. Doch war er einer der ersten, die in das Zimmer Napoleon's gerufen wurden.

Der Kaiser hatte eben mit schnellem Federzug eine Depesche unterzeichnet.

„Herr Ritter Zambelli“, winkte er nach der Gruppe

seiner Adjutanten, die in einer Ecke des Zimmers mit bestürzten Gesichtern standen.

„Sire!“

„Dieses Blatt an den Obersten Armand Lohsel. Er muß nach Madrid abgehen. Noch diesen Vormittag. Er ist gestern in Schönbrunn mit Ihnen gesehen worden. Sie werden wissen, wo Sie ihn am sichersten treffen. Es wäre seine Pflicht gewesen, sich mir bei der Parade vorzustellen. Ich liebe die Offiziere nicht, auch wenn sie brav sind, die ihre Pflichten so gröblich vernachlässigen. Eilen Sie!“

Zambelli nahm erschreckend das indeß von Berthier zusammengefaltete und gesiegelte Papier. Wer konnte ihm diesen Streich gespielt haben?

Während er aus dem Saal ging, trat Egbert, dem der Fürst ein leises Zeichen gegeben, dem Kaiser näher.

Mit einem seltsamen Gefühl bemerkte er in der Hand desselben ein langes Messer.

Napoleon, dem dieser Blick nicht entgangen, versuchte sein unheimliches Lächeln, als wolle er damit seine Worte in Scherz verkehren oder ihnen doch Bitterkeit und Groll nehmen.

„Dies Dolchmesser, mein Herr — wer hat mir die friedlichen Gesinnungen, die frommen Tugenden der

Deutschen einmal so beredt gepriesen? Hat der Krieg sie alle verwildert? Mit diesem Messer hat mich ein Deutscher ermorden wollen!“

„Sire!“

„Es ist ein Wahnsinniger“, sagte der Kaiser scharf und kalt und warf das Messer auf den Tisch. „Ich werde einem ganzen Volke nicht die That eines Tollhäuslers anrechnen. Aber das sind nun die Folgen der unseligen geheimen Gesellschaften. Die Gelehrten, die Gebildeten nähren diesen Haß gegen mich; von ihnen dringt er in die Massen ein. Sie haben mir in Tirol eine neue Vendée geschaffen; bald wird diese deutsche Erde eine Höllenmaschine und einen Cadoudal gegen mich ausspeien. Ich muß ein Ende machen. Was will Ihre Bewegung sagen?“

„Es lag in den Händen Eurer Majestät, es nicht zu diesem Neuesten kommen zu lassen. Nach diesem Kriege —“

„Sollte es mir unmöglich sein, die Welt zu regieren, wie ich will?“ unterbrach ihn Napoleon. „Die Wunden heilen, die Niederlagen verschmerzen sich. Ihr Oesterreicher habt erfahren, daß ich noch immer der Mächtigste bin. Ich konnte Euren Staat zertrümmern, ich hab' es nicht gethan. Unter Frankreichs Oberhoheit kann Deutschland in Frieden gedeihen.“

„Damit rufen uns Eure Majestät zu: Finis Germaniae!“

„Und wenn ich es thäte? Habt Ihr Polen nicht getheilt? Aber ich thue es nicht. Ich habe den Baiern und den Preußen ihre Könige gelassen, ich taste Euren Kaiser nicht an. Nein, ich bin kein Weltenstürmer, ich bin ein Erneuerer des alt gewordenen Europa. Meine Kriege dienen seiner Verjüngung und der Ausbreitung der wahren Freiheit.“

„Gibt es eine Freiheit ohne Vaterland, Sire?“

„Denken Sie sich nicht als Deutscher, denken Sie sich als Mitglied der ganzen Menschheit, dann werden Sie auch meine Absichten besser verstehen. Die Franzosen sind das Schwert, die Deutschen das Buch der Welt.“

Und indem er den letzten Ausspruch wiederholte, setzte er mit einer Wendung, die nicht ohne Anmuth war, hinzu:

„Damit will ich Ihre Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen haben. Ich habe sie zu gut kennen gelernt. Fortan werde ich das Mögliche thun, um mit Ihnen in Frieden zu leben. Vielleicht gelingt es mir, die Oesterreicher durch meine Freundschaft zu versöhnen. Sie freilich, Sie werde ich nicht überzeugen!“

„Wessen wollten mich Eure Majestät überzeugen?“

Ich bewundere Ihren Genius und beklage, daß ihn das Schicksal zum Vernichter meines Vaterlandes gemacht hat. Das dürfte wohl ein Deutscher sagen, der in Cäsar's Gefangenschaft gerathen."

„Dann muß er auch Cäsar erlauben, seinen Gang zu wandeln. Nicht ich habe mir meinen Weg, die Vorsehung hat ihn mir vorgezeichnet. Ich habe Sie zuerst als Künstler in Malmaison kennen gelernt. Sie hatten der Kaiserin eine Silhouette der Erzherzogin Marie Louise gegeben; ich habe jetzt Gelegenheit gefunden, bei der Betrachtung eines Bildes der Prinzessin Ihre Treue und Geschicklichkeit schätzen zu lernen. Dem Künstler wie dem Soldaten bin ich verpflichtet“, meinte er mit eigener Betonung. „Nehmen Sie dies zum Andenken an eine Stunde des Geschicks.“

Von einem Seitentisch langte er ein goldenes, zierlich mit dunklen Rubinen besetztes Medaillon und gab es Egbert. Das auf Email darin gemalte kleine Bild stellte das Ufer der Lobau gegenüber Kaiser-Ebersdorf dar. In das Gold der Kapsel hatte Napoleon seinen Namenszug gefräßelt.

Den Dank Egbert's schnitt er mit einem Nicken seines Kopfes kurz ab.

„Sie haben Cäsar und sein Glück gefahren“, sagte er.

So lange als es dauerte, bis sich Egbert durch die Thür nach dem Vorsaal entfernt hatte, behielt das Gesicht Napoleon's den leisen Schimmer des Freundlichen und Wohlwollenden bei, der ihm sonst so fremd war.

Mit einer kurzen Bewegung verabschiedete er die Uebrigen, nur seine Vertrauten blieben um ihn.

„Und nun zu Ihrem Gefangenen, Rapp!“ sagte er barsch. „Was war's mit ihm?“

Der General berichtete, daß ein junger Mensch in auffälligster Weise während der Musterung sich in die Nähe des Kaisers gedrängt habe; als jede Ermahnung und Zurückweisung vergeblich gewesen, habe er ihn am Rockfalten ergriffen, um ihn nach der Wache führen zu lassen. Der Fremde habe sich loszuringen versucht, dabei hätte er — Rapp — etwas wie ein Messer in seiner Tasche gefühlt; es sei dasselbe, das jetzt auf dem Tische läge.

Ungläubig schüttelte Napoleon den Kopf.

„Sie sehen Gespenster, Rapp, am hellen Tage. Hierher mit dem Mann!“

Während Rapp ging, um den Gefangenen aus dem Wachtzimmer auf einem geheimen Wege herbeizuführen, fragte Napoleon:

„Ist Corvisart hier?“

„Ja, Sire“, antwortete dieser.

Es war der erste Leibarzt Napoleon's.

„Sie sollen den Gefangenen untersuchen. Ganz gewiß, er ist toll. Die Deutschen neigen zum Wahnsinn wie die Engländer. Berthier, daß uns Niemand stört!“

In der nächsten Minute befand sich außer Napoleon, Savary, zweien seiner Lieblingsadjutanten und dem Arzte Niemand mehr im Zimmer. Ein undurchdringliches Geheimniß sollte nach dem Willen des Kaisers diese ganze düstere Angelegenheit bedecken.

Von zwei Gendarmen an den Armen gefaßt, wurde der Uebelthäter in den Saal geleitet. Man band ihm die mit Stricken gefesselten Hände los. Die Wächter wurden wieder hinausgeschickt. Rapp blieb hinter dem Gefangenen an der Thür stehen, ihm jeden Fluchtversuch abzuschneiden. Schweigend hatte ihn der Kaiser während dieser Zeit betrachtet. Es war der Jüngling mit den langen Haaren und dem feinen blassen Mädchengesicht, das jetzt freilich von Aufregung glühte.

„Dies Kind — mich ermorden!“ brach Napoleon stürmisch aus. „Unsinn! Wo hatten Sie nur Ihre Augen, Rapp!“

Er näherte sich dem Gefangenen, der ihn unverwandt mit schwärmerischen Augen anblickte, und redete ihn mit einer gewissen Milde an:

„Wer sind Sie?“

„Ich heiße Friedrich Stapf und komme aus Erfurt; mein Vater ist lutherischer Prediger zu Naumburg.“

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn Jahre.“

„Sie haben mich schon früher gesehen?“

„Zu Erfurt im October des vergangenen Jahres.“

„Und was wollten sie heute von mir? Warum haben Sie Ihre Eltern verlassen? Wozu dies Messer?“

„Um Sie zu tödten“, entgegnete Stapf mit der unerschütterlichen Feierlichkeit des Schwärmers.

Die natürliche Schwäche, die Sanftmuth und Bildung des Jünglings schienen zu diesem so klar und bestimmt ausgesprochenen Entschluß in so vollkommenem Gegensatz zu stehen, daß nur eine Umwandlung des Herzens und des ganzen Menschen zu ihm geführt haben konnte. Der fanatische Haß, der sich darin offenbarte, die Sucht nach dem Martyrium erregte den Zuhörern dieser peinlichen Verhandlung einen kalten Schauer.

Nur Napoleon blieb gelassen.

„Sie betrügen sich selbst“, sagte er. „Mich tödten! Schauen Sie mich einmal an. Sie sind entweder ein Jakobiner oder schwer krank.“

„Ich weiß nicht, was ein Jakobiner ist, und glaube so gesund wie Sie zu sein.“

Corvisart tastete nach seinem Puls.

„Nicht wahr, ich bin gesund?“ rief zwischen Triumph und Zweifel der Gefangene, als der Arzt seine Hand wieder losließ.

„Ja, Sie sind gesund.“

Etwas wie Aerger, Verdruß und Zorn schwebte um den Mund des Kaisers, aber er bezwang sich. Seine Stimmung machte ihn heute dem Mitleiden einer Anwandelung der Menschlichkeit zugänglicher als sonst. Aus seiner unnahbaren Götterhöhe hatte ihn ein dumpfes Schmerzgefühl, die Ahnung, ja die Gewißheit eines großen unabwendbaren Verlustes zu der Tiefe der andern Sterblichen unmerklich hinabgezogen.

„Mich tödten!“ jagte er noch einmal, den ehernen Klana seiner Stimme mäßigend. „Besinnen Sie sich doch! Sie sind noch ein Knabe — was habe ich Ihnen gethan? Welcher Beweggrund, welche Leidenschaft hat Sie zu einem solchen Verbrechen angetrieben?“

„Sie sind das Unglück meines Vaterlandes.“

„Das haben mir schon Andere gesagt. Allein diese standen mir in Waffen gegenüber. Warum haben Sie nicht ebenso gehandelt?“

„Sie bleiben Sieger in allen Schlachten; auch

wollte ich nicht Ihre Soldaten, sondern Sie selbst, einzig Sie treffen."

"Wenn ich überall siege, ist dies nicht ein Zeichen, daß die Vorsehung bei mir steht?"

"Gott erhöht die Tyrannen, damit der Ruhm derer, die sie stürzen, desto leuchtender wäre."

"Die Gottheit befiehlt kein Verbrechen."

"Sie tödten ist keine Sünde, sondern eine heilige Pflicht."

"Und Sie sind ein Protestant?"

"Ja."

Sinnend schwieg der Kaiser eine Weile.

Die heftige Erregung und Ueberreizung des Jünglings hatte nachgelassen, das Feuer seiner Augen war erloschen; sie hatten jetzt den sanften gutmüthigen Ausdruck, der im Einklang zu seiner Gestalt und seinen Zügen stand.

Napoleon mochte glauben, daß ihn das Fieber, das ihn bisher geschüttelt, verlassen habe und ein Wort der Güte eine Stätte bei ihm finden würde.

"Sie sind ein kindischer Schwärmer; ich werde Ihnen verzeihen und Ihnen das Leben schenken", sagte er.

"Ich will keine Verzeihung, und Sie würden Ihre thörichte Großmuth bald büßen müssen."

„Im Gegentheil, müßten Sie mir nicht dafür dankbar sein?“

„Nein! Ich würde Sie doch zu tödten versuchen.“

Langsam wendete sich der Kaiser von ihm ab. Er suchte die Enttäuschung, die er erfahren, zu verbergen, aber er las sie auf den Gesichtern der Andern. Ihm kam die Erinnerung an jenen Römer, der vor dem König Porfenna die Hand in das Becken voll glühender Kohlen steckte.

„Führen Sie ihn hinweg, Savary“, sagte er halblaut, „ein Kriegsgericht mag über ihn urtheilen.“

Mit gekreuzten Armen blieb er am Fenster stehen, mit dem Rücken gegen den Jüngling, den die hereingerufenen Wächter ergriffen.

Mehrere Minuten verrannen so, ohne daß sich der Kaiser oder irgend ein Anderer in dem Saale rührte. Es war, als hätte ein plötzlicher Zauber sie gebannt.

Die Herbstsonne fiel durch die Scheiben. spielte auf den Bildern an den Wänden, blitzte auf den Spaulletten, auf der goldenen Adlerkrone des kaiserlichen rothen Samtessels — und doch hing eine trübe schwere Wolke über allen.

Mit einer gewissen Scheu, als fürchte er sich, dem Blick des Gefangenen doch noch zu begegnen, an der

Stelle, wo er gestanden, wie ein Geisterauge, das sich auf ihn richtete, drehte Napoleon sich um.

„Haben Sie eine Erklärung dafür?“ fragte er. „Ist es nicht unerhört, daß ein Deutscher in diesem Alter, von so guter Erziehung, ein Protestant ein solches Verbrechen, einen Meuchelmord hat begen wollen? Mit kaltem Blute, nach reiflicher Ueberlegung! Was ist das, Rapp? Was bereitet sich hier vor?“

„Die geheimen Gesellschaften, Sire“, antwortete der General, die Worte Napoleon's von vorhin wiederholend, um doch etwas zu erwidern, ohne an seine eigene Bemerkung zu glauben, und war froh, daß der Kaiser ihm die Fortsetzung des angefangenen Satzes ersparte.

Nach seiner Gewohnheit ging Napoleon, mehr zu sich selbst als zu dem Angesprochenen redend, mit großen Schritten auf und nieder. Er wälzte in diesen Monologen gleichsam die Gedankenlast, die auf ihn drückte, von sich ab.

„Und wer hat diese geheimen Gesellschaften gebildet?“ sagte er, an das Wort Rapp's anknüpfend. „Die Professoren, die Ideologen. Das sind meine Feinde; die Fürsten, die ich besiegt, der Adel, dem ich seine Vorrechte genommen habe, besolden sie. Das deutsche Volk ist gut, gehoriam und lenkbar, nur diese

Menschen verführen es mir. Im Norden, im Süden haben sie Aufstände angezettelt. Bin ich ein Nero, ein Caligula? Nein, sie zwingen mich dazu, diese bethörten Jünglinge, diese armseligen Bauern niederschließen zu lassen. Was ich will, ist gut und recht, ist die Ordnung und die Freiheit. Einer muß herrschen, und dieser Eine, der Mächtigste, bin ich. Hat mich nicht das Schicksal dazu auserwählt? Aus hundert Schlachten bin ich davongekommen. Wie die Höllemaschine hat mir der Dolch des Mörders nichts anhaben können. Geschieht dies gewöhnlichen Menschen? Nein! Gestehen Sie es selbst, Rapp! Aber der Friede ist uns nöthig. Die Gemüther sind zu überspannt; die Schlacht von Aspern hat die träge Einbildungskraft der Deutschen in Flammen gesetzt. Sie haben mich schon auf der Flucht gesehen und sind erzürnt darüber, daß ich ihre Hoffnungen bei Wagram niedergeschlagen habe. Sie sollen den Frieden haben, um sich zu besänftigen, um die Wohlthaten meiner Herrschaft zu erkennen und zu genießen. Das Geschlecht der Napoleons wird nicht mit mir enden. Man hat mir die russische Großfürstin verweigert, diese österreichische Erzherzogin ist mir sicher. Ich kann die Deutschen nicht höher ehren, als indem ich eine ihrer Prinzessinnen zu meiner Frau mache. Welch Opfer bringe ich ihnen und der Zukunft, welch

ein Opfer! Die Dynastie der Napoleons wird größer in der Geschichte dastehen als alle Königsgeschlechter, die vor ihr auf Erden erschienen sind. Sie wird das Verhängniß Europas sein.“

So sprechend war er, in seinem Gange innehaltend, an dem breiten Tische in der Mitte des Saals stehen geblieben. Karten, Papiere, Berichte, Briefe lagen darauf verstreut.

Achtlos griff seine Hand nach einem derselben. Mit schnellem Blicke überflog er es.

„Hier schlägt mir ein amerikanischer Freibeuter vor, er wolle sich St.-Helenas bemächtigen und von dort aus die Verbindung der Engländer mit Indien unterbrechen“, sagte er. „Sie sind ein guter Geograph, Kapp — wo liegt dies St.-Helena?“

Der tapfere General zog die Stirne kraus, er mußte sich eine Weile besinnen, wohin er dieses einsame Felseneiland zu bringen habe.

„Im atlantischen Ocean, Sire“, antwortete er dann, „vor der afrikanischen Westküste, etwa fünfzehn Grad unter dem Aequator. Es ist eine Wasserstation für die englischen Schiffe.“

„Ich habe diese Insel nie nennen hören und habe keine Lust, sie berühmt zu machen. Indien erreichen wir nicht auf dem Wasserwege, unsere Straße führt

über Moskau. Aber nicht jetzt, Rapp, nicht morgen! Dereinst, ich stehe noch im Mittag des Lebens. Melden Sie dem Fürsten Liechtenstein, ich wäre zur Unterzeichnung des Friedens bereit. Wir gehen nach Paris. Und daß von dieser unglückseligen Geschichte nichts verlautet. Nichts! Ein Knall, ein Schuß ins Herz — den Rauch verweht der Wind und mit dem Rauch das Gedächtniß dieses Thoren. — Sie noch hier, Corvisart? Er leidet doch an Geistesstörung, wenn auch sein Puls richtig geht.“

Zur Stunde, als der Kaiser im Schlosse mit Egbert redete, hatte der Oberst Armand Vossel an die Thür des Hauses mit dem rothen Dache in Hiezing geklopft und Einlaß begehrt. Er freute sich des Sonnenscheins, in dem seine reichgestickte Uniform sich noch einmal so gut ausnahm. Nach dem Sprichwort: Kleider machen Leute, schien sie ihm schon im voraus einen leichten Sieg zu versprechen. In der muntersten Stimmung ahnte er nicht das Gewitter, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

Seine republikanischen Gesinnungen gingen nicht tief; weil er sich zurückgesetzt fühlte, im Uebermaß seiner Eitelkeit, hoffte er durch Widerstand gegen den Kaiser zu ertrogen, was dieser ihm nicht aus Gnade gewähren wollte. Ueberdies waren gerade in dem Regiment, in

dem er diente, von einigen ältern Offizieren der Republik verbreitet, die Grundsätze und noch mehr die Redensarten der Jahre 1792 und 1793 im Schwange. Um sich beliebt zu machen, hatte Lohsel sich auf denselben Ton gestimmt und dadurch ein gewisses Ansehen erlangt. Seit Moreau's Verbannung war im Heere die republikanische Gesinnung um mehrere Grade gefallen. Es gab keine republikanischen Generale, es gab nur noch republikanische Obersten.

„Bald“, scherzte Desronais, „wird die Republik bis auf die Unteroffiziere herabgekommen sein.“

Von den Verabredungen gegen das Leben des Kaisers wußte Lohsel nichts. Die echten Jakobiner hatten sich wohl gehütet, den leichtsinnigen Stutzer in ihre kühnsten und verbrecherischen Pläne einzuweihen.

Ein französischer Offizier von seinem Range, der sich in aller Sitte als alter Bekannter einführte, konnte von den Frauen nicht zurückgewiesen werden. Der geheime Secretarius ließ sich freilich durch kein Zureden, kein Schmeicheln und kein Zanken seiner Frau aus seiner Schreibstube locken. Magdalene hatte kein Arg gegen den Besuch.

Nach der Seligkeit des vergangenen Abends, die sie noch mit sanfter Wonneempfindung durchströmte, wie es den Blumen zu Muthe sein mag, wenn sie

lange der laue Westwind und die Strahlen der Frühlingssonne in ihrer Umarmung gehalten haben, bereitete ihr das Wiedersehen Loyal's beinahe einen scherzhaften Zeitvertreib. Es füllte die Frist, in der sie Egbert missen mußte, harmlos und lustig aus.

Sie war in dem glücklichen Uebermuth eines Mädchens, das sich von dem besten Manne geliebt weiß, und dachte, wenn es sich so fügte, gegen den frühern aufdringlichen Liebhaber, der die halbwüchsige Jungfrau verfolgt, jetzt die gebührende Strafe zu vollstrecken.

Dem tapfern Obersten sank doch etwas das Herz, als er sich Magdalene, die ihn heiter empfing, gegenüber sah. Nicht ihre Schönheit bewegte ihn so sehr, als die geistige Klarheit und Ueberlegenheit, die ihr Auftreten bekundete. Er hatte sich thörichterweise noch immer das junge, scheue und wilde Kind vorgestellt, dem er vor Jahren wider seinen Willen einen Kuß hatte rauben wollen, und gar nicht bedacht, daß die Zeit aus dem Kinde vermuthlich ein kluges und zurückhaltendes Mädchen gemacht haben würde. Der Eindruck der Wirklichkeit war nun bei der ersten Begrüßung so stark, daß er die schönen Reden, die er sonst zu verschwenden wußte, nicht auszugeben wagte, sondern ein wenig kleinlaut den angebotenen Platz einnahm.

Im Verlaufe des Gesprächs, durch die Gegenwart der Mutter, bekam er wieder Muth.

Mit der Frau Armhart ließ sich schon eher im gegenseitigen Adebrechen des Deutschen und Französischen eine spielende Unterhaltung über Nichtigkeiten anspinnen. Und zugleich war diese Unterhaltung für Lohsel nicht ohne Werth; sie brachte ihm die Gewißheit, daß diese Frau nimmermehr die Mutter der schönen und stolzen Jungfrau sein könne, die mit vornehmer Anstand dasaß und mit ihrem Lächeln seine sonst so feste Zunge zügelte.

„Wie ein Grafenkind, ganz wie die Dechamps in ihrer Jugend“, sagte er sich und merkte nicht, daß seine Phantasie ihm einen Streich spielte und in Magdalenen finden ließ, was er darin finden wollte.

Freilich war sie heute, im Bewußtsein und im stillen Selbstgenuß ihres Glückes, besonders schön. Aber der blinde, in seinen eigenen Vorstellungen verrannte Lohsel konnte den wahren Reiz ihrer Schönheit, diese Mischung des Keuschen, Sanften und anmuthig Verständigen, nicht entdecken. Er erzählte, wie ihn erst jetzt der Dienst mit seinem Regiment nach Wien geführt; sein erster Gang sei nach den Salesianerinnen in das Giebelhaus gewesen, wo er so werthe, so unvergeßliche Bekannte, vielleicht, wenn die Damen ihm

diese Hoffnung gestatteten, Freunde wiederzusehen erwartet. Dort habe er erfahren, daß die Familie in Hiezing wohne, daß Herr Egbert Heimwald sich in der Schlacht bei Aspern vor Andern ausgezeichnet habe.

„In der Umgebung des Kaisers“, setzte er hinzu, „schallt sein Lob aus jedem Munde. Wenn er den Dienst wechseln und in das Heer Frankreichs treten wollte, würde er eine glänzende Zukunft vor sich haben.“

Er meinte durch dies Preisen seines Nebenbuhlers das Zutrauen Magdalenens zu gewinnen.

Aber sie erwiderte, zwar mit einem Lächeln, doch mit festem und starkem Ton:

„Dazu dürfte Herr Heimwald ein zu guter Deutscher sein; auch ist er kein Soldat, wie die Herren Franzosen es verstehen, er hat die Waffen nur zur Vertheidigung seines Vaterlandes ergriffen.“

Der Oberst lenkte höflich mit der Andeutung des Friedensschlusses, der in den nächsten Tagen erfolgen werde, ein. Alsdann würden Frankreich und Oesterreich für immer Freunde und Veründbete sein. Auch ließen sich ja — es war der erste Schlag auf den Busch, den er versuchte — andere, friedlichere Beziehungen denken, die es einem Deutschen wünschenswerth machen könnten, in Paris zu leben und französischer Bürger zu werden.

Darüber erschien eine verrätherische Röthe auf dem Gesicht der Frau Armhart, und sie sagte mit eifriger Hast, Herr Heimwald sei im Winter des vorigen Jahres nach Paris gereist und er werde wohl nicht sobald wieder dahin zurückkehren.

„Ja“, entgegnete Lohsel darauf, der mit Freuden sichern Boden unter den Füßen fühlte und dreister wurde, „ich habe dort von Herrn Heimwald gehört, ihn aber leider stets verfehlt. Wir hatten beide eine gemeinschaftliche Freundin, eine franke Sängerin. Es ist kein Geheimniß, das ich ausplaudere.“

„Er hat uns nie eine Silbe davon erzählt“, brach Frau Armhart voll ahnenden Schreckens in stotterndem Tone aus.

„Ich bitte Sie, eine so unbedeutende Geschichte! Die Dame ist eine ältere Frau, sie könnte Ihre Mutter sein, Mademoiselle. Eine gewisse Athenais Dechamps, eine talentvolle Altistin, an die ihn ohne Zweifel der Graf Wolfsegg gewiesen hat.“

Vor den beiden Namen hielt Frau Armhart nicht Stand. Ihr Kopf verwirrte sich, wie ihr Gemüth schon seit der Nachricht von dem Verschollensein des Grafen geängstigt und verwirrt war. Sie benutzte den Eintritt einer Magd, die ihr winkte, um, unter dem Vorwand häuslicher Geschäfte, das Gemach zu verlassen.

Nun stand es bei der Gottheit, ihre Hand zu öffnen und das Geheimniß zu enthüllen oder sie fester schließend es auf ewig zu verbergen.

Der Oberst hatte bei seiner Aeußerung weniger auf die Entfernung der Frau Armhart als auf das Erstaunen und die eifersüchtige Neugierde Magdalenens gerechnet, um daran seine weitem Offenbarungen anzuknüpfen. Da sie aber durch kein Zeichen ihre Unruhe verrieth, wußte er nicht recht, ob er fortfahren, ob er das Gespräch in andere Richtung lenken sollte. Auch meinte er, daß er sich nicht zu beeilen brauche und noch manche Gelegenheit haben würde, seiner schönen Nachbarin sein ganzes Herz auszuschenken. Darüber aber sagte sie, aus leicht verzeihlicher Eitelkeit, damit der Fremde nicht glaube, Egbert könne absichtlich ein Geheimniß vor ihr bewahren, bei seiner Rückkehr aus Paris hätte Herr Heimwald andere Dinge zu thun gehabt, als von seiner Bekanntschaft mit einer Sängerin zu erzählen.

Der Spott, der in dieser Antwort lag, reizte Armand und er rief:

„Hier täuschen Sie sich doch, Mademoiselle; auch im wildesten Kriegsgetümmel wird Herr Heimwald dies Zusammentreffen nicht vergessen haben. Was er von der Sängerin erfuhr, mußte zu wichtig für ihn sein.

Aber ich begreife sein Schweigen. Seine Verhältnisse, seine Beziehungen zu Ihnen würden möglicherweise durch die Enthüllung der Wahrheit eine sonderbare Veränderung erlitten haben.“

„Zu mir?“ entgegnete Magdalene, und eine röthliche Blut schoß ihr ins Gesicht.

Sie war nahe daran, mit einer stolzen Handbewegung den frechen Mann hinauszuweisen.

Lebte sie denn in einem Lügengewebe eingesponnen, daß man ihr mit der Wahrheit drohen konnte? Zugleich aber wühlte es in ihrem Herzen, und eine dunkle Gestalt, die Furcht, stieg empor, die Furcht, daß der Oberst seine Rede nicht ohne guten Grund gewagt hätte. Dies hielt ihre Bewegung zurück und ihre graublauen scharfen Augen, die sie mit einem leisen Zittern der Wimpern auf ihn richtete, schienen halb drohend, halb zagend eine Erklärung von ihm zu fordern.

Zu verlieren war hier nichts mehr, der Oberst hatte durch eine einfache Erzählung der Thatsachen nur zu gewinnen. Und indem er sich nun auf den Standpunkt der verrathenen und beleidigten Athenais stellte und die Geschichte in ihrem Sinne ordnete, schilderte er sein Abenteuer mit ihr, die Worte, die sie ausgestoßen, die schwere Krankheit, in die sie verfallen, in der Benjamin Bourdon und Egbert sie gepflegt. Er

unterließ jede Anklage; nur zu deutlich sprang sie aus seinen Schilderungen heraus. Der größte Schuldige war ohne Zweifel der Graf; die Armharts hatten, von seinem Gelde verführt, ihm seine böse That vollenden helfen; Egbert endlich hatte, ob aus Schonung gegen Wolfsegg oder aus Sorge, daß Magdalene zu schwer von der Wahrheit leiden würde, Alles verschwiegen. Auch Lopsel behauptete am Schluß seiner Erzählung, nur durch eine Verkettung der Umstände zu diesen sonderbaren Eröffnungen fortgerissen worden zu sein. Aber das Fräulein müsse gestehen, daß ihn kein Eigennuz bewege, daß er ihr kein Glück raube, welches er ihr durch die Entdeckung ihrer Mutter nicht hundertfach ersetze. Er beklage es tief, in dieser Angelegenheit der Verkündiger der Wahrheit gewesen zu sein; nur durch die Erinnerung an die Freude, die Athenais bei der Kunde geäußert, daß ihre Tochter lebe, in Schönheit blühe und glücklich sei, werde sein Schmerz gemindert.

Noch lange hätte er in diesem Tone fortsprechen können, Magdalene würde ihn nicht unterbrochen haben. Starr, keines Lautes wie keiner Thräne mächtig, saß sie da, das Gesicht mit den Händen verhüllend.

Aber ein Diener trat ein, ihn abrufend; ein Adjutant des Kaisers habe nach ihm gefragt.

Armand Lopsel erhob sich schnell, und als nun

Magdalene, ganz wie ein schönes kaltes Marmorbild, seinen Abschiedsgruß erwiderte und mit einer Stimme, die ihm, obgleich sie wie verschleiert klang, durch Mark und Bein bebte, Lebewohl wünschte, war er froh, mit leidlichem Anstand aus dem Gemach und dem Hause fortzukommen. Zeit, über die Verwüstung, die er in dem Herzen des armen Mädchens angerichtet hatte, nachzudenken oder gar Reue über seine Bosheit zu empfinden, blieb ihm nicht. Draußen erwartete ihn Zambelli mit dem Befehl des Kaisers, der ihn nach Spanien verbannte.

Mit einer letzten Anstrengung und Ueberlegung war Magdalene, als Lohsel sie verlassen, nach der Thür geeilt und hatte den Riegel vorgeschoben. Dann fiel sie, wie vom Blitz gerührt, der Länge nach auf den Boden hin und lag schluchzend, unfähig, eins ihrer Glieder zu bewegen.

Sie wunderte sich nur, daß sie nicht immer tiefer und tiefer hinabsänke, daß es noch etwas Festes und Unverrückbares gäbe. Schwankte doch Alles um sie, war doch mit einem Schlage ihre ganze Jugend, Glück und Heiterkeit in einen unermesslichen Abgrund gestürzt. In Sünden war sie geboren, in Lügen hatte sie gelebt. Schein und Trug war die Liebe ihrer Eltern, die Großmuth des Grafen gewesen. Ohne Warnung

hatte man sie sich in Träume einwiegen lassen, die nie erfüllt werden konnten. Was sie für Neigung und Zärtlichkeit gehalten, war nichts als die Sorge der Schuldigen gewesen, ihre böse That zu verbergen. Statt der Wahrheit die Ehre zu geben, hatten sie die Lüge verdichtet. Nun war doch die Sonne durch die Finsterniß gebrochen, aber nicht die Sünder, sie, die Unschuldige, hatte das Licht geblendet. Da lag sie, eine doppelt Verlorene.

Wenn ihr wahrer Vater noch lebte, wenn sie ihn wieder sah, konnte sie ihm ohne Erröthen in die Augen blicken, durfte er sie ohne Zittern anschauen? Und ihre Mutter! Wer war sie? Wie würde sie von ihr aufgenommen werden? Mußte dieselbe in ihr nicht die Treulosigkeit des Vaters und die eigene Schwäche hassen?

Langsam hatte sie den Oberkörper aufgerichtet und schaute, auf den rechten Arm sich stützend, mit umflortem Blick umher.

Was wollte sie noch hier? Gehörte sie in den Kreis der Andern, der Sitte, der bürgerlichen Gesellschaft? War sie nicht durch ihre Geburt eine Ausgestoßene, durch Gottes unerforschlichen Rathschluß eine Verworfenene? Ein Kind der Liebe, eine Zigeunerin! Geistern hatte es ihr Stolz, ihr feines Gefühl unerträglich gefunden, in Wohlstand und Behagen fortzuleben,

die nicht ihre Arbeit, sondern Egbert's Wohlthaten um sie geschaffen — und heute? Ja, wie hatte sie nur in ihrem Herzen den Gedanken nähren können, an seiner Seite zu bleiben, sich seinen Namen und seine Ehre anzumäßen! Werde seine Geliebte, das ist besser, das allein ziemt der Tochter einer solchen Mutter!

So stark war Allen, was der Oberst berichtet, der Stempel der Wahrheit aufgeprägt, daß ihr kein Zweifel kam. Das Aeußerste, das sie noch von ihm vermuthen konnte, war, daß er der Bote ihrer Mutter gewesen. Ihrer Mutter, der man sie entrißen und so viele Jahre vorenthalten hatte, die ihre Arme im sehnfüchtigen Verlangen nach ihr ausstreckte! Ihr Mißtrauen, einmal erweckt, richtete sich in voller Schärfe gegen die Armharts und den Grafen. Hundert kleine, früher von ihr nicht beachtete Züge fielen ihr ein, welche als ebenso viele eidleistende Zeugen die Wahrheit bekräftigten. Wie leicht erklärte sich jetzt das wunderliche Benehmen des Secretärs gegen sie, das Zischeln, die Geheimthuerei, als das Gerücht von dem Tode des Grafen sich verbreitet!

Ein heftiger Widerwille gegen die Menschen, die ihr doch nur Liebe und Wohlwollen bewiesen, erfüllte sie. In einen Becher edelsten Weines ist ein Tropfen von einem bittersten Kraut gefallen und hat seinen

köstlichen Inhalt vergiftet; so vergiftete der Argwohn Magdalenens Herz.

Wo war Aufrichtigkeit, Wahrheit in dieser Welt schmählicher Täuschungen? Was zögerte sie noch, den Staub dieses Hauses von ihren Sohlen zu schütteln und der Lüge zu entfliehen? Nicht hier unter Fremden, an der Seite ihrer kranken, ihrer verlassenem Mutter war ihr Platz. Wenn die Sünde ihres Vaters an der Unglücklichen auch nur zum kleinsten Theile gut zu machen war, durch die Liebe der Tochter allein konnte es geschehen. Nicht ein friedliches glückliches Leben war ihr bestimmt, in Buße und Unruhe würde sie den Rest ihrer Tage verbringen.

Dem tiefbekümmerten, leidenschaftlich gerade in den Wurzeln seines Seins und Denkens bewegten Mädchen schien es, als müsse der Tod Erbarmen mit ihr haben und sie bald aus diesem Thal der Thränen, des Scheins und der Falschheit befreien. Was ist diese Welt anders als ein Traum, der, schön beginnend, zuletzt mit grausamen Schrecken die bestürzte Seele ängstigt!

Ein Klopfen an der Thür störte sie aus ihren finstern Gedanken. Der draußen Stehende mochte schon mehrmals vergeblich angepocht haben, denn jetzt rief eine Stimme, die sie, ach! nur zu genau kannte, ihren Namen.

Es war Egbert.

Das fehlte noch, ihr Elend voll zu machen, daß sie ihm jetzt begegnen mußte. Vergebens sah sie sich nach einem Ausweg um. Kein Ort, wohin sie entfliehen, wo sie sich, ihre Schande und ihren Jammer verbergen konnte. Mühsam erhob sie sich vom Boden, strich das Haar zurück, schleppte sich zur Thür und entfernte den Riegel.

Aber als nun Egbert vor ihr stand, mit den treuen Augen, dem sinnenden Zuge in seinem Antlitz, der so viel Güte und Wohlwollen, eine so feste und bescheidene Ritterlichkeit ausdrückte, hielt sie sich nicht länger und mit dem Ruf, der in Thränen und Seufzern erstarb: „Warum hast Du mir das verschwiegen!“ brach sie zusammen. Kaum, daß er sie in seinen Armen auffangen und auf das Sopha tragen konnte. Er wollte nach der Mutter, nach der Magd rufen; sie jedoch wehrte ab.

„Laß es unter uns beiden bleiben“, sagten ihre Blicke, da ihr Mund, den der Schrecken geschlossen, es nicht vermochte.

Schon beim Eintritt in sein Haus hatte Egbert von der Anwesenheit eines französischen Offiziers gehört und war von einem Gefühl ungewisser Bangigkeit beschlichen worden. Es vermehrte sich noch, als er

in der Flur Frau Armhart ängstlich und hastig, beinahe ohne Gruß, an sich vorüberhuschen sah. Der Zustand, in dem er Magdalene fand, entschleierte ihm das Verhängniß, das über sie hereingebrochen. Vor dem traurigen Abschluß dieser Dinge wurde jede Frage, wie Alles im Einzelnen gekommen sei, gleichgültig und unnöthig.

„Warum hast Du mir gestern nicht gesagt, was ich heute von einem Fremden erfahren mußte?“ klagte sie mit sanftem Vorwurf, und die Unordnung ihres Gewandes gewahrend, zog sie es mit einer letzten Anstrengung zurecht.

„Bedenke doch, daß Du für mich immer Magdalene, meine Jugendfreundin, meine Geliebte bist und sein wirst; daß es mir nicht zukam, Dir ein Geheimniß zu entdecken, das mir ein Zufall, die Fieberphantasie einer Schwerkranken wider ihren Willen anvertraut — ein Geheimniß, das einem Andern angehört. Nur die Lippen durften es Dir enthüllen, die mit ihrem väterlichen Kusse die Wunde, die sie schlugen, auch heilen konnten.“

„Mein Vater“, sagte sie bitter, „der sich schämt, es zu sein und mir wie einem Waisenkinde heimlich die Brosamen seiner Zärtlichkeit zuwirft! Nicht er, der verhaßte Armand Lohjel verrieth mir meine Schande!“

„Armand Loyfel!“

Egbert bewunderte die Fügung des Geschicks, die den Schuldigen so schnell ereilt.

„Er wird Dich nicht wieder belästigen, der Kaiser schießt ihn schon in dieser Stunde in die entlegenste Ferne. Du wirst das Gesicht des frechen Mannes nicht wiedersehen und nicht mehr zu scheuen haben.“

„Weiß er darum weniger, wer ich bin?“

„Wer Du bist? Das reinste, das holdeste Geschöpf! Laß es doch meine Sorge sein, Dich zu beruhigen und Deinen Gram zu lindern.“

„Meinen Gram tröstet Deine Liebe nicht. Siehst Du nicht, guter Egbert, welche Schlinge sie Dir über den Kopf werfen wollten? Da ist eine Verlorene, deren sie sich schämen, mit der sie nichts anzufangen wissen. Der Zufall führt ihnen den besten und edelsten Mann entgegen; ihm bestimmen sie das Kind der Sünde. Sein makelloser Name soll ihre Unehre zudecken. Und Du denkst, ich würde mich wissentlich zu ihrem Werkzeuge hergeben? Ich sollte Dein Weib sein, ich! Mit diesem Brandmal auf der Stirn! Mit einer Mutter, die ich nicht kenne, mit einem Vater, der mich nicht kennt! Ich habe keine andere Heimat auf Erden als die Kniee meiner Mutter!“

„Oder die Brust eines Vaters, der Dich zärtlich

liebt!“ sagte da ein Mann in Bauerntracht, der vielleicht schon eine Weile auf der Schwelle der sacht geöffneten Thür gestanden, unbeachtet von ihnen, denn sie waren ganz in einander versunken und wie weltentrückt gewesen.

Unwiderstehlich ist die Gewalt des Wirklichen. Diese Gegenwart des bereits als verschollen, als todt Beweinten schlug alle Einwände und Anklagen eines in seiner keuschen Tugend überspannten Gefühls siegreich nieder. Da gab es keine Ausflucht, kein Widerstreben. War Wolfsegg auf Magdalene zugestürzt, war sie ihm von einer unsichtbaren Macht entgegengeschrieben worden, sie lag an seinem Herzen mit geschlossenen Augen. Mit dem rechten Arm umfing Wolfsegg ihren schlanken Leib, als wolle er sie nie mehr von sich lassen, die Linke streckte er nach Egbert aus.

„O, meine Kinder, wenn ich jetzt stürbe, würde ich glücklich sein!“ sagte er, stolz und freudig und kraftvoll um sich blickend.

Als die erste Woge stürmischer Empfindungen sich gesänftigt hatte, kam die unerwartete Ankunft, die Bekleidung des Grafen, die sie erst jetzt bemerkten, das Schicksal, das ihn seit der Wagramer Schlacht hin und her geworfen hatte, zur Sprache.

Als in der Nacht nach dem zweiten verlorenen

Schlachttage der Erzherzog Karl einen Kriegsrath um sich versammelte und zugleich mit dem Rückzug des Heeres auch die allgemeine Lage des Reichs, die Möglichkeit einer Fortsetzung des Kriegs in Betracht gezogen ward, erschien es wünschenswerth, einen vertrauten, erfahrenen und entschlossenen Mann nach dem aufständischen Tirol zu senden. Der Kampf Andreas Hofer's und seiner heldenmüthigen Genossen erregte die Bewunderung aller; die Frage war nur, ob von diesen Bergen und Thälern aus ein entscheidendes Unternehmen gegen die Rückzugslinie Napoleon's versucht werden könnte. Daneben galt es, die Bauern in ihrem Widerstande zu bestärken; nicht ohne die größte Rücksicht auf sie, ihr Land und ihre Gewohnheiten und Gerechtsame zu nehmen, sollte Frieden geschlossen werden.

Der geeignetste Mann für eine solche Sendung war der Graf Wolfsegg. Ihn schreckte die Gefahr nicht; mit Land und Leuten war er bekannt. Während der Vorbereitungen des Kriegs, bei den heimlichen Zusammenkünften und Verabredungen hatte er eine einflußreiche Rolle gespielt; neben jenem Teimer aus Klagenfurt war der rothbärtige Pater Marcellus einer der Führer und Redner der Bauern. Zu spät entschloß man sich im Hauptquartier zu einer Politik des Volkskriegs, die ganz andere Früchte getragen

haben würde, hätte man sie im Beginn rücksichtslos ergriffen und nicht nur in Proclamationen, sondern durch Thatfachen anerkannt und ausgeführt. Wolfzegg, der stets diese Meinung vertheidigt und diese Führung der Angelegenheiten empfohlen hatte, konnte sich somit der Aufgabe, die ihm gestellt wurde, nicht entziehen. Noch in der Nacht verließ er das Heer und eilte durch das südliche Böhmen an die Donau. Absichtlich verbreitete man das Gerücht seines Todes. An einem von den Franzosen nicht bewachten Punkte glückte es ihm, hinüberzukommen. Verkleidet entging er ihren Spähern, ihren Soldaten in den Städten. Einmal in den Bergen südwestwärts vom Traunsee, war er geborgen. Hier kannte, verehrte, liebte ihn der Bauer, der Jäger, der Hirt wie der Pfarrer.

Während Egbert in hoffnungslos scheinender Krankheit darnieder lag, hatte der Graf in den Tagen vom fünften bis zum vierzehnten August den sieg- und ruhmreichen Gefechten der Tiroler gegen den Marschall Desobvre beigewohnt, die den übermüthigen Mann in schmäzlichster Zerrüttung seiner Heermassen zur Flucht aus dem Lande zwangen.

„Da haben wir gesehen“, rief Wolfzegg in Erinnerung daran mit leuchtenden Augen, „was ein Volk vermag, das sich einmüthig, dem Tode trogend, zur

Bertheidigung seines heimischen Herdes, seiner heiligsten Güter erhebt! Diese Kämpfe sind für mich die Morgenröthe unserer Befreiung. Haben wir auch diesmal verspielt, ein solches Volk kann nicht verderben, kann nicht untergehen!"

Aber wie groß der Erfolg auch war, einen gewiegten Mann, der über das gesammte Schachbret schaute, blendete er nicht. Aus dem in Zuaim abgeschlossenen Waffenstillstande, aus geheimen Botschaften, die aus dem Heerlager in Ungarn den Weg zu ihm fanden, aus den in immer stärkern Schaaren sich um Tirols Grenzen, den Innstrom entlang, sammelnden Franzosen und Baiern erkannte Wolfsegg die Vergeblichkeit eines fernern Widerstandes, in allen Maßregeln, die auf österreichischer Seite getroffen wurden, die Vorboten des Friedens. Um seinerseits dazu beizutragen, daß bei dem Abschluß desselben die Versprechungen gehalten würden, die der Kaiser Franz den Tirolern in feierlicher Weise wiederholt gemacht, scheute Wolfsegg die Beschwerden und Gefahren einer abermaligen Reise durch die französischen Linien nicht. Ihm unbewußt blickte es durch seine Erzählungen hindurch, wie dies abenteuerliche Leben ihn angezogen und den Gram seiner Seele zerstreut habe. In seinen Streifereien hatte er zugleich den Sturz seiner Hoffnungen, das

Unglück seines Vaterlandes und die Schuld seiner Jugend, die ihn bei dem allgemeinen Zusammenbruch schärfer als jemals peinigte, zu vergessen gesucht. Seit dem Ausgang des Septembermondes verweilte er am Hoflager des Kaisers Franz. So nahe und doch so fern von denen, nach deren Anblick er sich Tage, Wochen gesehnt, deren Geschick ihn fortwährend, unablässig beschäftigt — er hielt diese Qual der Erwartung nicht aus, und unbekümmert um die Folgen, die ihm aus seiner verwegenen That erwachsen konnten, kam er nach Wien.

Was noch zu besprechen, zu beklagen und zu be-
reuen war, verschlang zunächst die Freude des Wieder-
sehens. Sich aus so gewaltigen Stürmen gerettet und
im sichern Port geborgen zu wissen, drängte bei allen
dreien Vergangenheit wie Zukunft, Schmerz wie Furcht
zurück. Auch das Verworrenste mußte sich jetzt freund-
lich lösen, die Besonnenheit des Grafen im Verein mit
Egbert's Zärtlichkeit Magdalenens erschüttertes Gemüth
beruhigen. Schon erwies sich die Sorge, die ihr Wolfs-
egg's Ankunft bereitete, die Arbeit, als Ablenkerin trü-
ber Gedanken. Auch die Armharts kamen mit erhei-
terten Stirnen zum Vorschein. Ueber dem so schwer
bedrohten Hause, über diesen so hart geprüften Menschen
war die Sonne des Friedens aufgegangen.

Nur eine traf ihr Strahl nicht. Abseits von den Andern trieb die braune Christel ihr absonderliches Wesen. Saumjelig, in sich verlorener war sie nie gewesen als heute, wo Magdalene ihre Hülfe eifriger in Anspruch nahm. Eine wunderbare Melodie summt ihr im Ohr, wie himmlisches Glockengeläut. Oben in ihrer Kammer lag zusammengeschnürt ihr Bündel. Unruhig, fragend schweifte ihr Blick zu der Sonne empor, warum sie so langsam ginge, ob es denn noch nicht Abend werden wolle? Der Abend mit rosig verdämmernden Wolken und dann die Nacht mit ihrem dunklen feuchten Schleier, der Alles umschloß, für die arme Christel das Glück und die Freiheit. Welche Gefahren, welche Ungeheuer auf ihrem Wege auch lauern mochten, nicht auf immer kann sich verirren, wer den Pfad inbrünstiger Liebe wandelt; später oder früher, einmal wird er sich wiederfinden still und ruhig in dem Schooß der göttlichen Liebe.

Ende des vierten Bandes.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 5. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Fünfter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Erstes Kapitel.

Wieder wandelte Egbert durch die Gassen, über die Plätze der französischen Hauptstadt, unter den Bäumen des Tuilerieengartens. Aber sie starrten nicht, wie er sie zuerst gesehen, von Schnee und Reif, nicht hing an ihren kahlen Nestern ein grauer Nebel seine flatternden Schleier auf, sondern der Sommer bekleidete sie mit seinem fröhlichen Laub und durch das dunkle Grün der Gebüsche glitzerten die Sonnenstrahlen. Und schöner noch und lieblicher, als die Welt um ihn war, spiegelte sie sich für ihn in Magdalenens glänzenden Augen.

So erscheint das Bild der Landschaft in der feuchten Verklärung eines stillen Sees tiefer und herrlicher als die Wirklichkeit.

Es war im Ausgang des Junimonats im Jahre 1810. Ein Fest folgte dem andern in Paris, so rasch,

als wollte keins dem andern gestatten, länger als auf eine kurze Stunde die Leidenschaften und die Phantasie zu beschäftigen. Erst seit den letzten Tagen fing ein Ball, der überdies noch in der Vorbereitung war, an, die Aufmerksamkeit aller Klassen der Gesellschaft zu erregen: der obern, welche auf ihm glänzen und tanzen sollten, der untern, die den Saal bauten und schmückten oder mit Nadel und Scheere an den Anzügen der Tänzerinnen arbeiteten. Es war das Fest, welches der österreichische Botschafter Fürst Karl von Schwarzenberg dem neuvermählten Kaiserpaar Napoleon und Marie Louise zu geben gedachte. Mit erstaunlicher Pracht sollte es gefeiert werden, gleichsam ein Zeichen der Einigkeit und Freundschaft, die fortan Oesterreich und Frankreich verbinden und den Frieden Europas sichern würde.

Während der Verhandlungen zu Wien und Schönbrunn im vergangenen September war der Gedanke einer Scheidung von Josephinen in Napoleon's Seele zum unerschütterlichen Entschluß gereift. So oft er ihn früher erwogen, so oft hatte er ihn fallen lassen, als ob ihn eine Stimme aus den Tiefen seines Wesens gewarnt, die Geliebte seiner Jugend, die Freundin und Genossin seines Ruhms und seiner Größe zu verstoßen. Nach der Wagramer Schlacht, bei den

Gerüchten, die ihn von allen Seiten bestürmten, von der Unzufriedenheit seiner Soldaten, von verdächtigen Verabredungen, in dem Gefühl der Unsicherheit des Reichs, das er so plötzlich ausgerichtet, hatte sich die Absicht, eine neue Ehe mit einer Tochter aus alifürstlichem Geschlecht einzugehen, der Wunsch und die Nothwendigkeit, seine Herrschaft einem Sohne zu vererben, mit verstärkter Kraft geltend gemacht. Bei dem Niesenkampf mit Rußland, den er vorausjah, war es gut, sich Verbündete zu erwerben. Um sich nicht, wie bei der Werbung um die Schwester des Kaisers Alexander, einer Ablehnung auszusetzen, brachte er in seinen Unterredungen mit dem Fürsten Johann Liechtenstein seine Scheidung, seine Wiedervermählung mit einer deutschen Fürstin als eine Möglichkeit zur Sprache. Er deutete an, daß ihm eine Dame aus dem österreichischen Hause die willkommenste Braut sein würde. Es fiel der Name Marie Louises. Konnte auch, solange Napoleon noch nicht von Josephinen geschieden war, von einer mehr oder weniger offenen Bewerbung um die Erzherzogin nicht die Rede sein, so wurde doch stillschweigend dieser Punkt von beiden Seiten als einer der entscheidendsten im Friedenstractate betrachtet: von Napoleon's Seite die Forderung, die sich in die Form der Bitte kleidete, von seiten des Kaisers Franz die

Einwilligung, seine Tochter dem Usurpator zu vermählen. In schneller Hast war dann im Frühjahr der Werbung die Hochzeit gefolgt.

Groß war die Bewegung im deutschen Volke. In alten Sagen wird so eine Jungfrau dem Drachen zur Rettung ihres Volkes preisgegeben. Dort indessen naht immer zur rechten Zeit der Ritter mit gefeierten Waffen, der das Ungethüm im Kampfe niederzwingt und die Jungfrau befreit. Woher aber sollte hier der Retter kommen? Nicht Freude und Glück, das Verderben sah man über dem Hause schweben, in das Marie Louise eintrat. Die Erinnerung an die unglückliche Marie Antoinette wurde lebendig. Düstere Vorzeichen hatten damals die aus Wien Scheidende begleitet, düstere Gesichte sie in Paris empfangen. Hunderte von Menschen waren bei einem Feuerwerk, das die Stadt dem Dauphin und der Dauphine zu Ehren veranstaltet, im furchtbaren Gedränge zu Schaden gekommen. Ungewarnt durch das schreckliche Loos der Tochter, schritt jetzt die Urenkelin Maria Theresia's denselben Weg.

„Ein Opfer, das ohne Nutzen für uns gebracht wird“, sagte Wolfssegg, „denn nach fünf Jahren werden wir Oesterreicher doch wieder mit den Franzosen kämpfen.“

Mit welchen Ehrenbezeugungen, mit welchem Anflug lebenswürdiger Ritterlichkeit Napoleon auch seiner jungen Gemahlin begegnete, die Sympathie des französischen Volkes vermochte er ihr nicht darzubringen. Für die Menge war diese Heirath der sichtbare unwiderlegliche Beweis seines Bruchs mit der Revolution. Bisher, was er auch gethan, für sein Heer, für die Volksmassen war Napoleon der Sohn der Revolution geblieben. Sie liebten in ihm den Kaiser, den sie sich selbst gemacht, den Götzen, den sie sich erhöht. Er war das Schild und das Schwert der Grundsätze des Befreiungsjahres 1789. Indem er eine Verwandte der noch immer gefaßten Marie Antoinette zu seiner Gemahlin erhob, schien er sich feierlich von der Revolution loszusagen.

Die ernstern, die gebildetern Männer Frankreichs hatten längst die Selbstsucht als die einzige Triebfeder aller seiner Handlungen, seine angebliche Vertheidigung der Ordnung und Freiheit als die betrügerische Maske die er vorgenommen, sein eigenes Volk zu täuschen und die fremden Könige zu erschrecken, erkannt; jetzt dämmerte auch in den Andern diese Ueberzeugung auf. Der einfache gesunde Sinn stieß sich an der nackten Rohheit der Thatsache, daß der wilde Sieger die Tochter des Besiegten an sich riß, noch ehe auf dem March-

felde das Gras eines neuen Jahres die Todtenhügel der Erschlagenen bedeckte.

War die Menschheit nach so vielen Kriegen unmerklich wieder in die alte Barbarei gefallen?

Die vornehme Gesellschaft, die Beamtenkreise, die Senatoren und der ganze Schwarm des Napoleonischen Adels mochten ihre Feste feiern, in Reden und Gedichten diese Vermählung verherrlichen, die Emigranten herbeieilen, um bei Marie Louise die verlorene Stellung wiederzuerlangen, Paris war von Schmähs- und Spottversen aller Art gegen sie überfüllt. In Handschriften wanderten sie von einem zum andern, man sang sie nach Entfernung der Polizeispione in den Schenken an den Thoren wie in den Sälen der Reichen.

Josephinens Name, ihre Anmuth und ihre Tugend waren in aller Munde, die Fremde, die Oesterreicherin, erregte nur Kälte und Abneigung.

Dagegen hatten sich niemals mehr Deutsche in Paris ein Stelldichein gegeben, als im Frühling jenes Jahres. Es war natürlich, daß die junge Kaiserin, ihre Landsmännin, vorzüglich für die Oesterreicher ein Gegenstand der Theilnahme, der Neugierde geworden. Soweit es ihm möglich war, hätte Jeder gern persönlich von ihrem Schicksal erfahren mögen.

Die Politiker glaubten aus der Anwesenheit des Grafen Metternich, der jetzt Oesterreichs leitender Minister war, in Paris auf wichtige Berathungen und Verhandlungen schließen zu dürfen. Napoleon's Hof beeiferte sich in Höflichkeiten gegen die Fremden; sie spielten die großmüthigen Sieger, welche ihre Heldenthaten vergessen zu haben schienen und nur den Ruhm altfranzösischer Feinheit und Liebenswürdigkeit aufrecht zu erhalten strebten.

Nicht zu denen, welche politische Zwecke oder Vergnügungslust nach der Hauptstadt geführt, gehörten Egbert, Magdalene und Graf Wolfsegg, obgleich die Ankunft des letztern von allen Neuigkeitskrämern in dem politischen Sinne gedeutet ward. Von den Entschlüssen, die in jener wildbewegten Stunde Magdalene bestürmt, als sie das Geheimniß ihrer Geburt erfahren, war nur der eine fest und unerschütterlich in ihr geblieben, vor ihrer Verheirathung mit Egbert ihre Mutter zu sehen. Ohne deren Segen meinte sie kein ungetrübtes Glück genießen zu können. So würde sie wenigstens in schwächstem Grade die Schuld abtragen helfen, die der Aermsten zugesügt worden.

Egbert fügte sich willig in den Aufschub seiner Hoffnungen; sein Gefühl fand sich im reinsten Zusammenklang mit Magdalenens Verlangen.

Nach hartem innerem Kampfe gab der Graf nach. Er haßte die Stadt Lucifer's, vielleicht weil er sie einstmals allzu heiß geliebt.

„Ich sollte nicht gehen“, sagte er, in den Reisewagen steigend; „mir schwebt vor den Augen ein rother Schimmer wie von einer großen Feuerbrunst.“

Die jungen Leute schauten sich an und senkten die Blicke zur Erde; sie legten die Feuerbrunst als den Widerschein der alten Flamme, als die Furcht des Grafen aus, der ehemals Geliebten noch einmal zu begegnen.

Die ersten Tage in Paris verließen ihnen in den Mühen, sich einzurichten, die nöthigsten Besuche zu machen. Mit Zärtlichkeit und Rührung schloß Egbert Benjamin in die Arme, der, wie er wider Recht und ohne Anklage gefänglich eingezogen worden war, so nach dem Friedensschlusse durch eine Laune des Kaisers seine Freiheit wieder erlangt hatte. Er war der alte Menschenhasser geblieben, seine Zweifelsucht hatte sich noch verstärkt. Gegen den Grafen bewahrte er den Trotz und das Mißtrauen des Plebejers. Doch bot er bereitwillig seine Hülfe an, eine Zusammenkunft zwischen Wolfsegg und der Sängerin zu vermitteln. Durch die Pflege, die er ihr während ihrer letzten Krankheit hatte angeedeihen lassen, hatte sich Benjamin

einen fast unbeschränkten Einfluß auf Athenais erworben. Auch mußte es günstig auf sie wirken, daß der Mann, den sie in ihren Phantasien ihren Engel genannt, als Bewerber um ihre Tochter auftrat. Dennoch war bei ihrer Reizbarkeit Vorsicht geboten; durch irgend eine Verjämniß, einen unberechenbaren Zufall konnte die beabsichtigte Veröhnung in ihr Gegentheil umschlagen.

Zum ersten Mal sah Magdalene ihre Mutter auf der Bühne, in dem Glanz und Zauber ihrer Kunst.

Klüglich hatte sich der Graf für diese Weise des Kennenlernens aus der Ferne entschieden, um alle trüben Schatten, die der Tochter das Bild der Mutter verdüsterten, zu verbannen. In der That machte das Auftreten der Sängerin einen zugleich erhebenden und lösenden Eindruck auf das reine, für jedes Schöne empfängliche Gemüth des Mädchens. Freudenthränen vergießend saß sie zwischen dem Geliebten und dem Vater. Vergangener Zeiten gedenkend, hielt Wolfsegg die Augen geschlossen, fernhin von dem mächtigen Wohl laut dieser Stimme getragen. Mehrmals wendete Athenais ihren Kopf nach der Richtung hin, wo jene saßen, sei es nun, daß ihr Egbert auffiel oder daß eine dunkle Regung in ihrer Seele ihre Augen dorthin lenkte.

Nach dieser Vorbereitung, um Magdalenen das

erste Erstaunen und die tiefste Aufregung zu ersparen, hatte der Arzt die entscheidende Zusammenkunft in seiner Wohnung angefahrt. Ohne Bedenken würde Athenais zu ihm kommen, für jeden Nothfall seine Hülfe unmittelbar bereit sein.

Es war am Morgen des bedeutsamen Tages. Der Graf hatte, während Magdalene sich noch kaum den Armen des Schlafes entwunden, Egbert zu einem frühen Spaziergang entführt. Unter den Kastanienbäumen des Tuileriengartens gingen sie auf und nieder. Zu dieser Stunde war weithin kein Mensch zu gewahren, kein Schritt zu vernehmen.

Ein eigenthümliches Silbergrau bedeckte den Himmel, als ob es einen regnerischen Tag geben sollte. Hin und her, von den Zweigen auf den Rasen und von dem Rasen wieder hinauf zu ihren Nestern flogen ängstlichen Fluges die Vögel.

Trotz ihrer Anstrengungen — zuweilen schoß es wie ein verlorener goldener Pfeil durch die Wolken — vermochte die Sonne nicht siegreich den Nebeldunst zu durchbrechen.

„So kämpft der Wille des Guten gegen die träge Gemeinheit der Welt“, sagte Egbert unwillkürlich.

„Ja“, entgegnete der Graf, „wir sind auf Erden eben nur Kämpfer, nicht Sieger. Und wie oft müssen

wir das Feld räumen! Nicht ohne Unruhe und Beschämung sehe ich dem Abend entgegen.“

„Wird die Mutter im beglückenden Anblick ihrer Tochter nicht die Vergangenheit vergessen? Wird sie nicht in ihr eigenes Herz greifen —“

„Und dort auch etwas wie eine Schuld finden?“ meinte Wolfsegg. „Ich zweifle, die Frauen gestehen sich in der Liebe niemals eine Schuld ein. Gegen den Mann glauben sie immer im Recht zu sein. Athenais war eine wilde Natur, mit heftigen Leidenschaften, plötzlichen Einfällen und unbezähmbarem Eigensinn. Unbezähmbar — das spricht noch der Liebhaber aus mir, der, selber ungestüm und jung, freilich nicht geeignet war, ein solches Weib zu besänftigen und zu zügeln.“

„Aber jetzt, nach so vielen Jahren, wird auch die Sängerin ruhiger geworden sein. Die so ganz veränderten Zustände und Stimmungen der Zeit —“

„Sie haben es getroffen, Egbert. Alle menschlichen Verhältnisse, auch die innigsten und scheinbar von jeder Windrichtung unabhängigen, nehmen von der allgemeinen Stimmung, von den herrschenden Sitten und Leidenschaften ihrer Zeit eine bestimmte Färbung an. In die Liebe, in die Freundschaft mischt sich so ein Element, das ihnen ursprünglich fremd ist, aber all-

mäßig ihr ganzes Wesen durchdringt. Ich lernte Athenais im ersten Rausch der Revolution kennen. Noch hatten keine Greuel und keine Tollheiten diese großartige Erhebung entweicht. Wer irgend in Europa von den Gedanken einer Verbesserung der Zustände, einer Befreiung des armen gedrückten Volkes, von den Wünschen nach einer vernünftigeren Staatsverfassung, nach einem edlern Recht erfüllt war, sendete seinen Segen dem heldenmüthigen Volke zu, das Europa im Sturm vorauf zum Tempel der Freiheit schritt. Ich war noch jung, der jüngste Sohn meines Vaters, ohne Aussicht, jemals die Guts herrschaft anzutreten, und deshalb vorsorglich von der liebenden Mutter mit dem größern Theil ihres Vermögens bedacht. In Oesterreich war ich als Anhänger des edelmüthigsten der Menschen, Joseph's II., unseres unvergeßlichen Kaisers, in den Kreisen meiner Standesgenossen übel berufen; hier konnte mir kein Glück blühen, mir ein eigenes in der Fremde zu schaffen, ging ich nach Frankreich. Auch ich zahlte die Schuld der Zeit. Lachen Sie mich aus; was ich bei Ihnen so oft bekämpft, das phantastische Weltbürgerthum, ich war ganz darin versunken, ich glaubte an eine Freiheit ohne Vaterland, an eine Verbrüderung der Menschen ohne ein beschränkendes Volksthum!"

„Danken wir den Franzosen“, warf Egbert ein, „daß sie uns diesen Irrthum gründlich ausgetrieben. Etwas, was der Kaiser Napoleon nicht gewollt, hat er gesäet: das deutsche Volksgefühl!“

„Wie der Einzelne nur durch Strafen, Stöße und Schläge zur Bildung kommt, so werden die Völker nur durch Niederlagen, durch die Bedrückungen ihrer Feinde zum Bewußtsein ihrer Einheit und Kraft erweckt. Durch diese Schule sollte auch ich gehen. Bei meiner Ankunft schwärmte Paris über seinen wiedereroberten König. Unter den Bacchantinnen, welche die königliche Familie aus Versailles geholt, war Athenais gewesen. Ihrer Schönheit und Lebhaftigkeit wegen hatte man sie in die Gesandtschaft, welche dem Könige die Bitten seiner getreuen Hauptstadt überbringen sollte, gewählt. Eine Straßensängerin, war sie von den Arbeitern gekannt und wurde von ihnen als unübertreffliche Künstlerin auf den Händen getragen. Diese Verehrung hatte sie verwöhnt und ihr einen übergroßen Begriff von ihrer Vorzüglichkeit gegeben. Aber im Stolz steckt immer eine Tugend; den niedrigen gemeinen Trieben ihrer Natur hielt er das Gegengewicht. Ihre Mutter hatte sie seit einem Jahre verloren, ihren Vater nie gekannt. Leidenschaftlich wie alle Frauen der untern Volksklassen, hatte sie sich in den Strom

der Revolution geworfen; die Alten waren Furien und Barzen, die Jungen wilde, aber verführerische und liebreizende Mänaden geworden. Ohne Zaum und Zügel rasten sie hin, ein seltsames, schreckliches und hinreißendes Schauspiel. Wenn es jemals eine Walpurgisnacht und einen Herentanzplatz gegeben, hier waren sie. Ich kam mit Athenais zuerst im Jakobinerclub zusammen. Eine glühende Leidenschaft erfaßte mich. Wurde sie von denselben Flammen ergriffen, war es nur geschmeichelte Eitelkeit, die sie mir entgegenführte? Genug, wir liebten uns, wir waren glücklich. Indessen der deutsche Schulmeister saß mir bei aller Seligkeit und Liebesvergessenheit im Nacken. Ich hielt ihr einen tüchtigen Gesanglehrer, um ihre Stimme auszubilden, das Klavier übten wir zusammen. In meiner Jugend galt ich für einen guten Spieler, jetzt habe ich es beinahe verlernt, die Tasten zu rühren. Es ist eine weibische Kunst. Für den Mann gibt es nur eine edle Beschäftigung, die Beschäftigung mit dem Allgemeinen, mit dem Staat. Bei uns beiden überwog damals die Kunst der Musik und die Liebe die Revolution. Blicke ich jetzt auf diese Vergangenheit zurück, so wundere ich mich beinahe, daß inmitten dieses empörten Oceans eine so versteckte Insel der Romantik, von keinem Sturm verwüthet,

von keinen brandenden Wogen erschüttert und überflutet, bestehen konnte. Es ist mir wie ein Traum. Wir haben die Zwischenräume, welche die großen Tage der Revolution von einander trennen, vergessen. Das Fieber war wohl da, brannte wohl in allen, aber es gab doch Wochen, Monate, in denen es nicht ausbrach, in denen die Menschen in alter Gewohnheit, in Alltagsarbeit und Alltagsorge hinlebten und sich ihrer vorzüglichen Gesundheit freuten."

Der Graf machte eine Pause; es war ihm, als rauschte es jenseits der Hecke, an der sie hinfritten.

Auch Egbert schaute auf, aber da nichts Besonderes zu bemerken war, hielten sie es für das Geräusch eines Vogels.

Auf einer Bank nahmen sie Platz und Wolfsegg fuhr in seiner Erzählung fort:

„Unser Liebesglück, die Idylle währte bis zur Geburt Magdalenens. Dann fegte der Sturm die Blätter von den Bäumen. Athenais hatte wenig Beständigkeit in ihren Neigungen, ich ebenso viel, vielleicht noch mehr Eiferjucht. Ueber Dinge, von denen ich nichts mehr weiß, brachen Zwistigkeiten unter uns aus, jene Zänkereien der Verliebten, die immer mit einer zärtlichen Umarmung schließen und gerade des-

halb keine Dauer in sich tragen. Den Zuschauern muß ein solches Verhältniß so unbehaglich wie möglich erscheinen, für die aber, welche einmal im Netz gefangen sind, hat es einen eigenen Reiz, dagegen anzukämpfen und doch darin zu verharren. In diesem Wechsel von heißer Begehrlichkeit und tiefstem Ueberdruß, jetzt einander anziehend, jetzt abstoßend, lebten wir beinahe ein Jahr dahin. Ein echtes Zigeunerleben, das von dem politischen Gewitter seine phantastische Beleuchtung empfing. Ich glaube nicht, daß wir Nordländer für ein solches Dasein gemacht sind; wir wünschen Stetigkeit, Ruhe der Empfindung und nehmen dafür die Langeweile gern mit in den Kauf. In einer unglücklichen Stunde hatte ich den bösen Einfall, Athenais von einer Ehe zu sprechen. Die Vorurtheile wie die Pflichten meines Standes waren in dem Tumult der Geister noch mehr als in der Uebermacht der Leidenschaft zu Grunde gegangen. Als meine Gattin, hoffte ich, würde Athenais Maß und Halt gewinnen und im Gefühl ihrer Würde ihre so schön angelegte, so reich begabte Natur sich adeln. Sind wir nicht Narren und Sklaven unserer Erziehung? Aus einer Frau, die durchaus im Volke, in seinen Neigungen und Wünschen wurzelte, die selbst die Kunst am sichersten nur bei ihrer äußerlichen, kraftvoll derben Seite zu

fassen verstand, wollte ich, der Jakobineraristokrat, eine neue Art Prinzessin machen. Wie schade, daß die Revolution keinen Molière hervorgebracht hat, welcher ein Stoff unter andern wäre für ihn der Edelmann-citoyen gewesen! Der Versuch mißglückte vollständig. Statt auf ihr Gemüth einzuwirken, erweckte die Aussicht, eine Gräfin zu werden, in Athenais nur höhere Ansprüche gegen mich. Sie blieb ihrer Gesinnung nach, was sie war, einzig ihr Hochmuth wuchs. Ein ruhigerer Charakter, der ein bestimmtes, mit seiner Stellung und seiner Eigenart im Einklang stehendes Ziel stetig verfolgt hätte, ohne Schwanken und ohne übertriebenen Eifer, würde wohl auch mit Athenais fertig geworden sein, aber leider war ich das nicht. Nach kurzer Frist reute mich mein Versprechen, stärker noch als die Vorwürfe meiner Schwester klagten mich die meines Gewissens an. In blinder Leidenschaft war ich an einen Abgrund gerathen, es blieb mir eben nur noch ein Augenblick, mich vor dem Sturze zu bewahren.

Darüber hatten die öffentlichen Dinge ein Aussehen gewonnen, das mich anwiderte. Mehr und mehr entsank die Herrschaft den Gebildeten und den Wohlhabenden und fiel in die Hände der Rohen und Befähigten.

Der Krieg gegen Oesterreich, gegen Deutschland

war so gut wie beschlossen. In ihm bot sich den Republikanern die einzige Möglichkeit dar, die eingeschlummerten revolutionären Leidenschaften wieder wachzurufen, die halb erloschenen aufs neue zu entflammen. Auch den Befangenen mußte es klar werden, daß aus dieser Gährung, in der die Elemente des Verderbens schon vorherrschten, kein Segen kommen konnte. Zugleich mit meiner Neigung waren meine politischen Hoffnungen getäuscht worden. Langsam, aber unabwendlich reifte in mir der Entschluß der Abreise, der Trennung von Athenais. Wäre unser Kind nicht gewesen, würde sich der Abschied leicht und schmerzlos vollzogen haben. Athenais' Augen suchten längst nach einem andern Liebhaber; dabei will ich aufrichtig zu ihrer Entschuldigung gestehen, daß es weder eine angenehme noch eine leichte Aufgabe war, mit mir, dem Launenvollen, Verdrießlichen und Uebersättigten, zu leben. So mußte eine Lösung des Verhältnisses, das von Anfang an nicht auf Dauer berechnet war, uns beiden wie eine Erlösung erscheinen. Zum Unglück liebten wir mit gleich starker und ausschließlicher Zärtlichkeit das Kind. Mit dem Instinkt des Weibes und der Mutter merkte Athenais, daß ich an die Abreise dachte, daß ich hin und her einen Plan erwog, die Tochter mit mir zu führen. Nach einem heftigen Streit nannte sie mich, im ahnenden

Geiste der Zukunft vorausseilend, den Räuber ihres Kindes, aber eher würde sie es erwürgen, als in meinen Händen lassen. Solche Reden konnten mich nur in meiner Absicht bestärken, das Kind um jeden Preis, trotz aller Schwierigkeiten, die für mich daraus erwachsen mochten, mit mir zu nehmen. Unter der Erziehung einer solchen Mutter, im Tumult einer zügellosen Anarchie, der noch kein Ende vorauszusagen war, konnte es nur zu Grunde gehen. Mein Schreiber Armhart, damals ein listiger und gewandter junger Mann, der, Sie werden lachen, nicht ohne Talent zum Revolutionär und Verschwörer war, ordnete dann den ganzen Plan.

Er zog zunächst die Amme des Kindes in unser Geheimniß; eine Summe Geld und das Versprechen, in Brüssel oder Wien, wieweit sie uns nun begleiten wollte, für ihre Zukunft zu sorgen, machte sie zu Allem willfährig. Athenais' Argwohn einzuschläfern war schwieriger; eine Leidenschaft, die sie für einen der tollsten und kräftigsten Männer der Revolution, für Danton, gefaßt, der in jenen Frühlingsmonaten des Jahres 1792 aus niedrigen und unsaubern Verhältnissen, halbwegs doch aus Verbrecherhöhlen emportauchte, unterstützte unser Vorhaben. Während sie mich durch Eifersucht zu erzürnen, rasend zu machen wähnte und ich, kläglich genug, um sie zu täuschen, solche Scenen

mit ihr aufführte, waren meine Gedanken einzig darauf gerichtet, sie in ihrem neuen Abenteuer festzuhalten. Mir war Alles gleichgültig und werthlos geworden, bis auf das Eine, mich und mein Kind aus dem Pariser Strudel zu retten.

Einmal begab sich Athenais, ich weiß nicht, ob allein, ob mit ihrem Geliebten, nach einem der Dörfer in der Umgegend; diesen Tag benutzten wir zur Ausführung unseres Entwurfs. Mit Armhart, einem Diener, der Wärterin und dem Kinde verließ ich die Stadt; wir hatten zwei gute Wagen, treffliche Pferde, für Vorspann war gesorgt; unangefochten, unverfolgt erreichten wir Brüssel und von dort aus den Rhein. Von Athenais kam kein Brief, keine Drohung; es schien doch, als hätte die neue Neigung jede Erinnerung an die alte in ihr ausgelöscht.

In Wien angelangt, hatte ich für Magdalene zu sorgen. Armhart kannte ein Mädchen, das er heirathen wollte. Bisher hatte die Armuth den Abschluß der Verbindung verzögert. Ich gewährte beiden die Mittel der ersten Einrichtung und verschaffte ihm eine kleine Stellung in der Staatskanzlei. Ihnen übergab ich mein Kind, sie haben es wie ihr eigenes gepflegt, geliebt und erzogen. Und daß diese Erziehung nicht mißlungen, Sie selbst bezeugen es uns ja.“

Egbert drückte ihm die Hand.

„Ihnen und Magdalenen hoffe ich das Glück meines Lebens zu verdanken.“

„Und ich vor allem hoffe auf Ihre Vermittlung bei der Mutter. Ein glückliches Ungefahr hat es so gefügt, daß Sie ihr werth geworden sind. In Keinem wird sie lieber den Bräutigam ihrer Tochter sehen als in Ihnen, und wenn sie von diesem Ausgang aus auf die Entwicklung der Geschichte zurückblickt, wird sie meine Gewaltthat milder beurtheilen. Jahrelang, während der heftigsten Stürme der Revolution, im Kriege hin und her geworfen, hörte ich nichts von Athenais Dechamps; ich mußte annehmen, daß sie dem Tode die Schuld gezahlt habe und mit so vielen Andern verschollen und verdorben sei. Die Schilderungen aus der Schreckenszeit, aus der wüsten und jeder Anmuth baren Leichtfertigkeit der Directorialherrschaft überzeugten mich von der Nothwendigkeit und der Gerechtigkeit meiner That. Ruhigern Tagen überließ ich die Sorge, das Verhältniß meines Kindes sicherzustellen. Da, beinahe gleichzeitig mit der Ernennung Bonaparte's zum ersten Consul, vernahm ich den Namen Athenais Dechamps wieder. Die Zeitungen, die sich von neuem mit der Kunst zu beschäftigen anfingen, priesen sie als eine sowohl durch ihre Stimme wie

durch ihre Schönheit und ihr Spiel ausgezeichnete heroische Sängerin, als einen Stern der Opernbühne Bald nachher, als der Graf Cobenzl zu den Friedensverhandlungen nach Luneville ging und Armhart mit sich nahm, erfuhr ich durch diesen Näheres über die ehemals so Heißgeliebte. Sie wirkte schon seit einigen Jahren an der Oper, war aber durch allerlei widrige und mißliche Umstände bis vor kurzem daran verhindert worden, ihre glänzende Begabung zu zeigen. Die Frau des ersten Consuls hatte sie da in einer Gesellschaft getroffen, Geschmack an ihr gefunden und sie seitdem unter ihren besondern Schutz genommen.

Ob Athenais noch an mich, an ihr Kind zurückdachte, darüber war natürlich keine Gewißheit zu erlangen. Die Kühnheit, sich nach Paris zu begeben und der gereizten Löwin sich vorzustellen, hatte Armhart nicht, auch mußte uns Alles daran liegen, vor ihr und ihrer Rache verborgen zu bleiben.

Nun fragen Sie wohl, warum ich seitdem nicht eine Annäherung versucht habe? Ich fürchtete einmal den Einfluß, den die Mutter auf ihre Tochter ausüben könnte, und wollte dann aus Eigennuß meine Zärtlichkeit und Sorge für sie von keinem Andern getheilt wissen. Wie in allen solchen gespannten Zuständen ist zuletzt, die klügsten Berechnungen täuschend,

das Schicksal dazwischen getreten und hat Ordnung geschafft.“

„Ich habe die Zuversicht“, sagte Egbert, da Wolfs-egg schwieg und immer schneller und ungeduldiger mit dem Stock Kreise im Sande zog, „daß es heute auch den verschlungensten Knoten sanft und leise lösen wird.“

Der Graf war aufgestanden.

Hatte ihn nun die Erzählung mit den Erinnerungen, die durch sie heraufbeschworen waren, tiefer, als er es merken lassen wollte, erschüttert und ihm das Alleinsein zum Bedürfniß gemacht, oder trieb ihn in der That, wie er vorschützte, ein Besuch von dannen, er verabschiedete sich von Egbert und schlug raschen Schrittes einen Seitenweg ein, der ihn bald den Blicken des Nachschauenden entzog.

Den blonden Egbert störte eine geraume Weile nichts in dem träumerischen Spiel seiner Gedanken. Nicht weit entfernt saß er von jener Stelle, wo der feck geschleuderte Muff der Sängerin seine Bekanntschaft mit ihr vermittelt hatte. Der ganze Vorfall malte sich wieder vor ihm ab: die lustige Gesellschaft, die ihn mit freundlichen Grüßen empfing, die lachende Zephyrine und der musikalische, verzückte Marquis mit den weißen Haaren. Unter den Bäumen drüben ging Antoinette spazieren, am Arm ihres alten Verwandten.

Antoinette! Wo war sie? Welches Loos war das ihre? Die Zeitungen hatten mitgetheilt, daß die Marquise Antoinette von Gondreville zur ersten Hofdame der neuen Kaiserin ernannt worden, nicht ohne hinzuzusetzen, daß die Kaiserin schon als Erzherzogin in Wien die Marquise gekannt und ausdrücklich den Wunsch geäußert habe, diese Dame in ihrer Umgebung zu sehen. Dies war Alles, was Egbert von ihr wußte.

Hartnäckig schwieg sich der Graf über seine Verwandten aus. Antoinettens Vater war dem Beispiele der Tochter gefolgt und nach Frankreich gekommen; der Sohn diente als Kapitän in der kaiserlichen Garde. Nur die Mutter hatte ihren Haß gegen den Usurpator bewahrt und war in Oesterreich, mürrisch und vereinsamt, geblieben. So waren es keine angenehmen Erinnerungen, die eine Erwähnung Antoinettens in Wolfsegg hervorrief, und feinsüßlich hatten Egbert wie Magdalene sich jeder Anspielung enthalten. Hier aber, unter diesen Bäumen, diesem stolzen Schlosse gegenüber, in dem sie weilte, wie hätte vor Egbert in der stillen Morgenfrühe, bei dem leicht wallenden Nebel, nicht ihr Bild aufsteigen, seine Gedanken sich nicht forschend nach ihr richten sollen? Niemals hatte sich sein Dichten und Trachten stark

und begehrlieh ihr zugewendet, sie war für ihn immer der Stern, die Idealgestalt geblieben, wie sie ihm zuerst im Schlosse am Traunsee schimmernd aufgegangen; so, hätte er gewünscht, möchte sie stets über seinem Leben schweben; ein Genius, zu dem man aufblickt, von dem man in allen Lagen und Kämpfen Trost und Stärkung empfängt. Tief schmerzte es ihn, daß sich zwischen sie und ihn eine Wolke geschoben, welche die einst so lichten Züge des Ideals mit düstern Schatten bedeckt. Eine Eingebung sagte ihm, daß sie am Tuilerienhofe nicht glücklich sei, daß die erfüllte Erwartung ihr nicht gehalten, was die sehnjüchtige versprochen.

Wenn er in dieser Stunde des müßigen Sinnens geahnt, wie nahe er der schönen Marquise war, daß die Minuten, die so leicht und klar wie Wassertropfen aus einer Quelle für ihn dahinslossen, für sie schwer, bedeutungsvoll und traurig dahinschlühen!

Durch ein eisernes Gitter mit vergoldeten Spizen war in der unmittelbaren Nähe des Schloßes von dem großen Garten ein kleinerer Raum mit einer am Flusse aufsteigenden Terrasse für den Kaiser und seinen Hof abgeschlossen. Hohe dichte Bäume und Taxushecken innerhalb des Gitters hielten überdies noch alle neugierigen Blicke ab.

In dieser frühen Stunde störte kein Lauscher das

Paar, das eine der innersten Alleen des Gartens auf und nieder wandelte, in einem ernstern Gespräch, ernst und schwermüthig wie die Tannen und Fichten, welche den Baumgang bildeten.

Jeder, der zufällig desselben Weges gekommen, würde eilig einen andern eingeschlagen haben, sobald er den einen Spaziergänger erkannt hätte: es war Napoleon. Nur er redete, die neben ihm einherschreitende Antoinette schwieg, die Augen am Boden. Doch mochte es zweifelhaft sein, ob sie alle seine Worte verstand. Sie glich mehr einer wandelnden Statue als einem von Empfindung und Leidenschaft bewegten Wesen.

Sie hatte den Schleier ihres großen, ihr Gesicht einrahmenden Hutes niedergezogen, und hinter diesem Flor, bei der trüben und fahlen Beleuchtung, erschienen ihre Wangen von einer geisterhaften Blässe.

„Warum weisen Sie die Werbung des Marchese zurück, Antoinette?“ sagte der Kaiser. „Er ist von altem Adel, ich schätze ihn. Sie glauben mir wohl, daß ich Ihnen zu keiner Verbindung rathen würde, die Ihrer unwürdig ist. Aber der Marchese Zambelli ist ein verdienstvoller Mann, er kennt Sie von früher her, er liebt Sie. Und nicht seit gestern; Sie selbst haben es mir gesagt, daß er in Oesterreich unter ganz

andern Verhältnissen Ihnen seine Huldigungen widmete —“

„Und auch, daß sie mir mehr Furcht einjagten, als Freude machten“, wendete sie mit Bitterkeit ein.

„Das war die Wirkung Ihrer Vorurtheile. Meine Feinde, die österreichischen Edelleute, redeten dem Ritter alles Ueble nach. Sind Sie doch auch von Ihrem Hasse gegen mich zurückgekommen“ — er lächelte und sie fuhr zusammen — „jetzt verlange ich von Ihnen, einer thörichten Furcht zu entsagen und der Vernunft ihr Recht zu lassen. Sie werden an der Seite des Marchese nicht unglücklich sein; er hat in der Luft Deutschlands gewisse Grillen eingefangen, die Sie lieben, romantische Schwärmereien, die allen Frauen wohlgefallen und die vereint mit gemeinsamen Jugenderinnerungen Ihre Ehe über das gewöhnliche Maß einer Convenienzheirath erhöhen werden.“

Es war nicht die Absicht Napoleon's, sie zu verletzen, allein seine Stimme war so wenig wie sein Gemüth zu einer solchen Auseinandersetzung geeignet.

Ihr klang Alles, was er, in diesem Tone fortfahrend, äußerte, rauh und hart, von einer erstarrenden Herzenskälte. Er behandelte sie, wie er gewohnt war, die Menschen zu behandeln, auch diejenigen, welche ihm vor allen andern theuer und werth zu sein wähten,

als Ziffern, mit denen sein überlegener Verstand rechnete. Antoinettens Herz empörte sich dagegen. Wenn er sie in seinem Zorn einmal zertrat — wohl, sie wollte kein besseres Schicksal, allein so von ihm beiseite geworfen zu werden, das ertrug ihr Stolz nicht.

„Eure Majestät“, sagte sie herbe, „vergessen bei Ihren Rathschlägen eins, was doch sonst bei einer Ehe mitzusprechen pflegt: mein Herz. Ich liebe den Marchese nicht; dies sollten Eure Majestät wissen, und wenn von Liebe hier überhaupt nicht die Rede sein kann, so möchte ich meine Freiheit nicht gegen die Sklaverei der Ehe austauschen.“

„Das Herz! Durfte ich mein Herz fragen, als ich Josephine verstieß?“

„Wenn nicht Ihr Herz, so fragten Sie Ihren Verstand. Immer folgten Sie Ihrem eigenen Willen; ich soll mich einem fremden unterwerfen.“

„Ja. Aber dieser Wille ist der meinige.“

Er schleuderte beinahe ihre Hand, die er bisher nicht ohne Zärtlichkeit in der seinigen gehalten hatte, zurück, so sehr erbitterte ihn ihr Widerstand.

„Ich fordere Gehorsam, auch von Ihnen, Antoinette. Ihr Schmollen wird Ihnen nichts nützen, ich bin kein Liebhaber, auf den diese weiblichen Künste Eindruck machen. Auch stehen sie Ihrem Gesicht nicht

gut. Diese Heirath ist nothwendig; man beargwöhnt Sie. Offen wird man kein Wort gegen Sie wagen, aber heimlich. Man wird die Kaiserin gegen Sie einzunehmen wissen. Ich will kein Aufsehen an meinem Hofe. Diese Heirath wird jede Verdächtigung im voraus niederschlagen. Ich bestehe darauf, weil sie die einzige ist, die sich Ihnen bietet. Erscheint Ihnen eine andere Aussicht günstiger, so sprechen Sie! Als Frau des Marchese Zambelli werden Sie nach wie vor Ihre Stellung bei der Kaiserin ausfüllen, in meiner Nähe sein“ — er sprach auch dies rasch, hastig, ohne jede wärmere Betonung — „Ihren Gatten wird der Dienst bald hierhin, bald dorthin führen.“

Daß sie plötzlich gegen die Hoffitte ihren Schritt hemmte, während er weiter ging, zwang ihn zum Schweigen.

Die Hände auf dem Rücken sah er sich nach ihr um. Sein Antlitz zeigte keine leidenschaftlichere Erregung, nur eine gewisse Verwunderung über die Verletzung der Etikette ihrerseits prägte sich darin aus.

„Ist Ihnen nicht wohl, Antoinette?“ fragte er.

„Ich warte nur darauf, daß der Kaiser auch der zukünftigen Frau des Marchese Zambelli die Verhaltensmaßregeln ihres Lebens vorschreibe.“

„Was fällt Ihnen ein! Sie sind eine deutsche Thörin! Voll sentimentaler Schwärmereien!“

„Ich bin ein Weib und nicht gewohnt, wie ein Soldat Eurer Majestät behandelt zu werden.“

In ihr glühte die Rache eines gekränkten und beleidigten Weibes; sie wollte seinen Zorn reizen. In seiner Wuth war er wenigstens von einer furchtbaren Schönheit, so kam er ihr wie ein gleichgültiger Sklavenhändler vor.

Der Wind hatte den Schleier ihres Hutes emporgetragen; auf ihren vorher so bleichen Wangen flammte die dunkle Farbe der Empörung. Ihre Augen blitzten, ihre kleine Hand ballte sich. In ihrem Ausdruck war jenes Unbeschreibliche, was zugleich zur Trunkenheit der Liebe oder zum Hass auffordert.

Der Kaiser aber ließ sich von dem schönen Dämon nicht hinreißen, ebenso sehr schien er die siegreiche wie die zornige Venus zu fürchten. Wie das Schauspiel einer Schlacht schien er den Kampf der Leidenschaft in ihr zu beobachten und den Augenblick der Ermattung zu erspähen, wo er sie mühelos seinem Willen unterwerfen würde.

Er brauchte nicht lange zu warten; unter seinem Blick, in dem weder Mitleid, noch Spott, noch die leiseste Wallung aufleuchtete, erschöpfte sie sich wie im Ringen gegen eine unsichtbare Macht.

In einem Thränenstrom löste sich der Krampf ihres Herzens.

„Nun weinen Sie wie ein Weib“, sagte er, „weil Sie nicht wie ein Mann behandelt werden wollen. Ist Ihnen das Alles wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft gekommen? Was wollen Sie denn, Antoinette? So sprechen Sie doch! Verlange ich Unvernünftiges, Uebermenschliches von Ihnen? Haben Sie mich für einen arkadischen Schäfer genommen? Gehen Sie doch, als ob Sie selbst eine Schäferin wären! Auf der Bühne, auf der wir beide stehen, geziemen uns Anstand und Würde. Sie müssen die kleinen Empfindeleien beherrschen lernen. Ich vertraue Ihrem Verstande, Sie werden sich fassen lernen. Ich will Ihnen wohl, ich liebe Sie. Aber ich bin kein Hercules, der zu den Füßen einer Omphale spinnt. Ein Weib wird niemals meine Entschlüsse ändern. Ich wiederhole es Ihnen, diese Ehe ist nothwendig. Bei einer ruhigern Ueberlegung werden auch Sie sich dieser Wahrheit nicht entziehen können. Was ist's denn auch? Einen Mann nehmen! Leben Sie jetzt wohl, Antoinette.“

„So gehen Sie von mir?“ klagte sie. Jetzt glich sie einer geknickten Lilie.

„Glauben Sie den Lauf der Welt mit Ihren Thränen aufzuhalten?“

Und leicht an seinen Hut wie zum Gruße fassend, ging er die Allee hinauf, in der Richtung nach dem Schlosse, langsam, die Hände auf dem Rücken, ohne sich noch einmal nach ihr umzuschauen, die in halber Ohnmacht auf dem Rasen niedergesunken war. Ueber ihr hingen die Zweige einer Fichte dunkelgrün zur Erde; es war ihr, als läge sie unter dem Baum begraben, todt und aller Qual entrückt.

Wohl hatte sie damals, als sie auf jenem Feste, kurz vor dem Ausbruch des österreichischen Kriegs, in thörichtem Uebermuth im lebenden Bilde die Siegesgöttin darstellte und ihm einen Lorbeerkranz reichte, als sein Auge brennend und fordernd sich auf sie richtete und sie, die stumme Frage verstehend, sie nicht verneinte, im voraus des tragischen Ausgangs gedacht, in dem eine solche Liebe enden müsse. Aber die Leidenschaft und der Ehrgeiz waren mächtiger als die abmahnenden Gedanken gewesen.

Nach dem Triumphe, den größten und schrecklichsten Mann des Jahrhunderts in ihren Armen gehalten zu haben, welch ein Unglück konnte sie treffen?

Und lag dieses Neueste nicht hinter unsagbaren Wonnen, die um keinen Preis zu theuer erkauft wurden? Die Menschen um sie her gefielen sich in dem Grandiosen des Römerthums. Die Geliebte Cäsar's

zu fein, war in dem alten Rom wie in dem neuen, das ihm nacheiferte, für jedes Weib ein Ruhm.

In der Bezauberung ihrer Sinne und ihrer Phantasie durch den dämonischen Mann, der ihre Unbefriedigung, ihr Suchen nach einem Ziel zu stillen versprach, empfand Antoinette es gleichsam wie einen Stachel des Vergnügens, daß sie mehr als ein anderes Weib ihm opfern konnte — ihre bisherigen Grundsätze, ihre Familienbeziehungen, ja, wie sie sich in unbestimmten Worten einredete, eine Liebe, eine stille glückliche Zukunft. So viele Opfer mußten den Neid der Götter besänftigen und seine Neigung zu ihr fester und dauernder machen.

Wenn sie aus ihrer jetzigen Verlassenheit und Verlorenheit an die Tage ihres Glanzes, ihres Raufsches zurückdachte, stellten sie sich ihr wie ein tückisches Gaukelspiel der Hölle dar. Sie so aufzugeben, nein, nicht aufzugeben und zu verstoßen, wie er es mit Josephinen gethan, sondern sie einem Andern hinzuwerfen, wie eine Frucht, die wurmfstichtig geworden, wie der übervolle und überdrüssige Trinker den umgestülpten Becher lässig dem Nebenmann zuschiebt!

Hatte sie diese Erniedrigung verdient? Konnte ein Mann, in dem auch nur der schwächste Funke der Liebe für sie geblüht, so von ihr scheiden? Und wie

sie ihn vor einem Jahre vergöttert, so war sie jetzt in die entgegengesetzte Stimmung verfallen, ihn für klein und falsch und lügnerisch zu halten.

Sie hatte sich in ihm all diese Zeit über getäuscht. Er hatte sie nie geliebt, sondern nur seine Begierde an ihr befriedigt. Sie war ihm nichts als ein Weib gewesen, wie er in den Männern nur Soldaten, die für ihn siegen sollten, oder Besiegte sah, die er plündern konnte.

Dazu wäre die stolze, die strahlende Antoinette herabgesunken? Zu einem Soldatenliebchen? Sie, deren feelischer Adel einst die Bornehmheit ihrer Geburt weit hinter sich gelassen hatte? Wie die römischen Kaiser ihre Sklavinnen, so verschenkte sie der neue Cäsar. In dem Augenblick, wo sie noch felig in seinen Armen ruhte, mochte er schon denjenigen ausgewählt haben, dem er sie geben wollte. Tief und tiefer, in wollüstiger Selbstqual, verlor sie sich in diesen Abgrund von Niedrigkeit.

Aber Napoleon war in seinem Betragen gegen sie nur dem unwandelbaren und unbeugsamen Zuge seines Wesens gefolgt. Kaum daß er in seiner Jugend ein flüchtiges Verständniß für die feinen Regungen und Bedürfnisse einer weiblichen Seele besessen. Er betrachtete die Frauen wie ein Römer oder wie ein Mann

der italienischen Renaissance; in leidenschaftlicher Begierde wurde er fortgerissen; leichter noch als seine Sinne gerieth seine Phantasie in Flammen. Nur loderte das Feuer nicht lange; mit dem gestillten Genuße löschte es aus. Wenn keine Frau sich über seine Prahljucht oder über die Bloßstellung ihrer Ehre durch ihn zu beklagen hatte, so konnte sich auch keine einer besondern zarten Rücksicht seinerseits auf die Empfindungen ihres Herzens rühmen. Er nahm diese Abenteuer leicht, nicht anders als einen Zeitvertreib, sentimentalische oder tragische Scenen erregten seinen Widerwillen. In ihnen offenbarte sich jene Kraft des Gemüths, die Begeisterung und die Schwärmerei, die ihm verhaßt waren, in denen er wie vorahnend seine Besiegerinnen und die Rächerinnen des von ihm mit Füßen getretenen Menschengeschlechts fürchtete. Eine Weile hatte ihn Antoinettens Schönheit erfreut und gereizt, eine Weile ihr Geist ihn erheitert und gefesselt — nun warf er das Spielzeug fort, und er glaubte in seiner Weise noch ein Uebrigcs zu thun, wenn er eine frühere Geliebte in der unmittelbaren Umgebung seiner Gemahlin duldetc.

Als Vittorio Zambelli, der sich seit Monaten in seiner neuen Würde und seinem reichen Besizthum konnte, in seiner Werbung um Antoinettens Hand nicht

vorrückte, hatte er die Fürsprache des Kaisers bei der Marquise erbeten.

Napoleon fand in seinem Sinne diese Verbindung durchaus wohlانständig; von jenen feinen Gefühlen, die Antoinette davor zurückbeben ließen, wußte er nichts; sie entsprangen nach ihm, wie vorhin ihre Thränen und ihre Wuth, aus weiblicher Schwäche und Eitelkeit. Es war nicht seine Schuld, daß sie eine Angelegenheit, die in seinen Augen nur eine geringe Bedeutung hatte, mit diesem schweren Ernste nahm.

So wenig er Antoinette durch seine Neigung über die andern Frauen, wie sie es in ihrer idealistischen Thorheit gewähnt, hatte erheben wollen, so wenig sollte die Heirath, die er ihr jetzt beinahe drohend anbefahl, Erniedrigung und Verwerfung andeuten. Seine Gedanken schweiften von ihr ab nach andern Zielen; er that noch ein Uebriges, wenn er die Menschen, die Spielzeuge seiner Laune, statt sie ganz fallen zu lassen, in eine sichere Stellung brachte.

Sie aber hatte Mühe und Ueberwindung nöthig, sich in ihrem Schmerz zu fassen und ihr Haar nicht zu zerrausen. Zu lange hatte sie in erhabenen Empfindungen geschwelgt, um sich gleich in der niedrigen Wirklichkeit wieder heimisch zu finden. Noch war sie nicht willens, sich zu unterwerfen. Schmach den Thrä-

nen, Schmach der Klage! Sie wollte sich als ein heroisches Weib zeigen und nicht kleinlich in der Alltäglichkeit unter sinken.

Mit ihrem Schleier trocknete sie die Thränen, ordnete ihr zerknittertes Gewand und stand auf. Hastigen Ganges, um in der äußern Unruhe die innere auszutoben, flog sie durch den Garten und trat, ohne darauf zu achten, durch eine geöffnete Thür im Gitter, durch die eben die Gärtnerburschen hineingegangen waren, in den größern, dem Volke zugänglichen Theil des Tuileriengartens.

Egbert hatte sich von seiner Bank erhoben.

Schon schritten der Menschen mehr, lustwandelnd diese, geschäftig jene, die bisher so einsame Allee entlang.

Eine Dame kam ihm entgegen, von der Seite des Schlosses her.

Zu gleicher Zeit bemerkten sich beide; ein Stillstehen, ein Stutzen, ein sprachloses Verweilen, eine Frage auf beiden Gesichtern. Es ist doch, als ob er wie sie in diesen Sekunden nur ein Herz, nur einen Gedanken gehabt.

„Herr Heimwald!“

Als eine adelige, an Selbstbeherrschung frühzeitig gewöhnte Dame hatte sich Antoinette zur Begrüßung zuerst gesammelt.

„Gräfin Antoinette!“

So formlos es sein mochte, sein Gefühl riß ihn über diese künstlichen Schranken hinweg, er streckte die Hand nach der ihrigen aus, und so bedenklich es ihr auch noch vor wenigen Tagen erschienen wäre, jetzt legte sie ohne Scheu ihre Rechte in die seine. Belebte sich ihr erstarrtes Blut unter dem warmen Handdruck des Freundes? Gab die Nähe einer befreundeten Seele der ihrigen die Schwungkraft?

Sie vergaß alle Rücksichten — hatte sie denn noch überhaupt welche zu nehmen? — und ging neben ihm unter den Kastanienbäumen auf und nieder.

Viele Fragen bestürmten nun in ununterbrochener Reihe Egbert nach seinen persönlichen Erlebnissen während der weltgeschichtlichen Ereignisse, welche das Jahr seit ihrer Trennung in seinem Kreise beschlossen hielt. Nach ihrem Oheim sich zu erkundigen, wagte Antoinette nicht, und Egbert bemühte sich in seinen Antworten diesen Punkt nicht zu berühren. Als er flüchtig hinwarf, daß er mit dem Kaiser Napoleon auf dem Schlachtfelde von Aspern zusammengetroffen sei, rief sie mit einer Hefigkeit, die ihn überraschte:

„Sie haben ihn auf der Flucht gesehen? Wie glücklich sind Sie!“

Mit leidlicher Ruhe hatte er diese Abenteuer er-

zählt, aber er stockte und zauderte, ihr Aufschlüsse über den Grund seines jetzigen Aufenthalts in Paris zu geben.

Sie indessen bestand darauf.

„Und was treiben Sie in unserer Hauptstadt? Wollen Sie die Erzherzogin als Kaiserin begrüßen? Es lassen sich ihr viele Oesterreicher vorstellen und sie ist zu allen gütig und huldvoll.“

„Meine Unbedeutendheit schützt mich davor, die deutsche Fürstin auf dem Throne Napoleon's zu sehen. Dies ist — die gnädige Gräfin wird meine Gesinnung achten — kein freundlicher, kein erhebender Anblick für einen Patrioten. Es sind Privatgeschäfte, die mich hierher geführt.“

„Hätte ich Sie nicht zufällig getroffen, Herr Heimwald, ich besorge, Sie wären auch an mir vorübergegangen. Ist das nun die Freundschaft, die Sie mir gelobt?“

„Unter andern Verhältnissen ward das Gelübde gegeben. Wir sind die beiden Schiffe, von denen ich einmal zu Ihnen sprach: der Wind hat sie auf dem Meere des Lebens auseinander getrieben.“

„Aber wir sind uns wieder begegnet —“

„Unter anderer Flagge. Im Schmuck weißglänzender Segel das eine —“

„Ja, Sie!“ meinte Antoinette. „Und das andere als verstümmeltes, von den Wellen hin und her geschaukeltes Brack.“

„Gnädige Gräfin!“

Indem er, durch die längere Unterredung mutiger geworden, sie schärfer betrachtete, konnte ihm trotz ihrer Selbstbeherrschung die Verstörtheit ihres Wesens nicht verborgen bleiben.

Um ihm nicht das Vorrecht einer Frage zu lassen, sagte sie:

„Ich bin übernünftig. Die Kühle des Morgens hat mich ins Freie gelockt. Sie haben mir viel berichtet, aber von Magdalenen haben Sie mir kein Wort gesagt. Zürnt mir das gute Mädchen, daß ich ihr kein Lebenszeichen gegeben? Ach, mein Dasein ist so zerstreut, so kometenhaft, von lustigem Schimmer, ohne Kern und Inhalt! Oder ist ihr irgend ein böser Zufall zugestoßen, den Sie mir nicht mittheilen wollen?“

„Nein, gnädige Gräfin, Magdalene ist wohlauf“ — und unwillkürlich entfuhr ihm nun das Weitere: „Wir sind Verlobte, sie ist in Paris.“

„Ist in Paris? Allein mit Ihnen?“

Darauf war die Antwort nicht zu vermeiden:

„Der Graf Wolfsegg ist mit uns.“

„Mein Oheim!“

Antoinette zog ihren Schleier dichter um das Gesicht; die leichte Röthe, welche das Wiedersehen Egbert's darauf gezaubert, verlor sich wieder, die Augen wurden starr und düster.

Egbert schwieg betreten.

Sie indessen dünkte dies Schweigen, das für sie eine fürchterliche Beredsamkeit hatte, so unerträglich, daß sie in ihrer abgebrochenen, gespannten Weise äußerte:

„Er und meine Mutter scheinen mich aus dem Buche ihres Gedächtnisses gestrichen zu haben. Hab' ich denn so Arges gesündigt, daß ich mich dem Willen Frankreichs unterordnete? Sie übertreiben in ihrer ausschließlichen deutschen Vaterlandsliebe, in ihrem Haffe gegen den Kaiser meine und meines Bruders Schuld. Wir haben nichts Anderes gethan, als was Tausende vor uns gethan, was mein Oheim auf dem Felde von Wagram auch hat thun müssen: sich dem Mächtigeren zu fügen.“

„Aber sollten Sie uns, den Besiegten, nicht den Stolz verzeihen, der nicht zuerst die Hand zur Versöhnung bieten will?“

„Verlangen Sie meine Demüthigung?“

„Ich verlange nichts, ich suche Ihnen nur das Verhalten des Grafen zu erklären.“

„Wie geht es ihm?“

„Sein Leib ist gesund, seine Seele gebeugt.“

„Sie und Magdalene werden sie wieder aufrichten. Erröthen Sie nicht! Ich weiß um des Oheims Geheimniß. Das Glück seiner Kinder wird ihn über die Niederlage seines Vaterlandes trösten und ihm die Hoffnung einer einstigen Erhebung desselben gewähren.“

„Und den Theil, den Sie, gnädige Gräfin, zu seinem Glücke beitragen können —“

„Ich fürchte, ihm noch mehr Leid zu bereiten. Sie sind mein und sein Freund — was sagen Sie: man will mich mit dem Marchese Zambelli verheirathen!“

Wohl hatte sie seine Verlegenheit, seine Bestürzung erwartet, aber nicht diesen Ausdruck des Schreckens, der sich in seinen Zügen spiegelte.

„Mit dem Marchese — mit Vittorio Zambelli? Und wer will Sie verheirathen?“

„Wer? Der Alles in Europa kann, was er will: der Kaiser Napoleon.“

„Dies kann er nicht wollen. Mag er ein Tyrann sein, er kann die Entehrung einer Dame von Ihrem Stande und Ihrer Schönheit nicht wollen.“

„Sie reden wie ein deutscher Thor, würde Ihnen vermuthlich der Kaiser antworten. Er sieht keine Ent-

ehrung darin, wenn eine Hofdame seiner Gemahlin seinen Günstling heirathet, vielleicht eher eine Erhöhung.“

„Aber das ist ja nicht möglich, oder der Kaiser kennt diesen Mann nicht. Zambelli — Vittorio Zambelli ist ein Mörder, ist Jean Bourdon's Mörder!“

„Was sagen Sie!“

„Auf der Stelle muß der Kaiser dies wissen. Sie werden ihn vorbereiten, alle Ihre Verwandten müssen für Sie eintreten. Der Graf Wolfsegg, ich selbst, wir werden als Zeugen gegen diesen Mann auftreten, mit Beweisen in der Hand, vor denen er seine freche Stirn im Staube wird beugen müssen.“

Die Erregung, in der Egbert sprach, theilte sich Antoinetten mit. Von einer absichtlichen oder freiwilligen Täuschung konnte hier nicht die Rede sein. Mit einer solchen Ueberzeugung brachte Egbert seine Anklage vor, daß Antoinette ihre Widerlegung für unmöglich hielt.

So war ihr mitten im Sturz noch ein Sieg aufbewahrt. Nicht nur vermied sie die verhaßte Heirath, sie konnte mit ihrem ganzen Stolz und Troß dem Kaiser sagen: Das sind Deine Günstlinge; einem solchen Manne, einem Raubmörder wolltest Du mich opfern! Es war ihr zu wichtig, diese Angelegenheit in all ihren Irrgängen erhellt zu sehen, und für Egbert's Gewissenhaftigkeit eine Pflicht, nicht als ein leichtsinniger

Berleumder und Geschichtenerzähler dazustehen; so verlängerte sich ihre Unterhaltung in steigendem Eifer.

Ohne es zu bemerken, sprachen beide deutsch. Egbert achtete erst darauf, als Antoinette ihm zuflüsterte:

„Man folgt uns. Ich hörte schon vorhin in den Gebüsch ein leises Knistern und Rauschen.

„Sollte gerade die fremde Sprache den Lauscher herbeiziehen?“ fragte Egbert.

Er entsann sich, daß der Graf Wolfssegg dasselbe unbehagliche Gefühl, wie jetzt Antoinette, gehabt hatte. Scharf aufhorchend, glaubte er nun auch eine verdächtige Bewegung in den Gebüsch zu vernehmen, wie von einem, der sich geduckt dahinschleicht. Es dauerte nur eine kurze Frist, so tauchte etwas Braunes, wie von einem Frauengewande, in dem Grün auf, zwei Augensterne leuchteten, um gleich darauf zu verschwinden.

„Ein armes Weib, eine Bettlerin!“ meinte Antoinette beruhigt.

Aber Egbert schienen die Augen dieser Bettlerin nichts Gutes zu verheißen; sie kamen ihm bekannt vor und doch wußte er nicht, wohin er sie bringen sollte.

Um Antoinette nicht mit seiner Sorglichkeit anzustecken, äußerte er nichts, sondern fuhr in seinen Mittheilungen über Zambelli fort. In der drangvollen

Lage der Marquise konnte jede Auskunft für sie ein Mittel zum Aufschub, zur Verhinderung der unseligen Verbindung werden. Klugheit und List vermochten einem solchen Gegner gegenüber vielleicht mehr als ein offener Angriff, der auch ihn zum rücksichtslosen Widerstande nöthigte. Darum glaubte Egbert Antoinetten auch die traurige Geschichte der braunen Christel nicht verschweigen zu dürfen. Unter ebenso seltsamen Umständen, wie sie in sein Haus gekommen, war sie in der Nacht nach jenem zwölften October, wo er zum letzten Mal Zambelli in Schönbrunn gesehen, daraus verschwunden, entweder freiwillig dem Ritter folgend oder gewaltsam von ihm entführt.

Manches war in der Natur und dem Schicksal des Waldmädchens dunkel, die magische Gewalt indessen, die Vittorio auf sie ausübte, in zu vielen Zeichen sichtbar geworden. Jede Nachforschung, die Egbert damals nach der Flüchtigen angestellt, blieb vergeblich; in dem Wirrsal des Ausbruchs der Franzosen, die zwei Tage darauf Wien und seine Umgegend zu räumen begannen, war die Spur eines irrenden Mädchens schnell verloren. Während in Antoinettens Herzen, die vordem nie von dem braunen Mädchen gehört hatte, die Erzählung nur, soweit sie Zambelli betraf, Theilnahme erweckte, war der Name Christel, den er nach so langer

Zeit wieder aussprach, für Egbert von tieferer Bedeutung. Er rief ihm ihre Gestalt, ihre Wunderlichkeit zurück, es durchfuhr ihn wie ein Schauer; jenes unheimliche Geschöpf, das an der Hecke und zwischen den Büschen hinhuschte, es war die Christel, sie mochte ihn vorhin erkannt haben, als er mit dem Grafen Wolfsegg auf der Bank saß.

Sie waren zu einer Biegung des Weges gekommen. Wie gern Egbert auch noch länger mit der Marquise gesprochen, ihren Muth aufgerichtet und vor allem seine Bitte wiederholt hätte, sich ihrem Oheim zu eröffnen, er fühlte, daß er für heute die Unterredung abbrechen und die nächsten Schritte Antoinetten überlassen müsse.

„Darf ich, gnädige Gräfin“, sagte er Abschied nehmend, „von diesem Zusammentreffen Ihrem Oheim eine Kunde geben?“

„Wenn Sie eines guten Empfangs sicher sind —“

Keinen weitem Laut brachte sie hervor, ein Schreckbild stand vor ihnen.

Ein armes bleiches Mädchen mit abgehärmten Wangen, niederhängenden Haaren, die schmale Hand aus dem engen braunen Kleide vorstreckend, als erbäte und erwarte sie eine Gabe der Barmherzigkeit. Aber die Augen brannten und schienen ein verzehrendes

Feuer auszuströmen. Es war der Blick, der Antoinette entsetzte.

„Du willst ihn heirathen, schöne Dame? Du!“ schrie die Bettlerin und ergriff, ehe sich die Marquise dessen versah, die Hand Antoinettens. „Deinetwegen hat er mich verlassen und von sich gestoßen, mich geschlagen wie einen Hund. Du!“

Antoinette suchte umsonst aus der Umklammerung dieser Finger ihre Rechte zu befreien.

„Christel!“ rief Egbert, dem kein Zweifel über die Persönlichkeit des Mädchens blieb, und schüttelte sie an der Schulter.

„Nimm, nimm!“

Antoinette hatte in der Verlegenheit über das Aufsehen, das dieser Vorfall zu erregen drohte — schon eilten einige Neugierige aus verschiedenen Gängen des Gartens herbei — eine goldene Spange vom Arm gestreift und bot sie der Bettlerin an.

Mit einer heftigen Bewegung schleuderte diese die reiche Gabe verächtlich von sich.

„So kaufst Du Dich nicht los! So nicht! In den Tod, in die Hölle mit Dir! Mit mir! Er ist ein großer Verführer und der Oberste der Teufel!“

Darüber war es Egbert gelungen, das Mädchen loszureißen.

„Christel“, rief er noch einmal, „gedenke der Rabenmühle!“

Dies Wort wirkte wie ein mächtiger Donnerſchlag, der jeden andern Lärm verſtummen heißt.

Ein herzbrechendes Schluchzen entrang ſich noch der Bruſt der armen Bethörten.

„Herr! Herr! Der Engel des Lichts!“

So ſtöhnend fiel ſie auf die Erde und lag zuckend und in Krämpfen da.

Antoinette hatte die Gelegenheit benutzt und war in beflügelter Eile dem jammervollen Schauſpiel, der Qual der Unglücklichen, zu deren Vinderung ſie nichts beitragen konnte, entflohen.

Leute genug, die bereiter zur Hülfe waren, hatten ſich verſammelt: Arbeiter, die im Garten beſchäftigt wurden, Müßiggänger, ältere und jüngere Frauen, auch an loſem Geſindel fehlte es nicht.

„Das iſt eine Wahnsinnige.“

„Eine Zigeunerin, die fremde Lieder ſingt. Ich bin ihr ſchon einmal begegnet.“

„Du täuſcheſt Dich.“

„Nein, nein! Es iſt dieſelbe, die neulich im rothen Löwen, in dem Keller bei dem Temple ſang. Verlaß Dich darauf, es war dieſe braune Hexe.“

„Ach, das arme Ding!“ meinte ein Anderer mit-

leidiger. „Gewiß hat sie ein Vornehmer verführt und darüber ist sie wahnsinnig geworden.“

„Ja!“ erwiderte ein altes Weib mit Megärenhaaren und Blicken. „Das Unkraut blüht wieder. Wozu haben wir eine Revolution gemacht?“

„Es wird nicht eher anders, als bis alle Reichen ins Gras gebissen haben. Alle, ohne Ausnahme!“

„Da wollen sie bei dem Desterreicher ein großes Fest geben —“

„Die Desterreicher! Es ist eine Schande für Frankreich! Wir müssen unser Blut hingeben —“

„Der kleine Corporal hat eine ungeheure Dummheit begangen, daß er die gute Josephine von sich gejagt und die Desterreicherin zu sich genommen hat.“

„Schlägt sich mit dem Schwiegervater und heirathet die Tochter —“

„Seht Ihr denn hier etwas Anderes? Warum hat der vornehme Schuft die Dirne hier verlassen? Um eine Reichere zu heirathen. O heilige Guillotine!“

„Aber, Ihr Leute“, wußte sich endlich Egbert in dem tollen Wirrwarr Gehör zu verschaffen, „so helft mir doch die Kranke in einen Wagen schaffen. Wir wollen sie nach einem Hospital fahren. Einen Napoleonsdor, wer der Flinkste ist!“

Das Goldstück führte alle aus ihren lustigen Be-

trachtungen, Weissagungen und Berwünschungen zur Erde zurück. Zwei Männer ergriffen das Mädchen und hoben es vom Boden auf, ein leichtfüßiger Junge sprang voran, um am Ausgang des Gartens einen Wagen festzuhalten. Die Uebrigen begleiteten Egbert in respektvoller Entfernung und rühmten die Menschenfreundlichkeit und Großmuth des reichen Fremden, nicht ohne sich ein wenig über seine Weise und Haltung, die ihnen sonderbar erschien, lustig zu machen.

Zu solchem Ende war die braune Christel gekommen. Hierher hatte sie der Sturm der Leidenschaft gerissen.

Die ersten Wochen war Alles herrlich und in Freuden dahingegangen. Zambelli hatte sie einem ältern Diener anvertraut, der sie in einem leichten Wagen, ehe sich die Massen des Heeres in Bewegung setzten, von Wien nach Paris führte. Welch eine fröhliche, lustige Reise! Jeden Tag gab es Neues zu sehen, dabei keine Arbeit, keine strenge Hausordnung. Ihr Begleiter war ein mürrischer, verschlossener Mann, der wenig Worte machte, in gebrochenem Deutsch. Aber das war der Christel gerade recht, um so ungestörter konnte sie sich ihren Gedanken überlassen. Die flatterten gar hoch, munter hin und her, wie Schwalben im Frühlingssonnenschein. Zuweilen klopfte ihr

das Herz zwar hänglich im Busen, wenn sie an die Freundlichkeit zurückdachte, mit der sie von Egbert und Magdalenen aufgenommen und behütet worden war, und wie schlecht sie dieselbe durch ihre Flucht belohnt hatte. Aber dann stand Vittorio neben ihr und flüsterte ihr ins Ohr; es war eine Täuschung, allein sie genügte der Bethörten, um die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen.

In Paris setzte sich der Zauber noch bestrickender fort. Die große glänzende Stadt, der Flitterstaat, mit dem sie sich schmücken konnte, übten ihre Wirkung. Dester erschien der Ritter in ihrer kleinen Wohnung in einer entfernten Vorstadt. Hier, bei alten Leuten, Elsäffern, die sich nothdürftig mit ihr verständigten, war sie untergebracht worden. Vittorio's Geld hatte alle Schwierigkeiten geebnet.

Wie in einem beständigen Traum lebte das braune Mädchen in der fremdartigen, ihr unbegreiflichen und sie verwirrenden Welt dahin. Nur war dieser Traum etwas so unbeschreiblich Schönes und Wunderbares, daß sie gar nicht daraus zu erwachen wünschte. Wider ihren Willen reifte indessen die Liebe alle ihre geistigen Kräfte. Einmal aus dem Zustande des dumpffeligen Empfindens herausgerissen, konnte sie nicht mehr in die Dämmerung ihres frühern Daseins zurückfallen.

Mit der Leidenschaft kam die Erkenntniß. Einen Charakter wie den Vittorio's zu durchschauen, war sie freilich nicht im Stande, aber sie merkte doch allmählig, daß er sie von sich abzuschütteln suche, daß ihre Lust und Wonne plötzlich in Schmerzen und Schrecken enden würden.

Darüber erwachte in ihr der Selbsterhaltungstrieb, nicht ohne Kampf wollte sie den Mann, den sie liebte, verlieren. Ihre Eifersucht verdarb Vittorio die Laune. Er quälte, er schlug sie. Es war Zeit für ihn, die Arme, Betrogene in den unermesslichen Schlund stürzen zu lassen, der Paris heißt. Für ihn war die Liebe nur das Mittel gewesen, sie aus Egbert's Hause zu locken, um die einzige lebende Zeugin seiner That in seiner Gewalt zu haben. Jetzt, wo sein Ziel erreicht, ihr Leib wie ihre Seele gebrochen war, mochte sie untergehen; am besten, die Seine schwemmte sie in den Ocean. Was an ihm lag, sie dahin zu treiben, that er. Brauchte er doch nur einen dünnen Faden zu durchschneiden. Seine Besuche stellte er ein; aus einem Rest von Mitleiden füllte er eins ihrer Kästchen mit Goldstücken, wohl wissend, daß diese dürstige Quelle nicht lange fließen und die Noth nicht abhalten würde, ihr Werk endlich doch zu vollenden.

Schnell war die braune Christel auf den Gipfel

ihres Glücks emporgehoben worden, noch schneller rollte sie abwärts. Tagelang, wochenlang erwartete sie, geduldig, ungeduldig, bei Tage, in der Nacht, zu jeder Stunde und immer umsonst den geliebten Freund. War er krank oder verreist? Todt vielleicht? Wo in dieser ungeheuren Stadt, unter Menschen, die eine ihr fremde Sprache reden — eine Sprache, von der sie kaum einige Worte gelernt hat — ihn ausfindig machen? Ihre Wirthsleute kannten ihn nicht, wußten nichts oder wollten nichts von ihm wissen. Ihnen schien Alles in Ordnung zu sein. Ein so vornehmer Herr wird einer Dirne bald überdrüssig; wenn sie eine Bettlerin war, warum hatte sie sich in der Stunde ihres Glücks nicht besser vorgeesehen? Man warf sie hinaus auf die Straße.

Schutzlos, ohne Obdach, ohne Nahrung irrte sie umher. Sie bettelte, sie sang in den Schenken. Der Instinkt der Waldgängerin ließ sie bald hier, bald dort eine Lagerstätte für die Nacht entdecken. In dieser Wüßheit und Traurigkeit verdüsterte sich ihr Geist. Die letztvergangene Nacht hatte sie in einem Schuppen am Ausgang des Tuileriengartens zugebracht, in dem die Gärtnerburischen ihre Geräthschaften aufzubewahren pflegten. Seit dem dämmernden Morgen schlich sie unstät umher. Da trafen deutsche Worte ihr Ohr;

sie lauschte. Ist es ein Wunder? Sie erkannte Egbert, ihren Herrn, ihren Retter und Beschützer! Zusammengekauert blieb sie in seiner Nähe; aus Scham und Verzagtheit wagte sie nicht sich ihm zu nahen, auch fürchtete sie, die Erscheinung möchte, von ihr berührt, in leere Luft zerfließen.

Erst wollte sie die Entfernung des Grafen abwarten, dann erschrak sie vor der schönen Dame. Der Name Vittorio Zambelli, der vor ihr ausgesprochen wurde, zerrüttete vollends ihren Verstand.

Nun fährt sie nach dem Hospital in der Rue Taranne, gegenüber der Wohnung Benjamin Bourdon's. Wie ein Kind ruht sie besinnungslos auf dem Schooß einer Frau, die Egbert zu diesem Dienst vermocht hat. Er selbst sitzt auf dem Rücksiß, aber ihre starren gläsernen Augen erkennen ihren Engel nicht.

Zweites Kapitel.

„So, hier sind Sie sicher, können genau den Gang unserer Unterredung verfolgen und im geeigneten Augenblick hervortreten. Wir spielen eine Komödie; da es sich aber um eine Schauspielerin handelt, wird sie nicht böse darüber sein. Es ereignet sich nun in Wirklichkeit, was sie oft auf der Bühne gesehen und ausgeführt hat. Und die Frage ist noch, ob das Leben wirklicher ist als die Kunst. Ich für meinen Theil wünschte, das Leben wäre nur halb so harmonisch wie das schlechteste Trauerspiel.“

Mit diesen Worten führte Benjamin Magdalene und den Grafen in seine Bibliothek, die dicht neben dem grünen Zimmer mit dem Medusenkopf über dem Spiegel lag.

Die Gefangenschaft im Thurm zu Vincennes hatte

seinem feingeschnittenen Gesicht einige vorzeitige Runzeln eingegraben; sonst war er auch seinem Aussehen nach der Alte geblieben.

Während er dem Grafen gegenüber zurückhielt und sich hinter Ernst und Förmlichkeit verschänzte, thaute sein Herz vor Magdalenen's Freundschaft auf. Es war nicht allein die Verlobte des Freundes, die ihn rührte, er fühlte etwas wie einen Zug der Wahlverwandtschaft zwischen sich und Magdalenen. Nach seiner Ansicht hatte sie nicht weniger als er von den Aristokraten zu leiden gehabt; thörichte Vorurtheile hatten ihr die Stellung verweigert, die ihr nach natürlichem Rechte zukam.

„Wenn es in dieser unvollkommenen Welteinrichtung einmal verschiedene Stände geben muß“, pflegte er zu Egbert zu sagen, „würde sie nicht besser und würdiger den Platz einer Edeldame ausfüllen als die Marquise von Gondreville? Sie wäre eine Freundin der Armen, ohne Prunk und Eitelkeit, ein Vorbild der Tugend, während jene —“

Er verschluckte den Schluß seines Satzes, um den Freund nicht zu kränken.

Wenn er jetzt so leicht darein gewilligt, bei der Versöhnung des Grafen mit der Sängerin mitzuwirken, so war es ebenso wohl aus Freundschaft für die Ver-

lobten als aus dem Vergnügen geschehen, einem Adelligen eine Demüthigung zu bereiten.

In seiner gewandten und verbindlichen Weise suchte der Graf den Zwang, der in Erwartung der nächsten Stunde auf allen lastete, durch ein flüchtiges Gespräch zu heben. Er bewunderte die erlesene Büchersammlung, die Ordnung, die darin herrschte.

Egbert, der auf der Schwelle zu dem grünen Zimmer stehen geblieben war, half ihm nach Kräften, aber die Spannung der Gemüther war doch zu groß.

Magdalene wollte vor allem wissen, wie es der braunen Christel erginge. Zu der Entwicklung ihres eigenen Geschicks gesellte sich nun noch ein fremdes, um ihr Sorge und Unruhe zu machen

Aus dem Hospital zurückgekehrt, nachdem er die Kranke den Händen Benjamin's übergeben, hatte Egbert Magdalenen und dem Grafen die Vorfälle im Tuileriengarten erzählt. Bei der Kunde, daß der Kaiser Antoinette mit dem Marchese Zambelli verheirathen wolle, war Wolfsegg zusammengefahren, aber er hatte kein Wort geäußert. Für Magdalenens mitleidiges Herz war das traurige Los des armen Mädchens, um dessen Bildung und Glück sie sich so lange bemüht, eine erschütternde Mahnung an die Unzulänglichkeit des Irdischen. Benjamin konnte ihr jetzt auf ihre Frage

nichts Tröstliches mittheilen. Christel's Seele war un-
nachtet, ihre körperliche Kraft durch Hunger und Elend,
durch ihre abenteuerlichen Irrfahrten und Nachtwachen
erschöpft.

„Und keine Strafe“, setzte er bitter hinzu, „trifft
den Verführer des beklagenswerthen Geschöpf's. Weder
für den Mord meines Vaters, noch für ihre Noth gibt
es eine Sühne. Im Kampfe gegen List und Gewalt
sind die strengsten Gesetze ohnmächtig.“

„Ich kann und mag noch immer nicht glauben“,
erwiderte Egbert, „daß der Kaiser einen Mann nicht
fallen lassen sollte, gegen den solche Anklagen sich rich-
ten. Es gilt nur, ihn über den Charakter Zambelli's
aufzuklären.“

Wolfzegg schüttelte den Kopf.

„Wie in allen Dingen, wird sich der Kaiser auch
in dieser Sache einzig von seinem Vortheil bestimmen
lassen; verspricht er sich noch Großes von Zambelli's
Diensten, so wird er ihn halten; hat er ihn ausgepreßt,
wird er schnell die Gelegenheit benutzen, ihn wegzu-
werfen.“

„Der Schlechte läßt nicht von dem Schlechten, der
Tyrann braucht den Mörder“, schloß sich ihm Bourdon
an. „Und diejenigen irren, welche meinen, Napoleon
werde jetzt an der Seite einer fürstlichen Gattin auf

feinen Lorbeeren ausruhen. Nach kurzer Rast wird er sich wieder aufs Pferd setzen. Nur wenn er in den Krieg reitet, ist er gesund. Im Frieden würde er die werden wie Vitellius und an der Fettsucht sterben. Unsere gute Freundin aus Malmaison, Frau Lenormand, hat den Zusammenhang zwischen seiner Leibesbeschaffenheit und seinen geistigen Anlagen ganz richtig erkannt und danach ihre Prophezeiung eingerichtet.“

„Eine Prophezeiung?“ fragte Egbert. „Lassen Sie uns hören. Da so merkwürdig eingetroffen ist, was die seltsame Frau mir vorausgesagt —“

„Haben Sie Vertrauen zu der Sibylle gefaßt? Aber bisher ist doch nur die Hälfte in Erfüllung gegangen.“

„Die Hälfte? Haben Sie so genau im Gedächtniß behalten, was sie mir an jenem Abend verhieß?“

„Die Feuersbrunst, in der die Kaiserin Josephine —“

„Eine Feuersbrunst?“ fragte der Graf. „Wie wunderbar! Mir schwebt beinahe beständig, im Wachen wie im Traum, die Glut und der Rauch eines großen Feuers, das uns alle umfängt, unheimlich vor.“

„Die Weissagung hat ihre Spitze schon verloren“, bemerkte Benjamin. „Damals wurde das Orakel der Karten durch die Ankunft des Kaisers unterbrochen und blieb darum doppelt dunkel. Mir aber schien es,

als sollte die Kaiserin Josephine aus Feuersgefahr von unserm jungen Freunde gerettet werden. Über Josephine ist nicht mehr Kaiserin."

"Dafür", entgegnete Wolfsegg, "haben Sie jetzt eine andere. Wenn die Kartenschlägerin diese gemeint —"

"Schwerlich, obgleich in der letzten Prophezeiung der Lenormand die österreichische Prinzessin eine Rolle spielte und auch das Feuer."

"Ich habe ein Grauen vor diesem Feste des Fürsten Schwarzenberg", fuhr Wolfsegg fort. "Ich weiß nicht, welcher Schrecken mir dort vorbehalten ist, aber könnte ich es vermeiden, ich ginge nicht dorthin."

"Aber wir hindern mit unsern Einwänden Herrn Bourdon, seine Geschichte zu vollenden!" sagte Magdalene, der selbst das Herz in banger Erwartung klopfte, in der Hoffnung, daß die merkwürdige Mittheilung die Gedanken von dem Nächsten abwenden würde.

"Ich habe meine Kenntniß aus bester Quelle", erzählte Bourdon; "Desronais ist mein Gewährsmann, er war Ohrenzeuge. Im December des vergangenen Jahres hatte sich des Abends bei der Frau Lenormand eine sehr vornehme Gesellschaft zusammengefunden: einige Damen des kaiserlichen Hofes, die altadeligen Familien angehörten, ein paar ehemaliger Grafen und Marquis, alle begierig, weniger die Zukunft Frankreichs

als die eigene aus den Karten zu erfahren. Die bevorstehende Scheidung des Kaisers von Josephinen, die Wahl, die er unter den Prinzessinnen Europas treffen, ob ihm die neue Gemahlin einen Erben schenken würde: diese Dinge bewegten den Hof und die Stadt. Unter den Eingeladenen war nur eine fragwürdige Persönlichkeit: Desronais; aber von Fouché geschickt, um Alles zu beobachten, konnte er nicht zurückgewiesen werden. Dicht in seinen Mantel gewickelt, hielt er sich bescheiden in einem Winkel des weiten Zimmers, fern von dem Tisch, auf dem die Sibylle die verhängnißvollen Karten ausbreitete. Wie gewöhnlich verlief der Anfang in der bekannten theatralischen nichts sagenden Weise, mit der die kluge Frau ihre Zuhörer zuerst langweilt, dann ermüdet und einspinnt. Allmählig gewannen die Kartengeister Macht über sie, ihre Stimme ward dumpfer, ihre Bewegungen krampfhafter. In diesem Zustand hat sie die Heirath mit der Erzherzogin, die Geburt eines kaiserlichen Prinzen, einen Krieg mit Rußland geweissagt. Die guten Damen waren schon über diese Einblicke in die Zukunft erstaunt, aber einen politischen, mit den schwebenden Unterhandlungen und der allgemeinen Lage der Dinge vertrauten Mann wie Desronais überraschten sie nicht. Plötzlich aber zuckte die Genormand zusammen. „Der Kaiser“, sprach sie mit

unsicherer, zitternder Stimme, „dringt immer weiter vor, über große Flüsse, durch öde Haiden und Steppen, eine große Stadt fällt in seine Gewalt; schon rühmt er sich hier der Herr der Welt zu sein, da bricht ein gewaltiges, unermessliches, nicht zu stillendes Feuer aus. Es verzehrt die Stadt, seine Hülfquellen, er muß den Rückzug antreten. An seine Fersen heftet sich der Feind, der Rückzug artet in schimpfliche Flucht aus. Ich sehe alle Völker und alle Könige Europas sich gegen ihn erheben, die furchtbare Sündflut schwillt und schwillt, sie überwältigt seine Heere, sie wälzt sich über die Grenzen Frankreichs, Völker vom Kaukasus und vom Ural tummeln ihre Rosse auf den Plätzen von Paris, auf einer einsamen Insel im Ocean entschwindet der Kaiser gestürzt und geächtet den Blicken der Menschen.“ Sie können sich den Eindruck dieser schaurigen Worte vorstellen. Alles floh auseinander; man verwünschte, einer solchen Scene beigewohnt zu haben, und empfand doch ein grausiges Vergnügen über die Weissagung der Sibylle. Man hielt sie für eingeweiht in die Geheimnisse der Schicksalsmächte. Wie mir Desronais bekannte, hat er selbst tagelang den Eindruck nicht verwinden können und noch jetzt, bei der Erinnerung daran, ist er ergriffen. Die Lenormand hatte ohne Besinnung, in der Gewalt eines Traum-

gesichts, wie unter magnetischer Einwirkung gesprochen; bei vollem Verstande wäre es das Unterfangen einer Tollhäslerin gewesen, sich in solchen Orakelsprüchen zu ergehen.

Desronais erstattete einen Bericht, der sich in allgemeinen Redensarten bewegte und nur behutsam die Katastrophe andeutete, welche die Karten verkündigt. Er rechnete dabei auf das Schweigen derer, die zugegen gewesen. Aber entweder waren derselben zu viel gewesen, oder der Drang, so große Dinge mit halben Worten in düsterem Ton vertrauten Freunden zuzuflüstern, zu mächtig: wenige Tage nach der Versammlung wußte der Kaiser das Vorgefallene. Er begnügte sich damit, die Lenormand aus Paris zu verbannen; sie theilt dasselbe Loos mit der Frau von Staël und wird vermuthlich durch den Haß des Imperators berühmter werden als durch ihre Prophezeiungen.

Weder Wolfsegg noch Egbert und Magdalene wollten indeß so wegwerfend über die eigenthümliche Frau urtheilen; von der Geschichte Benjamin's waren sie nicht wenig betroffen. Die Zuversicht, die sie im Innersten nährten, daß die Herrschaft Napoleon's jählings zusammenstürzen würde, erhielt durch diese Weissagungen eine neue Kraft. Hatte doch der Glaube an Deutschlands Errettung und Befreiung seit der Schlacht

von Aspern bei schwärmerischen Frauen und Jünglingen mystische Formen angenommen und äußerte sich in Träumen und Visionen, die selbst von den Ungläubigen mit Ehrfurcht behandelt wurden. Ohne ein Wunder, ohne ein sichtbares Eingreifen der Gottheit schien eine Wandlung der Dinge unmöglich zu sein. Die unsichtbare Macht aber liebt es, sich vorher in Zeichen anzukündigen, ehe sie ihren Arm aus den Wolken streckt; in Zeichen, die den Gewaltigen, dem der Zorn Gottes gilt, nicht aufklären, sondern ihn tiefer in Schuld und Verderben locken.

Von dieser feierlich ernsten Stimmung seiner deutschen Gäste war der nüchterne und kaustische Arzt frei. Nicht als eine Eingebung des Unbewußten, sondern als zufällige, gegenstandslose Thorheiten einer aufgeregten Frau, welche, an die Wirklichkeit anknüpfend, ihre Phantasie ins Grenzenlose schweifen läßt, betrachtete er die Prophezeiung der Lenormand mit dem ironischen Lächeln des Verstandes.

Noch tauschten sie gegenseitig ihre Ansichten darüber aus, als an der Klingel gezogen ward.

„Die Entscheidung ist da“, sagte Benjamin. „Ich fühle mich wohler in der Welt der Thatsachen, wie rauh sie auch sein mag, als in dem Reich der Träume. Nur Muth, meine kleine Freundin! Die Tochter wird

das Herz der Mutter schon erobern, wenn diese Mutter auch eine Löwin der Revolution war.“

Eine Minute später war er mit Egbert in das grüne Zimmer zurückgegangen. Magdalene und der Graf blieben allein in der Bibliothek zurück.

Ueber das hohe Dach des gegenüberliegenden Hospitals irrten letzte röthliche Strahlen der Junisonne hin; ein matter Schein erfüllte das weite Gemach und spielte an den langen dunklen Bücherreihen hin.

„Das ist ihre Stimme“, sagte der Graf, in Gedanken verloren, als Athenais mit einem lauten: „Guten Abend, Herr Bourdon!“ in das Nebengemach trat. Er saß in einem Lehnstuhl, vergrämten Gesichts; Magdalene stand neben ihm und hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt.

„Sie haben eine eigene Weise, Ihre Freunde zu behandeln, lieber Bourdon“, fuhr indessen die Sängerin rasch und munter fort. „Sie lassen sich von den Damen Besuche machen. Mir thut es nichts, ich könnte Ihre ältere Schwester sein, und Sie haben ein Recht, von mir zu verlangen, was Ihnen beliebt, Sie sind mein Lebensretter. Aber Ihre Einladung hatte einen so seltsamen Beigeschmack, als ob mir eine Ueberraschung vorbereitet würde.“

„Die habe ich Ihnen auch vorbehalten, Mademoi-
Frenzel, Lucifer. V.

felle, und sie steht in der Gestalt des Herrn Egbert Heimwald leibhaftig vor Ihnen.“

Dabei führte er ihr den blonden Egbert zu, der bisher in der Thürnische, die nach der Bibliothek sich öffnete, gestanden.

In ihrer lebhaften und um die Form unbekümmerten Art, die durch ihre Natürlichkeit und Herzlichkeit mit dem Mangel an Feinheit und Schicklichkeit versöhnte, eilte die Sängerin mit offenen Armen auf Egbert zu und schloß ihn an ihre Brust.

„Sind Sie wieder in Paris? Das ist schön! Ich habe Ihnen lange gezürnt, daß Sie mich vor einem Jahre so ohne Abschied verlassen und mir während der ganzen Zeit auch nicht die kleinste Mittheilung gemacht haben. Keines, trotz der schrecklichen Dinge, die Sie in Ihrem Lande zu überstehen hatten. Dieser Napoleon ist ein Ungeheuer; wir sind unter uns, und Eulen und Medusen plaudern nicht. In der Schreckenszeit, nicht wahr, Bourdon, da wußte man doch, was es galt, warum man tödtete! Die schändlichen Aristokraten, die Treulosen, die Verräther“ — im Nebenzimmer lächelte Wolfsegg mitten in seinem Gram bitter und ironisch — „es war ihnen schon recht, daß man sie einsperrte und ihnen die Köpfe abschlug! Aber die Schlachten dieses Tyrannen haben keinen Zweck, sie werden lang-

weilig. Ach, Bourdon, wir sind schön aus dem Regen in die Traufe gekommen. Und nun haben wir noch, Ende gut, Alles gut, eine neue Marie Antoinette als Morgengabe dieses Kriegs erhalten!"

„Sie müssen ihr nicht böse sein“, begütigte Benjamin zu Egbert gewandt, „wenn Mademoiselle Dechamps die Oesterreicherin schilt, sie ist eine treue Anhängerin Josephinens.“

„Ja, Josephine war eine Frau nach meinem Geschmack, zärtlich, leidenschaftlich, wohlwollend, nicht kalt und spröde; sie war auch einmal jung gewesen wie andere Menschenkinder —“

„Und ein wenig abergläubisch“, neckte Benjamin.

„Warum nicht? Ich bin auch abergläubisch. Als ich unsern blonden Joseph da zuerst im Tuileriengarten erblickte, sagte mir gleich etwas in seinen Mienen, der wird dir Glück bringen. Lachen Sie doch nicht, Bourdon! Es kommt ja keine Liebesgeschichte Ich haßte bis dahin alle Oesterreicher, alle ohne Ausnahme und einen vor allen! Unser Freund hat mich zur Hälfte bekehrt.“

„Vielleicht bekehre ich Sie noch ganz“, meinte Egbert doppelstinnig.

Ihre schwarzen Augen blitzten, aber sie antwortete nicht darauf, sondern nahm ihre frühere Rede auf.

„Abergläubisch! Freilich, ich würde zum Beispiel hier nicht wohnen. Das Hospital drüben erregt mir Schauer und Herzweh, wenn ich daran vorüberfahre. Und von diesem Fenster sieht man gar in den Hof hinein. Wie wüßt und traurig! Ich möchte nicht dort sein, nicht einmal als Todte. An Ihrer Stelle, Bourdon, könnte ich keine Nacht schlafen, immer würde ich fürchten, um Mitternacht von Gespenstern erweckt zu werden. Jeder fallende Ziegelstein, jedes Knarren der Thür würde für mich eine Bedeutung haben. Und wenn ich nun gar eine so merkwürdige Kranke drüben wüßte —“

„Welche Kranke?“

„Verstellen Sie sich doch nicht! Sie sollten von der Kranken nichts wissen, die heute in früher Morgenstunde von einem jungen Fremden in das Hospital gebracht ward? Oder hätte man sie Ihnen nicht gezeigt? Ganz Paris spricht davon.“

„Was spricht man denn?“

Benjamin gab Egbert einen Wink, sich nicht zu verrathen. Und Egbert schwieg um so lieber, da alle seine Gedanken bei Magdalenen in der Bibliothek waren und er nicht ohne Unruhe das Gespräch sich immer weiter von dem eigentlichen Zielpunkt entfernen und so die Qual der Erwartung für die Lauschenden sich endlos verlängern sah.

„Liebster Bourdon, wie vermöchte ich Ihnen nur ein Zehnthheil der Gerüchte zu erzählen, die Paris durchschwirren! Eine Bettlerin, eine Straßensängerin ist das Tagesgespräch geworden. Eine unerhörte Geschichte! Sie soll im Tuileriengarten eine vornehme Dame angefallen haben. Warum? Das alte Lied! Ein reicher Mann hat das arme Ding verführt und es der Dame wegen im Glend verlassen.“

„Und das ist Alles?“

„Nein, bester Freund. Darum thäte ich den Mund nicht auf. An diesem Abgrund bin ich selbst vorbeigegangen, und ist man vorüber, lacht man über seine eigene Verzweiflung und über die Märrinnen, die hineinstürzen. Sie ist die erste nicht und, was noch schlimmer, sie wird auch nicht die letzte sein. Das Schicksal verfügt wie der Tragödiendichter nur über eine geringe Anzahl von Leidenschaften und Ausgängen, es wiederholt sich beständig. Der Reiz der Geschichte liegt in ihren Beziehungen nach allen Seiten. Die Bettlerin soll um eine verbrecherische That ihres frühern Liebhabers wissen.“

„Im Ernst?“

„Man zischelt es sich in die Ohren; vielleicht lügt man. Eins aber ist gewiß, Mademoiselle Mars hat es mir auf dem Boulevard erzählt, und sie kann es

wissen, denn sie haßt jene Dame, die Marquise von Gondreville — warum lachen Sie, Bourdon, und zwingen dadurch unsern Freund zum Erröthen? Der Kaiser hat jenen Vorfall mit angesehen.“

„Der Kaiser?“ fuhr Egbert heraus.

„Ja, der Kaiser. Entweder aus dem kleinen Hofgarten oder von einem Fenster des Schlosses aus. Aber ach! was hab' ich da geplaudert! Sie kennen die Dame, um die es sich handelt, mein theurer Freund. Wahrlich, Herr Heimwald, ich wollte Sie nicht kränken. Allein es ist nicht anders, die vornehmen Damen, auch wenn sie Herzoginnen und Marquisen heißen, sind nicht besser als wir Künstlerinnen. Im Gegentheil, ihre Chronik ist reicher als die unserige.“

Ein Seufzer zitterte leise im Gemach nach. Unwillkürlich war er der gepreßten Brust des Grafen entchlüpft. Der Name seiner Nichte, der Name Gondreville-Wolfsegg in dem Munde der Schauspielerinnen, der Müßiggänger und Schwäger der Boulevards! Er mochte sich für einen der freisinnigsten Männer, für einen halben Jakobiner halten, über diesen Punkt kam der Aristokrat nicht hinweg.

Athenais stugte, als sie den leisen Aufschrei vernahm, und wendete ihr Gesicht der Richtung zu, aus welcher der Ton gekommen.

„Was war das?“

„Ein Aeolsharfenklang“, sagte Benjamin und setzte mit schneller Geistesgegenwart, ohne ihr Zeit zur Uebersetzung und zu einer Antwort zu lassen, hinzu: „Das Gerücht hat übertrieben, Mademoiselle. Ich kenne die Kranke und Herr Heimwald kennt sie auch.“

„Herr Heimwald?“

„Er ist der Fremde, der sie nach dem Hospital gebracht hat, und nicht einer mitleidigen Regung nachgebend, sondern einer Pflicht folgend. Jene Unglückliche ist eine Landsmännin von ihm, aus Wien, die sich von einem französischen Offizier hat verlocken lassen und mit ihm nach Paris gegangen ist.“

„Aus Wien?“

Ein Zucken durchfuhr den Körper der Sängerin, als ließe ein elektrischer Schlag vom Scheitel bis zur Sohle durch sie hin.

„Ja, noch mehr“, fuhr Benjamin unerbittlich fort, „ein armes Mädchen aus Herrn Heimwald's Hause.“

„Aus Ihrem Hause? Ich beschwöre Sie, mein Herr, ist es wahr? Oder treibt Bourdon nur ein schändliches Spiel mit meiner Angst?“

Ihre Augen waren weit aus ihren Höhlen herausgetreten und ihre Stimme bebte unheimlich.

„Bourdon redet die Wahrheit, Madame. Ein

armes wildfremdes Kind, das ich aufgenommen hatte, das ich mir und meinen Hausgenossen treu ergeben glaubte. Nun hat sie mich doch, zu ihrem eigenen Verderben, getäuscht. Aber ich ahne nicht, welche Beziehung, welche Empfindung außer der einer allgemeinen menschlichen Rührung Sie beschleichen kann."

Er warf Benjamin einen mißbilligenden Blick zu.

Die Absicht des Arztes war leicht zu durchschauen, Athenais in eine solche Aufregung wegen ihrer Tochter zu versetzen, indem er durchschimmern ließ, jene Unglückliche könne sie sein, daß Magdalenens Erscheinen die gequälte Mutter in einen Freudenrausch stürzen mußte. Die Nähe ihres Kindes, die Gewißheit seiner Unschuld und seines Glückes würden dann jede Erörterung, selbst den Zorn gegen den ehemals Geliebten betäuben und ersticken.

Aber Egbert widerstrebte die Grausamkeit dieser Lösung. Er vertraute der Reinheit und Schönheit seiner Verlobten, der unverfälschten Natur in Athenais' Herzen, die leichter und sanfter als jeder klug ersonnene Plan der Männer die Verwicklung entwirren müßten.

Zum Unglück hatte Athenais den Blick, den er mit Bourdon austauschte, aufgefangen und deutete ihn in ihrer Leidenschaftlichkeit anders, als er gemeint war.

„Sie verschweigen mir ein Geheimniß“, sagte sie zwischen Heftigkeit und Bitte, „Sie hintergehen mich. Ich habe Besseres von Ihrer Freundschaft erwartet, Herr Heimwald. O, ich habe jene entsetzliche Geschichte nicht vergessen, die mich vor einem Jahre so elend gemacht hat. Noch zittern alle Nerven in mir. Ein Name wurde genannt, eine Gestalt tauchte vor mir auf, aus dem trüben Nebel und Dunst einer schuldvollen Vergangenheit, so weiß und schimmernd wie ein Engel! Auf rosigten Wolken schwebte die holde Erscheinung, Trost und Frieden in ihren Zügen, immer näher mir zu. Aber die Buben schleuderten Staub und Schmutz und Steine nach ihr. Sie wollten ihr die Gewänder abreißen und sie auf die Straße herabziehen, einer vor allen — ah, hättet Ihr mich damals ihn mit meinen Händen erdroffeln lassen! Was drängt Euch zwischen mich und ihn? Er hat mir meinen Engel entführt. Als ich hörte, daß er in Ihrem Schutze war, Egbert, hoffte ich — was hofft ein thörichtes Frauenherz nicht für sein Geliebtestes! Nun ist Alles aus! Lassen Sie mich zu Ihrer Kranken, Bourdon, an ihrem Lager ist mein Plaz; Tag und Nacht will ich sie bewachen und behüten. Ueber den Verlust ihres treulosen Verführers wird sie das Wiederfinden ihrer Mutter trösten. Ich habe ihr schon Alles vergeben, sie hat

nicht mehr gesündigt als ich. Hab' ich ein Recht zur Klage und zum Vorwurf? Sagen Sie doch, Bourdon! Sie stöhnt vielleicht in bittersten Schmerzen, Miethlinge sind bei ihr; jeder Augenblick, den ich fern von ihr veräuße, lastet wie eine Schuld auf mir. Was ist das? Ein Seufzen, ein Weinen — wieder Ihre Aeolsharfe, Bourdon? Nein, Sie haben die Kranke bei sich, in jenem Gemache — halten Sie mich nicht auf! Ich komme, da bin ich — Magdalene, mein Kind!”

Sie war aufgesprungen. Trotz der wilden Bewegung besaß ihr Antlitz einen Ausdruck rührender Schönheit. Ihre großen kräftigen Züge verklärten Angst und Liebe mit einem Schimmer von Sanftmuth; es war zugleich etwas Entsetzliches und Erhabenes in ihr.

In diesem Augenblick wurde die Thür, auf die sie zueilte, von innen geöffnet.

„Mutter! Meine Mutter!“ rief Magdalene.

Vor dem Anblick des schönen Mädchens hemmte Athenais den Fuß und wagte sich nicht zu rühren. Sie stand mit erhobenen Armen. Ihr Herz, das sich auf Jammer und Entstellung, auf Krankheit und Elend ihres Kindes gefaßt gemacht, vermochte den jähen Umschlag ihrer Hoffnung nicht für wahr zu halten. Nicht in ihren glücklichsten Träumen hatte sie ihre Tochter

in dieser Kleidung, in diesem Anstand, von diesem Adel des Wesens zu finden erwartet.

„Meine Mutter!“ sagte Magdalene noch einmal.

„Ja, ja, Madame“, so trat jetzt der Graf aus dem Halbdunkel der Bibliothek in ernster Würde und Entschlossenheit hervor, „es ist Ihre, es ist unsere Tochter Magdalene. Bewahren Sie jene Gefühle der Treue und Liebe, die Sie eben für die Unglückliche empfanden, auch der Glücklichen. Ein unentweibtes Kleinod, wie ich Ihnen das Kind entriß, gebe ich Ihnen die Jungfrau zurück. Auch sie ist durch eine ernste und strenge Schule gegangen. An Ihrer Seite wäre sie vielleicht eine Künstlerin geworden, vielleicht auch — fern sei mir dabei jede Anklage gegen Sie — verdorben, wie die Arme, von der Sie vorhin erzählten. Unter meiner Obhut hat ihr kein besonderer Stern geleuchtet. Wie Sie Magdalene da sehen, ist sie ein deutsches, bescheidenes, gutes Bürgermädchen. Lassen Sie mich noch wenige Worte hinzufügen, Athenais. Wohl bricht manche Blüte nach einem Gewittersturm auf, manches Talent entwickelt und entfaltet sich im Drang und in der Noth widriger Umstände; Sie selbst sind uns ein Beispiel dafür. Aber nicht auf solche Möglichkeiten kann man die Erziehung eines Mädchens bauen, nicht auf einen Gewinn rechnen, den man aus einem Topf

voll tausend Nieten zieht. Auf bessern Grundlagen wollte ich meines Kindes Zukunft errichten. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen damals wehe thun mußte, Athenais. Noch heute sind meine Grundsätze dieselben. Nur in einer mittlern Lebensstellung liegt ein dauerndes Glück. Außerhalb dieses Kreises, in glänzenden, aber unregelmäßigen Bahnen ziehen der Künstler und der Imperator dahin. Vor dieser Größe, wie vor dem Fall, der ihr beständig droht, habe ich Magdalene bewahrt. Es gibt keine Mutter, die sich dieser Tochter nicht freute und rühmte. Ein junger Mann, mit dem sie die schönsten Jugendjahre gemeinsam verlebt hat, den Sie achten, wie ich ihn lieben gelernt habe, gibt ihr sein Herz und seinen Namen. Das ist keine Liebe, wie die unserige es war, es ist eine deutsche Liebe, keine stürmische, aber eine festhaltende Neigung. Vereinigen Sie Ihre Bitte mit der meinigen, Egbert, um das schwergekränkte Herz der Mutter und der Künstlerin zu versöhnen."

Er hatte mit so edlem Anstand, in so gehaltener Männlichkeit gesprochen, daß selbst Benjamin, der Aristokratensfeind, nicht umhin konnte, durch ein Nicken mit dem Kopfe seine Billigung auszudrücken.

Gerade das Einfache und Schmucklose der Worte des Grafen machte den tiefsten Eindruck; gleich fern

waren sie der Ueberhebung wie der Anklage geblieben. Und wie er nun Magdalenens Hand ergriff, Egbert seiner Verlobten zur Seite trat, hatte die Gruppe dieser drei etwas so Freies, Anmuthiges und Ergreifendes, daß Athenais keine andere Erwiderung fand, als den rechten Arm um Magdalenens Leib zu schlingen und die Linke nach Egbert auszustrecken.

„Klytämnestra und Iphigenie“, lachte Benjamin, um mit einem poetischen Bilde den Vorgang zu schließen und die hochwallenden Wogen der Empfindung in ein breiteres und ebeneres Bett zu leiten. „Achill wird zugelassen, Agamemnon steht wie bei allen Poeten zur Seite.“

„Meine Tochter!“ jauchzte darüber Athenais. „Wie schön bist Du! Und Du kommst zu mir? Du schämst Dich Deiner Mutter nicht?“

„Ich wollte mein Glück nur aus Ihrer Hand, nur mit Ihrem Segen empfangen“, sagte Magdalene, die sich trotz alledem vor der leidenschaftlichen Hefigkeit der Sängerin fürchtete. „Aber Sie dürfen auch meinem Vater nicht mehr zürnen.“

„Sie zürnt mir nicht mehr“, entgegnete Wolfsegg. „Ihre Hand, Athenais! Das waren tolle und doch schöne Tage, die wir mit einander durchschwärmt. Wie könnten wir sie vergessen, auch wenn wir wollten! Ein

Morgen, aus dem nun Mittag geworden ist; wohl uns, daß wir uns noch vor dem Abend wiedergesehen haben.“

„Ulrich!“

Die Sängerin ließ ihre Tochter los und reichte dem eini geliebten Mann beide Hände hin.

„Mit dem Herzen ist es doch nichts mehr, da nehmen Sie die verschlungenen Hände als Symbol der Freundschaft!“

Und den Kopf nach Benjamin wendend, sagte sie:

„Agamemnon! Jawohl, solch ein Tyrann war er immer; man mußte sich vor ihm beugen. Damals habe ich im Stillen oft gedacht: Es ist gut, daß wir keine Deutschen sind. Mit zwei Duzend Edelleuten wie dieser trozige Graf da, glauben Sie nicht, Bourbon, unsere Revolution hätte die Partie verloren?“

„Vielleicht wären wir mit solchen Herren zu einer Republik Washington's gekommen“, meinte Benjamin; „so sind wir im Cäsarenthum stecken geblieben.“

Der Diener zündete die Kerzen an; in dem Austausch von Erzählungen und Mittheilungen, die nur je zuweilen von einem Freudenausbruch der Sängerin über die wiedergefundene Tochter unterbrochen wurden, beruhigten sich die Gemüther und stimmten sich zu einer friedlichen Harmonie.

Zur selben Stunde, in der Dämmerung, wanderte der Marchese Vittorio Zambelli ruhelos und einsam in den Gängen des Gartens hinter seinem Hause auf der Chaussee d'Antin. Wie seine Feinde behaupteten, war das kleine, von außen wie im Innern gleich zierliche und kostbare Haus seine „Ersparniß aus dem österreichischen Kriege“.

Marchese, Adjutant des Kaisers, im Besitz großer Güter, seinem kühnsten und leidenschaftlichsten Wunsche, die Hand Antoinettens zu erwerben, näher als je gekommen, fühlte sich Zambelli auf diesem Gipfel seines Glücks von einem plötzlichen Schwindel ergriffen. Er hatte an diesem Tage keinen Dienst im Palaste gehabt, aber das Gerücht von jenem Zufall im Tuileriengarten war, wie zu Athenais, auch zu ihm gedrungen.

Eine Bevölkerung, wie die heftige und hastige, eitle und marklose von Paris, die mehr von einer Aufregung zur andern zittert, als ruhig in Arbeit, in Gedanken und Genüssen lebt, braucht beständig Neuigkeiten, um damit zu spielen und sich daran zu erhitzen. Da politische Gegenstände unter der Herrschaft Napoleon's nicht öffentlich verhandelt werden durften, blieben der Erregtheit und Phantasie der Pariser nur die kleinen Vorfälle des Privatlebens, Hof- und Theateranedoten übrig.

Mit Blitzesschnelle hatte sich darum die Geschichte der wahnsinnigen Bettlerin verbreitet. Was den Reiz derselben erhöhte, war die vornehme Dame, die darin mitspielte. Mit boshaftem Gelächter flüsterte man sich den Namen der jungen Marquise Antoinette von Gondreville zu. Man gönnte ihr die peinliche Demüthigung, diese Scene, die sie bloßstellte. Die altaristokratischen Damen vergaben ihr nicht, daß sie eine Stellung am Hofe des Kaisers angenommen; die aus der Revolution emporgestiegenen haßten sie wegen ihres Hochmuths.

Von ihren Beziehungen zu Napoleon wagte Niemand zu sprechen, aber sie hatten die Mißgunst und Eifersucht der Mademoiselle Mars erweckt, die sich bisher in diesem Punkte für unantastbar gehalten. Wenn der Kaiser überall seine Späher hatte, so gab es Andere, die ihn belauschten: Kammerdiener, denen die Kenntniß der einen oder andern Wichtigkeit in ihren eigenen und in den Augen des Publikums eine ungemaine Wichtigkeit verlieh. Von ihnen hatte Mademoiselle Mars und durch sie wieder das große Publikum erfahren, daß der Kaiser unmittelbar nach jener Scene eine lange Unterhaltung mit der Marquise gehabt.

Diese Mittheilungen wirkten niederschmetternd auf den Marschese. Leicht konnte er das Lückenhafte der-

selben ergänzen. Nicht, wie er gehofft, hatte sich die braune Christel aus Verzweiflung getödtet, war nicht in dem ungeheuren Babel den Versuchungen zum Opfer gefallen; sie lebte, das Graunbild seines Verbrechens. Durch irgend einen Zufall hatte sie von seiner Werbung um die Marquise gehört, sich an dieselbe gedrängt — wer wußte, was das vor Eifersucht rasend gewordene Mädchen gegen ihn ausgesagt? So nahe dem Ziel und dennoch stürzen! Im Angesicht des Siegespreises herabgestoßen, als Raubmörder zu den Galeeren geschleift zu werden!

Wohin er tastete, nirgends fand er Halt.

Eine Weile beruhigte er sich damit, daß der Kaiser ihn nicht hatte vor sich rufen lassen. Antoinette konnte ihn vor Napoleon keines Verbrechens geziehen haben. Dann fiel ihm wieder ein, daß der Kaiser sich klug zu verstellen und den Schlag, den er führen wollte, lange hinzuhalten pflegte. So hatte er seit seiner Rückkehr aus Spanien im Januar 1809 die Wetterwolke über Fouché schweben lassen. Erst in diesen Tagen war der Blitzstrahl niedergeschlagen. Der General Savary war zum Polizeiminister ernannt und Fouché ungnädig, unter dem prächtigen Titel eines Gouverneurs von Rom, in die Verbannung geschickt worden. Aber auf eine so milde Entscheidung konnte Vittorio,

im Falle der Wind sich gegen ihn richtete, nicht rechnen. Gegen einen Fouché hatte Napoleon Rücksichten zu nehmen, ihn stieß er mit dem Fuße fort, wie ein häßliches und gefährliches Gewürm.

Was fürchtest du denn? rief daneben der Troß und die Berwegenheit in Vittorio's Busen. Wird Antoinette den Worten einer Wahnsinnigen Glauben schenken? Und ist es so gewiß, daß überhaupt von mir gesprochen wurde? Können alle diese Einzelheiten nicht von Schwärmern und Geschichtenträgern erfunden worden sein? Eine Bettlerin naht sich bittend einer Dame. Bei ihrem Anblick stutzt diese; ihr kommt das Gesicht der Armen bekannt vor. Auch in dem entstellten blöden Antlitz der Bettlerin zuckt ein Wiedererkennen auf. Antoinette entsinnt sich des braunen Mädchens aus dem Aurachgrunde. Als die Bettlerin mit ihrem Namen angeredet wird, ergreift sie der Krampf, die Tobfucht. Konnte nicht Alles in dieser Weise verlaufen sein?

Vittorio wollte Gewißheit haben, noch diesen Abend. Am nächsten Tage rief ihn der Dienst an die Seite Napoleon's; bis dahin mußte er in dieser Angelegenheit klar sehen und einen Entschluß gefaßt haben.

Vielleicht lagen die Umstände so, daß es für ihn das Weiseste war, durch ein offenes und schnelles Ge-

ständniß jeder Anklage, jedem Vorwurf aus dem Munde des Kaisers zuvorzukommen.

In unscheinbarer Kleidung machte er sich auf den Weg. Er begab sich zu den Leuten, bei denen er Christel zuerst ein Asyl verschafft, in der Hoffnung, von ihnen über das Geschick und die Stimmung des Mädchens, seit er es verlassen, Genaueres zu erfahren. Von all dem Geschwäg, das er mitanzuhören hatte, war ihm nur das Eine von Wichtigkeit, daß die Dirne niemals in Zorn und Verwünschungen gegen ihn ausgebrochen sei. Sollte sie gerade zu Antoinetten so geredet haben? Es war unwahrscheinlich, aber freilich waren fast zwei Monate seit dem Tage vergangen, wo diese Leute die braune Christel aus ihrem Hause gewiesen hatten. Wie mochten Armuth und Glend sie in so langer Frist verbittert und ihren Verstand geschwächt haben!

Gedankenvoll, hin und her überlegend, ob er seine Schritte nach dem Hospital in der Rue Taranne oder nach dem Palast der Mortigny lenken sollte, irrte er durch die Straßen. Möglich, daß Antoinette schon mit ihren Verwandten Rücksprache genommen; möglich, daß es ihm gelang, bis zu dem Bett Christel's vorzudringen.

Wenn sie der Schreck bei seinem unerwarteten Erscheinen tödtete!

Daß ihn das Verderben von dieser Seite treffen

würde, hatte er nie befürchtet. Nun kamen Vorwürfe über seine Unflugheit zu spät. Er hatte nur die unerträgliche Empfindung, daß Alles um ihn in einem Wirbeltanz sich bewege und er langsam, aber unaufhaltsam mitten hineingestoßen werde. Die Sache stand auf Tod und Leben. Für ihn wie für seinen großen Meister gab es ein einziges Mittel, sich der Feindschaften und der Sorgen zu entledigen: den Tod des Gegners. Allein sicherer als in den Gassen von Paris war die Bettlerin vor ihm in dem Krankenhause. Ein armes Mädchen, das unter so sonderbaren Umständen der öffentlichen Pflege anvertraut wird, erweckt auch die öffentliche Theilnahme und Neugierde. Mit den Ärzten bemühen sich die Krankenschwestern, die Polizei, die Zeitungen um sie.

Hier fiel ihm der Fremde ein, der die Bettlerin in seiner Kutsche nach dem Hospital gebracht haben sollte. Ein Fremder war es? So sagten die Leute. Die Vermuthung lag nahe, daß es ein Deutscher gewesen, da Christel sich dem Landsman am besten verständlich machen konnte und dieser wiederum vor allen Andern Mitleid für sie fühlen mußte.

Ein Volksgedränge hemmte seinen Weg. Absichtslos ausschreitend, mit allen Kräften seines Geistes in den Irrgängen der Gedanken sich quälend und arbeitend,

war er wieder in die Nähe seiner Wohnung, nach der Chaussee d'Antin gekommen. Dort, vor dem Palast Montesson in der Straße Montblanc, stauten sich die Menschenhaufen, zumeist Leute aus den niedern Ständen, aber auch einige besser Bekleidete, die, wie er, nicht vorwärts konnten oder verweilten, weil sie nichts zu versäumen hatten.

Wagen und Karren, mit Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln, Blattgewächsen und anderem Zierrath beladen, standen vor dem Hofthor. Der ansehnliche und weitläufige Palast erhob sich zwischen Hof und Garten. Er wurde jetzt von dem österreichischen Gesandten, dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, bewohnt. Jene Wagenladungen galten dem Ballfest, das am ersten Juli von ihm dem Kaiserpaar gegeben werden sollte.

So groß und stattlich auch die Räume seines Hauses waren, für den Glanz eines solchen Festes, für den Ruhm des habsburgisch-lothringischen Hauses, das er vertrat, für die Zahl der Eingeladenen endlich erschienen sie dem Fürsten zu klein und in ihrem Schmuck zu ärmlich. Er hatte deshalb auch noch das nebenliegende Haus gemiethet; überall stellten seine Baumeister die nöthigen Verbindungen her. Die Haupterweiterung des Raums geschah nach der Seite des Gartens hin. Hier hatte man, seitwärts von den Prachtfälen des

Hauseß, einen Theil des Gartens, der über Rasenplätze, an Blumenbeeten vorbei, zu einem kleinen Gewässer, nach der tiefer liegenden Mitte führte, ganz geebnet, mit Balken überdeckt und auf diesem, aus leichtem Zimmerwerk, den riesigen Hauptsaal aufgeschlagen, der den Mittelpunkt des Festes, den eigentlichen Tanzraum bilden sollte.

Noch waren alle Arbeiter Tag und Nacht vollauf beschäftigt. Nachdem einmal der Tag des Festes unwiderruflich festgesetzt war, ruhte die Arbeit nicht mehr. Die Baumeister und Tapezierer, denen sie aufgetragen war, hatten gehofft, sie schneller zu beendigen, als es nun doch, selbst bei verdoppelter Anstrengung, gehen wollte. Immer neue Schwierigkeiten boten sich dar. Theils aus Schmeichelei, theils in der gewöhnlichen Uebertreibung der Pariser sprach man vor dem Fürsten von seinem leichten, schimmernden Bau wie von einem Wunderwerke, das Alles, was die Stadt bisher an Pracht und Herrlichkeit eines Festes gesehen, weit übertreffen würde, und reizte ihn dadurch, seine Forderungen und Wünsche hinsichtlich der Ausstattung wie der Bequemlichkeit der Anlage immer höher zu spannen. So von ihm angespornt, suchten die Baumeister und Künstler sich selbst zu überbieten. Jeder erwartete mit dem klingenden Dank des Fürsten auch einen gnädigen

Blick des Kaisers als Lohn seiner Mühen und Nachtwachen.

Munter und frisch setzte sich so die Arbeit fort, aber Aller, die dabei theilhaftig waren, fing sich allmählig eine unbeschreibliche Unruhe zu bemächtigen an. Der Fürst, sonst so gelassen und von gemessener Würde, trieb ungeduldig; seine österreichischen Landsleute, die Franzosen, denen er die Fortschritte des Baues zeigte, verfehlten nie, an ihr reich gespendetes Lob den Wunsch zu knüpfen, das so schön Begonnene möchte nun auch zur rechten Stunde vollendet sein.

Die Meister trieben die Gesellen, die Gesellen die Handlanger. Nach dem Eifer, der alle beseelte, zu urtheilen, galt es ein Werk für Jahrhunderte zu errichten, aber in der Ungeduld und Ueberreizung der Arbeit spiegelte sich, den Meisten unbewußt und von ihnen unempfunden, die ganze Vergänglichkeit und Nichtigkeit derselben wieder. Niemand sprach es aus, und doch schienen es die Massen der Arbeiter wie der Zuschauer dunkel zu fühlen, daß dieser prächtige Bau im Schmuck seiner losen und leichten Zierrathe die Nacht nicht überdauern würde, der er gewidmet war: wie der Feenpalast, den der Traum aufführt, die holde Geburt der Nacht, bei der Morgendämmerung versinkt.

In eine der vor dem Palast verweilenden Gruppen

war Vittorio gerathen. Er brauchte nicht zu fürchten, erkannt zu werden. In dem Gewimmel verschwand er unbeachtet wie jeder Andere: ein Atom, nichts mehr.

Hin und wieder gingen die Reden, die Ausrufe, die Bemerkungen über das herannahende Fest, das so große, so mannichfaltige Vorbereitungen erforderte. Die Volksstimme erklärte sich, trotz des augenscheinlichen Vortheils, der den Arbeitern wie den Kaufleuten daraus erwuchs, gegen diese verschwenderische Prachtentfaltung. In gleicher Ungunst stand bei den Parisern die österreichische Heirath wie das Fest, das sie verherrlichen sollte.

„Die Luft weht schwül. Neun Uhr Abends und noch diese unerträgliche Hitze“, sagte einer, den Hut abnehmend und sich die Stirn mit einem Taschentuch trocknend.

„Die werden schwitzen, die da drinnen tanzen müssen!“

„Glühend heiß sollen die Steine und die Balken sein. Die Werkleute müssen sie mit Wasser begießen, damit kein Feuer entsteht.“

„Sei doch kein Narr! Die Oesterreicher erfinden alle diese Fabeln, um mit ihrem Feste zu prahlen, da sie es mit ihren Siegen nicht können.“

„Und mit ihrer Prinzessin auch nicht. Mir war die Josephine lieber.“

„Als Frau? Danke bestens. Der Apfel war durch viele Hände gegangen.“

„Darum war er auch verzuckert, als ihn der kleine Corporal erhielt. Es war kein schlechtes Geschäft, Barras' Geliebte zu heirathen.“

„Pst! Pst!“ machten Vorsichtigerere.

„Und mit ihr eine Armee als Hochzeitsgeschenk zu erhalten.“

„Nun ist die Armee todt und die Frau fortgeschickt. Was wird kommen?“

„Nichts Gutes, bei der Hitze! Es steckt Fieber in der Luft!“

„Ja, ein Zehrfieber Frankreichs. Ob ihn die Oesterreicher dort unten irgendwo an der Donau wirklich am Kragen gehabt haben?“

„Das sind Lügen. Lest doch die Bulletins!“

„Seht den seltenen Vogel! Laßt Euch auf den Boulevards sehen, guter Freund! Einer, der an die Bulletins glaubt!“

Neue Menschen hatten sich in die Gruppe der Redenden gedrängt und sie zum Theil auseinander gerissen.

„Achtung! Da kommt ein Wagen! Voll Blumen und Rasen.“

„Daß sich Gott erbarme! Ausgebrannt und vertrocknet, als ob es aus der Wüste hergebracht würde!“

„Statt der Kerzen sollte der Fürst alles wohlriechende Wasser in Paris aufkaufen lassen, um damit seinen Bau zu besprengen. Ist das ein Staub und Dunst!“

„Zulezt gibt's ein Feuerwerk und ein Gewitter.“

„Es hat lange nicht geregnet. Heute früh tröpfelte es ein wenig, aber es ist nichts daraus geworden.“

„Ich habe nichts gespürt.“

„Im Tuileriengarten.“

„Ah, Ihr wart dort? Habt Ihr etwas von der Geschichte, die zwischen der Bettlerin und der Hofdame vorgefallen ist, erfahren?“

„Freilich; die Dame ging mit ihrem Liebhaber spazieren. Da stürzte die Bettlerin hervor, um ihn oder sie oder beide zu ermorden. Sie hatte ein langes Dolchmesser bei sich, so lang — und die Spitze war vergiftet. Desronais hat sie verhört. Ihr kennt doch Desronais? Das ist ein Teufelskerl.“

„Unsinn!“ unterbrach ihn ein Arbeiter im blauen Kittel und schob sich die Mütze aus der Stirn zurück. „Ihr irrt Euch, Meister. Ich war dabei. Auf diesen meinen Armen“ — und wie zum Zeugniß für die Wahrheit seiner Rede hob er seine beiden nervigen Arme

empor — „habe ich das arme Mädchen in den Wagen getragen. Sie war blutjung und leicht wie eine Feder. Dann hab' ich mich zum Kutscher gesetzt und bin mit ihr nach dem Hospital gefahren. Da hat sie kein Polizeimann, sondern der Doctor Bourdon —“

„Wer ist das?“

„Der kleine Bucklige mit dem großen Kopf. Den kennt Jedermann aus den Vorstädten. Ihr seid wohl ein Aristokrat, daß Ihr von dem braven Manne nichts wißt?“

„Erzählt doch weiter. Also Bourdon behandelt sie. Der macht sie wieder gesund, er hat ein Universalheilmittel.“

„Ihr müßt viel Geld haben“, wendete sich einer, der dem Arbeiter nicht zu trauen schien, an diesen. „So einen halben Tag zu versäumen!“

„Das Geld lag für mich auf der Straße“, antwortete der Andere. „Der vornehme Fremde, der sich der Bettlerin erbarmte, hat mir einen Napoleonsdor geschenkt.“

„Das nenn' ich anständig. Ein Fremder — wie sah er denn aus?“

„Jung und schlank, mit blonden Haaren. Ich denke, es war ein Deutscher. Und die Bettlerin auch; er nannte sie Christel oder so ungefähr, und sie verstand es gleich.“

„Welch wunderliche Geschichte! Da heißt es die Ohren spizen.“

„Ach was! Frankreich bleibt immer dasselbe. Unter Ludwig XV. steckte man die Leute, die etwas ausplaudern konnten, in die Bastille, jetzt bringt man sie in ein Irrenhaus. Ob man Ketten schleppt oder in die Zwangsjacke gepreßt wird, wo steckt da der Unterschied?“

„Diesmal stehe ich Euch dafür, daß die Sache nicht unter den Tisch fällt“, rief der Arbeiter, sich in die Brust werfend. „Meister Bourdon hatte ein langes Gespräch mit dem fremden Herrn und betrachtete sich darauf die Kranke mit Augen — ich versichere Euch, es war nicht zu spaßen mit diesen Blicken.“

„Sucht doch einmal, wie die Straße von Wagen vollgestopft ist! Nicht aus, nicht ein! Weder Arm noch Bein kann man rühren.“

„Ich prophezeie Euch ein fürchterliches Gedränge für den ersten Juli.“

„Und der umgeworfene Karren dort, und das enge Hofthor — hm, erinnert Ihr Euch noch der Höllemaschine in der Straße St.-Nicaise?“

„Aber, Freund, Ihr habt verwünscht kitzliche Erinnerungen.“

„Das wäre eine Gelegenheit! In der Nacht, im Gedränge — ein Schuß, ein Stoß!“

„Ihr werdet mit Eurem losen Maul uns alle ins Gefängniß reden. Ihr Jakobiner, Ihr gehört zum Schweiß Robespierre's!“

„Daß ich Dir nicht eins auf den Dickshädel gebe! Ich ein Jakobiner! Ich bin ein Friseur. Aber wie soll's denn anders enden als so?“

Er knallte mit den Fingern, wie um einen Pistolenschuß nachzuahmen.

„Du wirst doch den Napoleon nicht auffressen!“

„Das ist ein Polizeispion! Prügelt ihn durch! Was hat er sich in unser Gespräch zu mischen? Er hegt und wiegelt auf! Ein Friseur! Setzt ihm die Perücke zurecht! Schlagt ihn nieder!“

So durcheinander tobte die Menge, durch ein Nichts in Flammen gesetzt; und dem armen unschuldigen Opfer ihrer blinden Wuth dürfte es schlimm ergangen sein, wenn nicht einer auf Vittorio, der sich aus dem Getümmel zu entfernen strebte — mehr und Gefährlicheres, als er wünschte, hatte er erfahren — mit der Hand deutend, ausgerufen hätte:

„Dort geht der wahre Spion! Der in dem feinen schwarzen Rock, er trägt einen Stockdegen. Der Kerl ist mir schon längst verdächtig gewesen. Als ob er jedes Wort verschlingen wollte, horchte er auf die Geschichte, die uns der Nachbar dort von der Bettlerin

erzählte. Der läuft nun gleich zu Savary, um zu lügen und zu verleumden.“

„Ihm nach! Ihm nach! Wir sollten ihn in die Seine werfen!“

„Die Pest über das ganze Gefindel!“

„Das ändert sich auch in Frankreich nicht. Schlägt einen König todt, wählt einen Kaiser; immer obenauf bleibt die Polizei.“

Zum Glück für Vittorio war er schon außerhalb des Bereichs der Thätlichkeiten der erzürnten Menge, kaum daß er noch ihre Berwünschungen hörte. Auch schlugen sie nur wie ein dumpfes Getön an sein Ohr, ohne Eindruck auf seinen Geist. Ein einziger Gedanke hatte sein Sein und Denken erfaßt. Nicht die braune Christel, Egbert Heimwald hatte ihn verrathen. Durch eine wundersame Fügung des Geschicks war das Mädchen wie bei der Rabenmühle, wie in Wien, so hier in dem Garten der Tuilerien an diesen Mann gerathen. Sein Name war in der Menge nicht genannt worden, aber die Schilderung, die der Arbeiter von seinem Außern entworfen, sein Mitleid, seine Theilnahme für Christel, Vittorio's eigenes böses Gewissen bezeugten Egbert's Persönlichkeit.

So hatte denn die dunkle Stimme in Vittorio's Brust Recht behalten, die ihn in jener Octobernacht

im Saal des Schlosses am Traunsee vor dem blonden Egbert als vor seinem Todfeind gewarnt. Alle Versuche, ihn unschädlich zu machen, sein Schweigen zu erkaufen oder zu erzwingen, waren fehlgeschlagen. Nur das Aeußerste war noch nicht gewagt worden: ein Mord. Hätte Vittorio den Gegner vor sich gehabt, ohne sich zu besinnen, würde er ihn niedergestoßen haben.

Nicht umsonst trug er, wie der gute Bürger richtig errathen, in seinem Stock einen Degen.

Aber wo Egbert finden in dieser unermesslichen Stadt? Unter aber und aber hunderttausend Menschen? Und jede Minute, die vorübereilte, beschleunigte vielleicht Vittorio's Verderben. Diese Frist, die er, thöricht und nutzlos in den Gassen umherschleudernd, versäumte, war die letzte, die ihm das Verhängniß gewährte. Auch Egbert hatte einen Zugang zum Kaiser. Unterstützte ihn nun gar, woran er nicht länger zweifeln konnte, Antoinette, die der Heirath mit ihm entgegen wollte, so sah er sich wie einen Hirsch auf allen Seiten von Nezen, Hunden und Jägern umstellt. Sein zielloser Lauf hin und her erschien ihm wie eine Jagd, er war das gehegte Wild, mit geschwungener Geißel trieben ihn unsichtbar die Furien vor sich her.

Er bereute sein Verbrechen nicht, aber sein Gewissen fürchtete die Strafe.

In dem Hospital hoffte er die sicherste Auskunft zu finden. Vielleicht wußte der Pförtner Heimwald's Wohnung. Auch über Christel's Zustand erfuhr er Näheres.

Schon brachen die Sterne einzeln aus den düstern schweren Wolken des Himmels, als er die Straße Taranne erreichte. Nur wenig hatte sich die Schwüle des Tages gemildert; noch immer wehte der Südostwind mit erstickendem Hauch.

Athem schöpfend, noch einmal überdenkend, was er fragen, was er antworten wolle, eine Hand voll Goldstücke aus der Börse holend, um sie für jeden Fall bereit zu halten, verweilte er unter dem vorspringenden Portal des Krankenhauses. In der tiefen Nische befand sich die große, schon geschlossene Eingangsthür; daran glänzte ihm der messingene Klopfer und der Griff der Klingel entgegen. Eine Lampe brannte im Corridor, aus dem halbrunden Fenster über der Thür leuchtete ihr matter Schein.

Wie Vittorio so zögernd stand, hatte er gerade gegenüber das Haus Benjamin's. In dem Halbdunkel der Nachtdämmerung sah es noch finsterer und phantastischer als bei Tage aus. Die hell erleuchteten Fenster des Arztes fielen ihm auf, Schatten schwebten an ihnen auf und nieder. War dort die Versammlung seiner Feinde unter dem furchtbaren Gorgonenhaupt?

Ein Wagen hielt vor der Thür. Schon hatte der Kutscher, wie um seine Anwesenheit anzudeuten, einigemal unnuhig mit der Peitsche geknallt.

Ehe Vittorio die Klingel läutete, wollte er abwarten, wer das Haus verliesse.

In einiger Entfernung schlug die Thurmuhre einer Kirche die zehnte Stunde. Langsam tauchte, halb von den Wolken verschleiert, der Vollmond über dem Häusergewimmel auf.

Jetzt öffnete sich drüben die Hausthür. Zwei Damen, die Vittorio nicht zu erkennen vermochte, traten heraus, hinter ihnen stand im leisen Gespräch eine Gruppe von drei Männern. Die Schatten, die sie warfen, verriethen Egbert und Benjamin. Der Dritte sagte, den Damen die Wagenthür öffnend:

„Bleiben Sie nicht zu lange aus, Egbert! Ich bin nicht ruhig, bis ich Sie wieder an meiner Seite sehe.“

Es war die Stimme des Grafen Wolfsegg.

Nun noch ein gegenseitiges Abschiednehmen, Händedrücken — dann rollte der Wagen rasselnd durch die Straße St.-Benoist in nördlicher Richtung der Seine zu.

In der Portalnische des Krankenhauses befand sich eine Bank von Stein; Vittorio fiel beinahe darauf nieder vor Ermüdung, vor Entsetzen. Es war klar,

daß Benjamin und Egbert ihre Schritte nach dem Hospital richten würden. Wenn sie ihn hier trafen — kein Ausweg, wohin er blickte. Noch verbarg ihn die Nische. Er faßte den Griff des Degens, sei es zur Abwehr, sei es zum Schlage.

Die beiden Männer hatten dem fortrollenden Wagen nachgeschaut.

„Nun hab' ich doch einmal Glückliche aus meiner Studirstube entlassen“, sagte Benjamin. „Ich habe ein Recht, den Tag roth im Kalender anzustreichen.“

„Welchen Dank sind wir alle Ihnen schuldig! Sie sind uns ein rechter Arzt der Seele geworden. Möchten Sie es auch dem armen Geschöpf da drüben werden!“

„Wir werden ja hören, wie sie den Abend zugebracht hat. Vielleicht im Schlaf. Das würde das Wohlthätigste für ihre zerrütteten Nerven sein.“

So sprechend waren sie aus dem Dunkel des Hauses bis in die Mitte der Straße vorgeschritten.

Mit einer letzten Anstrengung hatte sich Vittorio aufgerichtet; den Rücken an die Thür gelehnt, den Stock in der krampfhaft geschlossenen Rechten, stand er wie eine Steinfigur des Portals, schwer und unbeweglich, den Hut trozig tief in die Stirn gezogen, mit starren Zügen, nur die Augen flammten düster. Von

dem untern Ende der Straße kam ein Trupp junger Leute daher; sie sangen und trieben Pöffen.

„Was ist das?“ rief stutzend Benjamin und schaute, stehen bleibend, an den Fensterreihen des Hospitals hinauf.

Der Mond leuchtete voll vom Himmel herab und in seinem Licht schimmerten die Scheiben in bläulich silbernen Tönen.

Da, wo die beiden Straßen Taranne und St.-Benoist zusammenstoßen, zog sich die lange Mauer hin, welche den Hof des Krankenhauses einschloß. Jenseits lag der eine in diesen Hof vorspringende Flügel des Gebäudes, die Vorderfront richtete sich nach der Straße Taranne. Während das Erdgeschloß ganz von der Mauer verdeckt war, konnte man im Mondlicht jedes einzelne Fenster der obern Stockwerke von dem Fahrdamm der Straße deutlich erkennen und unterscheiden.

Der Richtung folgend, die Benjamin's ausgestreckter Arm bezeichnete, bemerkten Egbert's Blicke nun auch den Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Arztes erregt hatte.

An einem geöffneten Fenster des zweiten Gestocks bewegte sich eine weiße Gestalt. Zuweilen verschwand sie in dem Hintergrund ihrer Zelle, dann erschien sie

wieder, mit einem langen Betttuch, das sie an das Fensterkreuz knüpfte, als wolle sie sich zur Flucht daran in den Hof hinunterlassen. Plötzlich stand sie auf dem Gesims, mit dem Arm sich an die Pfosten haltend. Sie war barhaupt und barfüßig. Ueber dem Hemd trug sie einen kurzen braunen Unterrock.

„Eine Mondsüchtige“, sagte der Arzt.

Obgleich er ihr Gesicht in der Entfernung nicht deutlich gewahren konnte, erwiderte Egbert, von einer Ahnung ergriffen:

„Es ist die braune Christel.“

Dies hören und entschlossen die Klingel ziehen, war für Vittorio eins.

Zur selben Zeit kamen die lustigen Sänger näher.

„Still, meine Herren“, rief ihnen der Arzt zu, „daß Sie die arme Mondsüchtige dort nicht mit Ihrem Gesang erschrecken.“

Der Trupp machte Halt.

Jetzt stand die Unglückliche auf dem schmalen Gesims ganz frei, wie in der Luft schwebend. Ein fesselndes und schreckliches Schauspiel — ruhig in den silbergrau schimmernden Wolken schwamm der Mond.

Knarrend in ihren Angeln öffnete sich die Thür des Vorderhauses.

Schon war Vittorio nicht mehr allein unter dem

Portal, einige von den jungen Leuten suchten wie er auf diejem Wege in das Haus zu kommen.

„Eine Mondsüchtige!“

Damit drängte sich Vittorio an dem erstaunten Pfortner vorüber in die Hausflur.

Indessen hatte Benjamin eine kleine Pforte in der Mauer, zu der er einen Schlüssel führte und die einen nähern Zugang in das Haus über den Hof erschloß, geöffnet.

Von dem Ruf Vittorio's, dem Geschrei des Wächters war es im Hause lebendig geworden. Die Krankenwärter, die barmherzigen Schwestern eilten zusammen, die einen in den Hof, die andern nach der Zelle der Unglücklichen.

Es war jene Bettlerin aus dem Tuileriengarten, die am Morgen als irrsinnig und in Krämpfen liegend herbeigeschafft worden war. Nach der Behandlung, die ihr Bourdon, der berühmte Magnetiseur, hatte angedeihen lassen, war sie in einen festen Schlaf gefallen. Lange hatte eine Wärterin bei ihr gewacht; im Glauben, daß der Schlaf der Kranken die Nacht über andauern würde, hatte sie sich vor kurzem entfernt. Gleich darauf mußte die Kranke erwacht sein. Vereint mochten die Mondsucht und der Wunsch, aus dem Hospital zu entfliehen, auf sie gewirkt haben.

Die im Hofe Stehenden sahen mit Grausen das Mädchen auf dem Gesims hin und her gehen. Vom Fensterkreuz herab hing das Laten; es reichte bis in den ersten Stock hinunter. Der Wind trieb es hin und her. Die Irtsinnige schien indeß ihre ursprüngliche Absicht wieder vergessen zu haben; sie setzte sich auf das Gesims nieder, mit den nackten Füßen an die Mauer schlagend, mit dem Oberkörper sich leise schwanfend bewegend, als säße sie in einer Schaukel.

Eine geringe Stütze bot ihr das Holzkreuz.

Auf ihrem blassen abgehärmten Gesicht lag der bleiche Glanz des Mondes.

Unter ihr rauschten die Wipfel der Bäume im Hofe heimlich, feierlich. Dies Gefäusel weckte einen Nachhall in ihrer Seele; es war, als würde Musik in ihr wach. Sie fing an zu singen, in halben Tönen, mit matter, klagender Stimme.

Eine schmerzliche, bebende Rührung erfaßte alle. Mit dem Flimmer des Mondes umfloß ein Zauber des Seltamen und Schaurigen die zarte, zerbrechliche Gestalt der Unglücklichen; eine geknickte Blume, die der nächste Windstoß vollends vom Stiele bricht.

Auf Benjamin's Rath hatte man eine der großen Feuerleitern des Hauses herbeigeholt und versuchte sie an die Wand zu lehnen, um so zu der Mondsüchtigen

emporzusteigen. Schon war im Hofe die Kunde verbreitet, daß sie die Zelle verschlossen habe. Andere schlugen vor, Betten auf dem Erdboden auszubreiten, gleichsam um sie auf denselben aufzufangen. Egbert, der unter ihnen die Zustände des braunen Mädchens, ihr Nachtwandeln und ihre geistige Verstörtheit am besten kannte, vertraute ihrer natürlichen Behendigkeit, ihrer Geschicklichkeit im Klettern; er hatte sie oft die steilsten Stege mit geschlossenen Augen sicher wandeln gesehen und rieth von jedem Versuche, ihr nahe zu kommen oder sie durch einen Zuruf zu erschrecken, ab. Nach einer gewissen Zeit werde sie ruhig in ihr Gemach zurückkehren.

In der That schien er Recht behalten zu sollen. Mit dem Arm das Fensterkreuz umklammernd, richtete sich Christel empor und stand aufrecht, lauschend, als vernähme sie aus der Ferne einen bekannten, geliebten Ton.

Im Hofe wurde Alles auf einen Wink Benjamin's still. Unterhalb des Fensters, in die dort befindlichen eisernen Krammen, hatte man die Leiter festgefügt; es schien für einen starken und entschlossenen Mann nicht schwer, die Kranke von den obern Sprossen aus zu ergreifen und festzuhalten. Bei ihrer Schlankheit und Jugendlichkeit war dann das Hinabtragen eine leichte Mühe.

Darüber hatten auch die Leute im Innern des Hauses in die verschlossene Zelle einzudringen versucht. Ohne Gewalt war die Thür nicht zu öffnen, da sie von innen verriegelt.

„Hat das Zimmer nur diesen einen Zugang?“ fragte Vittorio.

Durch das Herrische und Bestimmte seines Auftretens hatte er unter den Wärtern, Dienern und Mägden, welche in der allgemeinen Aufregung Ruhe und Besonnenheit verloren, trotzdem er allen fremd war, rasch Geltung und Gehorsam erlangt.

Man erinnerte sich, daß aus Christel's Zelle eine Thür in eine kleine Kammer mit dem Ausgang nach dem Corridor führte, welche während des Winters zur Aufbewahrung von Holz diente. Allein die Mägde versicherten, diese Thür sei immer geschlossen.

„Eine Prüfung schadet nichts!“ entgegnete Vittorio.

Die Kammer war leer; einem kräftigen Handdruck gab die Thür nach. Doch Keiner wollte sich als erster in die Zelle der Mondsüchtigen wagen. Entschlossen drängte Vittorio die Andern zurück; schon wichen sie ihm aus; die wilden, in ihm wogenden Gedanken verbreiteten ein eigenes Grauen um ihn. So stand er in der Oeffnung zwischen Kammer und Zelle, barhaupt — durch die niedrige Kammer gebückt schreitend, hatte

er den Hut vom Kopfe verloren — ein dunkler Schatten, der weithin auf die mondbeschienenen Dielen fiel. Nur auf seinem Antlitz, das die zerzausten dunklen Haare finster umrahmten, irrte ein Flimmern des Lichtes hin und her.

Empfand Christel die Nähe des schrecklichen, des geliebten Mannes? Während sie bisher ihr Gesicht dem Monde zugekehrt, wendete sie sich, auf dem Gesims stehend, den Arm noch immer um das Fensterkreuz geschlungen, der Stelle zu, wo er stand, als träfe sie der Strahl seines Blickes und bestimmte ihr, der Unbewußten und Widerwilligen, Richtung und Haltung. Ein leiser süßer Ton schwirrte durch den engen dürrigen Raum.

„Vittorio!“ entschwebte es als letzter Liebesruf den todblassen Lippen des Mädchens.

Verdiente dieser Ruf nicht eine Antwort?

„Christel!“ sagte er nicht laut, nicht leise, aber mit jenem scharfen, herzdurchbohrenden Ton, den sie nur zu oft von ihm gehört hatte.

Und indem sie nun die geschlossenen Augenlider öffnete, die Arme nach ihm ausbreitete, nicht bemerkend, daß sie ihre einzige Stütze losließ, verlor sie auf dem schmalen Gesims das Gleichgewicht und stürzte rücklings auf das Pflaster des Hofes. Eben hatte der

Blonde Egbert den Fuß auf die Leiter gesetzt, um zu ihr emporzuklimmen.

Vielleicht tödtete sie schon der Druck der Luft und die Gewalt des Falles. Unten lag sie todt, mit zerschmetterter Hirnschale.

Eine finstere Wolke ging ihn verhüllend über den Mond. In der Dunkelheit, die während einiger Sekunden die Zelle erfüllte, hatte Vittorio den Riegel von der Hauptthür geschoben und war hinausgegangen. Niemand hinderte, Niemand bemerkte ihn, noch dachte einer an ihn. Der entsetzliche Ausgang des Schauspiels beschäftigte alle. Erst als ein höherer Polizeibeamter im Hause erschien und an Ort und Stelle die Thatsachen über den Tod der Bettlerin aufnahm, welche für einen Augenblick sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, erinnerten sich die Leute des Fremden, der zuerst die Zelle Christel's betreten. Aber ihre Beschreibungen paßten nicht zu einander, und der Beamte ging darüber als über einen nichts bedeutenden Zufall hinweg. Da ward bei der Besichtigung der Kammer der Hut gefunden. Schweigend nahm ihn der Commissar an sich.

Der Hut Vittorio's war in der Hand Desronais'.

Drittes Kapitel.

Wer hätte sagen wollen, ob in diesen Abendstunden des ersten Juli innerhalb oder außerhalb des Palastes der österreichischen Botschaft zu Paris das Gedränge, die Unruhe, die Erwartung irgend eines unvorhergesehenen Ereignisses größer und stärker war? Drinnen die Gesellschaft, die eingeladenen Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper, die auf einer zu diesem Zweck eigens hergerichteten Bühne eine Pantomime mit österreichischen Volkstänzen aufführen sollten, eine zahlreiche Dienerschaft, eine Abtheilung der kaiserlichen Garde in ihren prächtigsten Uniformen, bestimmt, im Hofe und an den Eingängen Ehren- und Sicherheitsdienst zu leisten; draußen eine schaulustige, aufgeregte, von Minute zu Minute wachsende Volksmenge. Lange vor Anbruch der Dunkelheit war das ganze Haus erleuchtet worden.

Aus den tausend bunten Lampen und farbigen Ballons, die den Garten magisch erhellten, strömte ein schillerndes Licht weithin; halb Paris war in Bewegung.

So ausschließlich hatte das Fest des Fürsten Schwarzenberg seit einer Woche die Gemüther in Spannung erhalten, daß an diesem Abend Niemand ein besseres Vergnügen wußte, als in der Montblancstraße der Dinge zu harren, die kommen würden.

Beschränkte sich auch der Genuß der Meisten nur darauf, die Federhüte der Herren, den Kopfschmuck der Damen, ein wallendes Kleid in einiger Entfernung zu erblicken, so überwog doch der Reiz, dabei gewesen zu sein, die Geringsfügigkeit des Genusses.

In dem wilden Getümmel hatten die Polizeidiener Mühe, Ordnung und eine freie Bahn für die heranziehenden Wagen zu schaffen. Denn Alles wollte am Portal die ankommenden Gäste, den Kaiser und die Kaiserin sehen. Die Neuigkeitsfrämer und die Schwärzer waren unerschöpflich in der Erfindung von Anekdoten, Fabeln und Behauptungen. Einige verknüpften das Ballfest mit der Geschichte jener Bettlerin aus dem Tuileriengarten, die ein so unheimliches Ende genommen. Schon hieß es, die Unglückliche sei aus dem Fenster herabgestürzt worden. Trotz der vielen Augenzeugen des schrecklichen Vorfalls, die das Gegentheil aussagten,

hing die Volkspheantasie an diesem Wahn fest und malte ihn sich mit Hülfe jener geheimnißvollen Person, die plötzlich im Krankenhause erschienen und ebenso plötzlich wieder daraus verschwunden war, und ihres von Desronais erbeuteten Gutes bis in alle Einzelheiten aus. Der Uebergang von der Bettlerin zu diesem glänzenden Feste wurde leicht gemacht. Nicht Wenige waren der Meinung, der Schuldige würde sich gerade während des Balles verrathen. So ganz unmöglich dünkte es Manchem nicht, daß die Bettlerin als rächendes Gespenst unter den Tanzenden auftreten würde. Daneben liefen dann die Gerüchte von Verschwörungen und Mordversuchen gegen Napoleon, die seit der Schlacht von Aspern nicht weichen wollten und gerade aus dem Geheimniß, mit dem der Kaiser das Attentat des jungen Stappß hatte umhüllen lassen, die reichste Nahrung zogen.

In dieser bunten, lärmenden, neugierigen Menge gab es nicht einen Einzigen, der für solche abenteuerliche Vermuthungen einen bestimmten Grund gehabt, ja dem sie nur ernstlich am Herzen gelegen; es mußte eben die Zeit des trägen Wartens durch Reden verkürzt werden. Je tollere Märchen einer vorbrachte, auf desto lautern Beifall konnte er rechnen. Freilich geriethen oft schon im nächsten Augenblick seine Erfin-

dungen über dem Einfall eines Andern oder bei dem Anblick einer glänzenden Carrosse in Vergessenheit.

Tiefer als die müßige Menge draußen waren in den geschmückten Festräumen der Graf Wolfsegg und Egbert von den Eindrücken der letzten Tage bewegt, von Ahnungen umdämmert. Ihre Gemüther waren nichts weniger als zu Festfreude gestimmt, und es hatte der ausdrücklichen Bitte des Fürsten Schwarzenberg an den Grafen bedurft, ihn zur Annahme der Einladung zu vermögen. Egbert hatte gehofft, in seiner bescheidenen Stellung derselben zu entgehen, aber Metternich hatte den Fürsten auf ihn aufmerksam gemacht und zugleich hervorgehoben, mit welcher Ruhe und mit wie günstigem Erfolge er sich in La Malmaison und in Schönbrunn vor Napoleon bewegt habe. Es schien angemessen, dem Kaiser unter so vielen Oesterreichern, die ihm völlig fremd und vielleicht unsympathisch waren, auch ein bekanntes Gesicht vorzuführen. Widerstrebend hatte Egbert sich gefügt und seine Hauptmannsuniform angezogen; er konnte kaum daran zweifeln, daß ihn Napoleon erkennen und anreden würde. Ihm aber schweiften die Gedanken weit hinweg von den tragiſchen Begebenheiten des letzten Jahres, er sehnte sich nach Stille und friedlichem Glück. Wollte der Sturm, der ihn so lange umhergetrieben, noch immer nicht enden? Vor den

Augen des Kaisers hangte er nicht, allein er mochte diesen bösen Blick des Imperators nicht mit in sein neues Leben hinübernehmen.

Und nicht nur Napoleen, auch Antoinetten würde er begegnen. Ein Abschied, diesmal wohl auf Nimmerwiedersehen, stand ihm bevor. Weder ihm noch dem Oheim hatte sie bisher ein Lebenszeichen gegeben. Wollte oder konnte sie von seiner Eröffnung über den Marchese Zambelli keinen Gebrauch machen? Verlegte es ihren Stolz, die Hülfse Wolfegg's anzurufen? Getraute sie sich die Kraft zu, ihr Schicksal allein zu gestalten? In dem Gewühl des Festes würde er die Wahrheit erfahren.

Das Gewebe, in das er an jenem Octobernachmittag in der Murachschlucht gerathen, hielt ihn unbittlich fest. Wenn er jetzt, einsam unter den vielen Menschen, darüber nachsann, war es zu spät, sich der Schwäche anzuklagen, daß er nicht rechtzeitig den Verlockungen, die ihm ein glänzendes Geschick vorspiegelten, widerstanden, daß er sein und Magdalenens Glück gefährlichen Prüfungen ausgesetzt habe; heute that er hoffentlich den letzten Schritt für immer aus dem Zauberkreise des Imperators heraus.

Dem Wunsch des Fürsten gemäß hatten sich die Oesterreicher zuerst in seinem Hause eingestellt; sie sollten

gleichsam insgesammt als Vertreter ihres Landes die französischen Gäste empfangen. Mit ihnen zugleich waren die Mitglieder der preussischen Gesandtschaft gekommen; es lag dem Fürsten daran, dem Kaiser gegenüber die Einigkeit zu betonen, die zwischen den beiden einzig noch unabhängigen Staaten des ehemaligen deutschen Reichs herrschte.

Jeder wußte, daß dem Kaiser die Preußen verhaßt waren; auch jetzt noch machte man den Fürsten darauf aufmerksam, aber er antwortete darauf in seiner vornehmen Weise:

„Kann sein, ich aber liebe sie mehr als die Franzosen.“

Und Wolfsegg bemerkte:

„Sie thun recht, mein Fürst; wir credenzen ihm in einem goldenen Becher unsern Wein; wenn ihm der Wein nicht behagt, kümmert es uns?“

Trotz der Heirath der Erzherzogin, trotz des Bündnisses, das Oesterreich mit Frankreich geschlossen, wollte Keiner in diesem Kreise seinem Deutschthum entsagen. Ueber dem Portal des Ballsaals prangte in riesengroßen Buchstaben als Transparent die deutsche Inschrift:

Mit sanfter Schönheit Reiz strahlt Heldenkraft verbunden,
Heil! Heil! Die goldne Zeit ist wieder uns gefunden!

„Die goldene Zeit!“ spottete ein Wigbold. „Durch dies Thor gehen wir zu einem Kriege mit Rußland.“

Indeß blieben die lauten Ausbrüche des unverföhnlichen Hasses vereinzelt; eine heitere Stimmung strömte aus den muntern Klängen der verschiedenen Orchester, der gefälligen Pracht der Räume aus. In ihnen war das Kostbare mit dem Zierlichen und dem Lustigen anmuthig vereinigt.

Von den rohen Breterwänden des Ballsaals war auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Nur aus Gaze, Musselin, aus Blumen und Spiegeln, aus golddurchwirkten Tapeten, aus schimmernden Säulen schien das Ganze zu bestehen. Außen schützte Wachseleinwand die Decke und die Wände gegen die Einflüsse der Bitterung, vor allem gegen ein Gewitter, das man für den Abend des ersten Juli vorausgesagt.

Selbst auf Egbert's schwermüthige Laune wirkte der Anblick des herrlichen Saales, als er mit den Andern vom Garten her über mehrere breite, wohlangelegte Stufen zu dem Portal hinauf und durch dasselbe hineinschritt, erheiternd und befreiend. Licht und freudig war hier Alles; mit der Schwere schien auch der Trübsinn verbannt. Ein frischer Luftzug, mit den Düften der Blumen vermischt, wehte vom Garten herein. In den Wandspiegeln, in den Krystallen der

der Kronleuchter brach sich das Licht der Kerzen in den Farben des Regenbogens; ein Flimmern und Glitzern überall. Hielten Geisterhände diese mächtigen Kronen in der Schwebel? So leicht hingen sie an Blumenketten, die von goldenen und silbernen Schnüren durchzogen waren, von der Decke herab, daß der Betrachter stutzte, ob in der That diese losen und zierlichen Gewinde die schwere Last tragen könnten. Und diese Kränze und Borhänge, diese Schleifen und Guirlanden, die sich hier in einander schlangen, dort aus einander flossen, setzten sich durch den ganzen Saal fort, ließen nirgends eine Lücke und verbargen die strengen und kahlen Formen der Architektur in ihrem leise auf und nieder wallenden Schleier. Ein Saal wie aus schimmernden Abendwolken aufgebaut, von Melodien durchrauscht.

Dem Haupteingang gegenüber, im Hintergrunde des Saales, auf einer erhöhten Treppenstufe, die mit Teppichen belegt war, standen zwei reichverzierte Thronessel, mit dunkelrothem Sammt bezogen, für den Kaiser und die Kaiserin. Sie ruhten auf vergoldeten Löwenfüßen und die Rücklehnen schmückte das Napoleonische Wahrzeichen. Vor der Estrade breitete sich der Raum für die Tanzenden aus. An der einen Langseite des Saales, in seiner halben Höhe, war eine Bühne für die Musiker errichtet; ihr gegenüber zog

sich nach der Gartenseite hin eine im Stil und Schmuck des Saales erbaute Gallerie von mäßiger Länge und Breite, die zugleich in die Gemächer des Hauses wie in den Garten sich vielfach öffnete und der Gesellschaft, im Falle die Hitze im Saale selbst zu drückend, die Ueberfülle zu groß werden sollte, eine willkommene kühlere Zuflucht bot.

Bewundernd ging Egbert an der Seite Wolfzegg's umher. Es war ihm lieb, sich des Anblicks der ganzen Schöpfung erfreuen und die Schönheit des Einzelnen, noch ungestört von dem Andrang der Gäste, behaglich mustern zu können. In dem weiten Raum verloren sich beinahe die Wenigen, die schon beisammen waren. Auch floß das Wort, da jeder sich unter Gleichgesinnten wußte, freier und leichter vom Munde. Der Geschmack wie die Prachtliebe des Fürsten Schwarzenberg fanden die allgemeinste Anerkennung.

Wie stark auch die Abneigung der Meisten gegen das Franzosenthum und Napoleon war, es schmeichelte dem deutschen Stolge, dem Kaiser ein so würdiges und so großartiges Fest bereitet zu haben. Nur Wolfzegg beharrte bei seiner Meinung, dem Sieger müsse der Besiegte immer in der Farbe der Trauer, in schwarzer Rüstung entgegentreten.

„Gehet doch mit all Euren Friedensversicherungen“,

sagte er unwillig. „Ihr glaubt nicht daran und jener Mann auch nicht. Er erspäht den Augenblick, wo er uns ganz zertreten kann, und wir —“

Er vollendete nicht; der Hausherr kam mit der Frage heran, ob den Herren Alles gefiele, ob noch etwas rasch zu bessern sei.

„Ich fürchte“, meinte er mit halbem Lächeln, „der Tanz wird hier mehr eine saure Arbeit als ein Vergnügen sein. Es ist jetzt schon schwül im Saal.“

Als alle im Kreise umher ihn des Gegentheils versicherten, hörte man deutlich eine Stimme sagen:

„Es riecht brandig.“

Die Umstehenden blickten einander scheu und verwundert an; einer schien den andern zu fragen: Hast du das häßliche Wort ausgestoßen? und jeder die Verantwortlichkeit dafür abzulehnen. Der Fürst hatte sich entfärbt, noch tiefer und schärfer war der sorgenvolle Zug um seinen Mund geworden, den die vertrauten Freunde nicht ohne Unruhe seit dem Beginn des Abends in seinem Gesicht bemerkten.

Unwillkürlich hatten sich die Augen aller nach den Kronleuchtern gewendet; die Kerzen brannten ruhig und still.

„Wenn doch ein Unglück —“ sagte der Fürst schwer aufathmend.

Rasch kehrte er sich zu einem der Diener um:

„Ist ein Herr aus der Polizeipräfectur anwesend?“

Und während der Diener davoneilte, setzte er erläuternd für seine Gäste hinzu:

„Mir ist von französischer Seite dieser Wunsch ausgedrückt worden. Bei einem Gedränge der Volksmassen — die Herren wollen selbst für die Sicherheit ihres Kaisers einstehen —“

Ein Mann in Festkleidung wie alle Andern war unversehens in den Kreis getreten und stellte sich dem Fürsten vor, ihm eine Karte überreichend.

„Von dem Herzog von Rovigo“, sagte Schwarzenberg, einen Blick darauf werfend. „Sie sind, Herr Desronais —“

„Polizeicommissar. Der General Savary hat mir die hohe Ehre erwiesen, mich zu Ihrem Feste zu senden, mein Fürst.“

„Ich freue mich Ihrer Anwesenheit, mein Herr, und danke dem Herzog, daß er von seinen trefflichen Beamten den trefflichsten für mich ausgewählt hat. Sie besorgen nichts, was das Wohlbehagen der kaiserlichen Majestäten stören könnte?“

Drinnen nichts und für die Straße sind weder Sie, mein Fürst, noch ich verantwortlich.“

Die Unterredung wurde abgebrochen. Mit der

Meldung, daß die ersten Wagen mit den französischen Gästen vorführen, kamen die Diener herbei, der Fürst verließ den Saal, um sich zu dem Empfang derselben nach den Gemächern des eigentlichen Palastes zu begeben.

Die durch Stellung und Geburt Hervorragendsten unter den deutschen Herren schlossen sich ihm an. So gern er an Egbert's Seite geblieben wäre, konnte sich Graf Wolfsegg dieser Pflicht nicht entziehen.

Eine geraume Weile befand sich Egbert so beinahe allein in dem Ballsaal mit Desronais. Stumm gingen sie nebeneinander her; Desronais überflog mit kundigem Auge Alles, besichtigte die drei Ausgänge; außer den beiden größern durch die Gallerie und das Hauptportal gab es noch einen dritten unmittelbar hinter den Thronsitzen durch eine schmale, verdeckte Thür nach dem Innern des Hauses.

Plötzlich ergriff er Egbert's beide Hände, schüttelte sie und rief:

„Ich freue mich, Ihre liebenswürdige Braut nicht hier zu erblicken. Es wird heiß werden; wohl denen, die draußen sind!“

„Sie erschrecken mich, Desronais! Ist irgend ein tückischer Anschlag vorbereitet, will man boshafterweise Hand an diesen Festsaal legen?“

„Wohin gerathen Sie? Ich weiß nichts von Ver-

schwörungen, nichts von Anschlägen. Aber das Ganze, das Ihnen so bewunderungswürdig erscheint, kommt mir wie eine ungeheure Mausefalle vor. Bricht hier durch einen Zufall Feuer aus —“

„Diese Vorstellung beunruhigte vorhin das Gemüth des Fürsten. Man sollte für Wasser und Spritzenleute sorgen.“

Desronais schüttete sich vor Lachen aus.

„Weiser Salomo, so klug waren wir auch! Die Leute sind da und werden ihre Pflicht thun. Allein wider Feuer und Revolutionen — auf Wiedersehen, ich rette mich für einen Augenblick in den Garten und überlasse Sie den schönen Damen, die dort eintreten.“

Von den Vorjalen des Hauses aus, durch die Gallerie, drang nun der Strom der Gesellschaft in den Ballsaal. Selten war in einem Raum so viel Schönheit und Ruhm, so viel Glanz und Reichthum vereinigt. Bei dem Eintritt in den Saal wurde jede Dame mit einem Blumenstrauß beschenkt. Die prächtigen, weich niederfließenden, nach griechischer Weise lang nachschleppenden Gewänder; der phantastische Haarpuz von Perlen und Edelsteinen, von seltenen Federn und Blumen, die malerisch bald in diesem, bald in jenem Wurf über die nackten Schultern geworfenen Shawls in ihren hellen bunten Farben ge-

währten bei der strahlenden Beleuchtung ein herrliches Schauspiel. Dazwischen die verschiedenartigsten Uniformen der Männer mit den blizenden Orden und Schnüren, welche die Schönen in der Mitte des Saales, wie ein schwerer stattlicher Rahmen ein heiteres Bild, umrahmten.

Unter diesen Königen und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, diesen Großwürdenträgern eines seltsamen Reichs, die einen berühmt durch ihre Ahnen, die andern berühmter durch ihre Thaten, diese als Heerführer und Staatsmänner gefeiert und gefürchtet, jene mit allen Verbrechen der Revolution beladen, Königsmörder und Diebe mit unreinen Händen — in dieser Gesellschaft von Helden und Spitzbuben, von tugendhaften Frauen und gekrönten Dirnen war Egbert wie ein verlorenes namenloses Sandkorn. Niemand kümmernte sich um ihn, Niemand beachtete ihn. Viele von den Eingeladenen jedoch befanden sich in seinem Falle: junge Männer, die in einem so erlauchten Kreise keinen Anspruch darauf erheben konnten, bemerkt zu werden, und die bis zum Anfang des Tanzes ihr Vergnügen auf eigene Hand suchen mochten.

An flüchtigen Begrüßungen, an einem kurzen Gespräch mit einigen der kaiserlichen Hofherren, die sich seiner noch von jenem Sonntagabend in Malmaison

erinnerten, fehlte es Egbert nicht. Doch konnte er sich still und gelassen im Anschauen des Festes ergehen. Es glänzte mehr nach außen, als daß es im Innern freudig und fröhlich gewesen wäre. Jeder lautere Ausbruch der Munterkeit war schon durch die Anwesenheit der fürstlichen Personen, durch die Erwartung, daß der Kaiser und die Kaiserin jeden Augenblick eintreten könnten, gedämpft. Aber bei aller Mühe, die sich Deutsche wie Franzosen gaben, sich einander zu nähern und einen herzlichern Ton anzuschlagen, wollte es nicht gelingen, die herrschende Steifheit und Kälte zu verbannen. Wie man die elenden Breterwände und Holzbalken mit den feinsten und schimmerndsten Stoffen bekleidet, so verhüllte die Höflichkeit und die gewohnte gesellige Form, in der geschickten Verbrämung der französischen Sprache, die Mißachtung der Sieger und den Haß der Besiegten.

Leichter fanden sich dem Anschein nach die Damen zusammen. Die beiden Fürstinnen Schwarzenberg — die eine die Gattin, die andere die Schwägerin des Botschafters — waren die edelsten und geistvollsten Wirthinnen und vermittelten feinsinnig und liebenswürdig hinüber und herüber die Bekanntschaften.

Allmählig hatte sich der Saal gefüllt. Die Sitze an seinen beiden Langseiten waren von den Damen

men eingenommen; hinter den Sesseln standen die Herren.

Schon hatten sich hier und dort einzelne Gruppen gebildet, die, wie es schien, während des Festes zusammenbleiben wollten. Als dann ein Trommelwirbel erklang, das Gerassel der Waffen, der Commandoruf der Offiziere vom Hofe herüberschallte, die Ankunft des Kaisers verkündigend, Alles aufstand, sich ordnete, das Gespräch zum Geflüster herabsank, lag über dem Ganzen doch ein eigener Zauber. Die Versammlung vereinigte in sich Würde und Anmuth, zugleich das Schöne mit dem Majestätischen.

Marie Louise an der rechten Hand führend, schritt Napoleon durch die Gallerie; an dem Portal des Hauses hatten ihn die Familien Schwarzenberg und Metternich empfangen und geleiteten ihn durch die Festräume. Ihm zur Linken ging der Fürst Karl. Ein glänzendes Gefolge von Hofdamen, Adjutanten, Kammerherren wandelte ihnen langsam nach.

Bei dem Eintritt des Kaisers in den Saal begann das Orchester einen rauschenden Triumphmarsch zu spielen. In die Nähe der für die Majestäten bestimmten Bühne gerathen, vermochte Egbert vom günstigsten Standpunkt aus das kaiserliche Paar zu betrachten und seinen Gang durch den Saal zu verfolgen. Marie

Louisens deutsche Schönheit, ihre volle Gestalt, ihr blondes Haar, die Güte und Kindlichkeit ihres Antlitzes bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu dem dämonischen Ausdruck der Persönlichkeit Napoleon's. Mit seinem düstern Blick übersflog er den Raum, die Gesellschaft; er neigte den Kopf seitwärts zu dem Fürsten und schien eine Bemerkung des Lobes fallen zu lassen. Aber sein Gesicht blieb starr und milderte seinen Ernst nicht einmal durch den Schatten eines Lächelns.

Erst gemessenen Schrittes, dann immer schneller, als langweile ihn das Schauspiel, ging Napoleon durch die Mitte des Saales; ehrfurchtsvoll trat die Versammlung nach beiden Seiten auseinander. Wohl grüßte er, rief auch im Vorüberschreiten diesem und jenem ein Wort zu, aber ohne Huld und Freundlichkeit. Solche Feste ermüdeten ihn, weil sie ihm einen Zwang auferlegten.

Noch zur rechten Zeit, ehe sich der Kaiser auf dem Thronessel niederließ, hatte sich Egbert aus der Nähe des Gewaltigen gerettet und suchte durch den Saal, hinter den Stühlen entlang gehend, den Garten zu gewinnen. Es war nicht allein Napoleon, den er floh. Unmittelbar hinter der Kaiserin, in dem ganzen Stolz ihrer Schönheit, war Antoinette gegangen. Er hatte sie von seiner geborgenen Stätte aus genau beobachten

können und nichts von jener Ergriffenheit und dem rührenden Reiz in ihren Zügen entdeckt, die ihm vor wenigen Tagen in der nebeligen Morgenfrühe, unter den Kastanien der Tuilerien, schöne träumerische Stunden der Vergangenheit zurückgerufen und sein Herz mit einem unbeschreiblich süßen Gefühl von Wonne und Wehmuth erfüllt hatten.

Diese selbstbewußte kalte Schönheit mit dem juno-nischen Haupte auf dem edel geformten Halse, eine Perlenchnur um den Nacken geschlungen, ein antikes goldenes, mit Rubinen und Diamanten besetztes Stirnband in dem reichen Haar, hatte keine Aehnlichkeit mit dem verweinten Mädchen von damals. Es war etwas in ihren Augen, das ihm wehe that.

Vielleicht zürnt sie dir, daß du ihr Rathschläge gegeben; vielleicht hat sie in das Ehebündniß, das ihr verhaßt schien, dennoch eingewilligt, sagte er sich. Warum wolltest du ihr begegnen? In der Umgebung dieses Mannes müssen alle sanftern Empfindungen absterben; sie bereut wohl schon, daß sie ihr Herz vor dir verrieth.

Diese Gedanken trieben ihn aus dem Saal.

Glücklich hatte er den Hauptausgang, von dem die Stufen in den Garten hinabführten, erreicht, als ihn Andere aufhielten, die demselben Ziele zustrebten.

Die Hitze in dem Saale machte sich bemerklich

und gar Manche, die nicht daran denken konnten, von dem Kaiser oder der Kaiserin angesprochen zu werden, zogen die Frische draußen vor.

„Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Herr Heimwald?“ sagte in deutscher Sprache mit einer südlichen Tonsfärbung eine Stimme, die Egbert zusammenfahren ließ.

Er stand still und wendete den Kopf.

Hinter sich, die Hand zum Gruß erhoben, sah er den Marchese Zambelli stehen.

„Der Garten ist frei für alle Gäste“, erwiderte er ausweichend.

Wie sie sich so gegenüberstanden, fiel ihm ihr erstes Zusammentreffen im Saal des Schlosses am Traunsee ein. Noch düsterer und forschender als an jenem Abend schauten Vittorio's Augen aus ihren tiefliegenden Höhlen. Schlaflose, in wirren Gedanken durchwachte Nächte prägten sich in seinem blassen, finstern Gesicht aus. Ein Schauer überrieselte Egbert. Nicht Furcht vor einem Angriff des Marchese beschlich ihn, seine Seele bebte vor der Berührung mit dem unheimlichen Mann zurück. Wollte die dunkle Gewalt, die sein Leben seit seiner ersten Begegnung mit Vittorio beherrscht, noch nicht von ihm lassen? Es war ihm, als würde er nicht eher Ruhe finden, als bis

der Mord Jean Bourdon's an dem Mörder gesühnt wäre.

„Wohl ist der Garten frei“, entgegnete Zambelli, „aber meine Frage enthielt die Bitte, ob ich seine Schönheiten in Ihrer Gesellschaft genießen könnte?“

Noch schwankte Egbert, was er erwidern sollte, als er in seiner Nähe Desronais bemerkte, der ihm zunichte.

Schweigend verbeugte er sich darum vor dem Marchese, der diese Bewegung für eine Billigung seines Wunsches hielt und hart an Egbert's Seite trat.

Ehe sie aus dem Saal gingen, blickte Egbert noch einmal zurück. Unwillkürlich folgte Zambelli seinem Beispiel. Hinter dem Sessel Marie Louisens stand Antoinette. Ihr Gesicht war nicht zu erkennen; sie hatte es zu ihrer Gebieterin herabgeneigt und mochte ihr einen Scherz zugeflüstert haben, denn die Kaiserin lachte. Unfern von seiner Gemahlin stand Napoleon, die Hände auf dem Rücken. Eben führte der Botschafter einen seiner Gäste, den der Kaiser zu sprechen verlangt, die Stufen hinauf und nannte gerade jetzt seinen Namen.

Egbert wie Vittorio konnten gewahren, wie Antoinette zusammenschrak, den Kopf hastig emporhob und mit einem Ausdruck, in dem sich Angst, Beschämung

und Zerknirschung mit Stolz und Zorn bekämpften, wieder sinken ließ.

„Es ist der Graf Wolfsegg“, sagten beide mit einem Munde.

„Der Kaiser redet mit dem Grafen Wolfsegg! Ja, es geschehen noch Wunder!“ bemerkte Desronais, der sich dem Anschein nach zufällig zu ihnen gesellt hatte. „Es ist heute der Tag der Ueberraschungen. Ich habe vorhin hinter die Couliissen geguckt. Gut ab vor dem Fürsten Schwarzenberg, er ist ein Tausendkünstler. Ein Schauspiel bereitet sich vor — ich bin neugierig, wie es wirken wird.“

Der Marcheise hatte schwerlich auch nur die Hälfte der Worte des Schwägers gehört, seine Augen hingen an den beiden Männern, die dort auf der Estrade sich besprachen, sich über ihn besprachen — deutlich glaubte er seinen Namen fallen zu hören. Erst das Drängen der Andern, die in den Garten hinauswollten, riß ihn aus seiner Versteinerung. Schon war Gabert ihm einige Schritte voraus. Desronais hatte die Gabe, plötzlich zu erscheinen und noch plözlicher zu verschwinden: er war fort.

In dem Garten, unter den Bäumen wehte abendliche Kühle. Die erste Stunde war nicht mehr fern. Die Laubgänge strahlten im bunten Lampenglanz und

doch gab es hier und dort noch lauschige dunkle Stellen genug, in den Gebüschchen, in Lauben, in den halbrunden Nischen, wo Bänke zum Ausruhen und zu heimlichem Geplauder standen. Geschickt waren Musikanten an geeigneten Orten, hinter Busch und Hecke, in dem Schutz stattlicher Baumgruppen, aufgestellt, um das kaiserliche Paar bei seinem Rundgange durch den Garten zu empfangen und abwechselnd bald mit sanftern, bald mit rauschenden Melodien zu geleiten. Auf einem breiten, vortrefflich dazu gewählten Rasenplatz war eine kleine Bühne errichtet; außer den Eingeweihten wußte Keiner, was sich darauf abspielen würde. Dies Geheimniß gab dem kleinen Tempel der Musen und Grazien, wie scherzend bemerkt wurde, noch eine größere Anziehungskraft. Von den im Garten Lustwandelnden richteten fast alle ihre Schritte hierher. Es kam hinzu, daß Jeder sich beizeiten eines leidlichen Platzes versichern wollte. Nur für den Kaiser und die Kaiserin und einige wenige erlauchte Personen waren Sitze vor dem Theater aufbewahrt.

Nicht ganz ohne Absicht hatte Egbert denselben Weg eingeschlagen. Er schloß aus Desronais' Rede, daß ihm dieser die Gartenbühne als Ziel seines Ganges mit dem Marchese bestimmt habe, und folgte dem Rath des Freundes. Auch führte einer der Haupt-

gänge von dem Festsaal durch den Garten darauf hin. Von dem Marchese war kein Widerspruch zu besorgen. Er war in ein tiefes Schweigen versunken und schien, ehe er sich zum Reden entschloß, noch einmal das Für und Wider seines Schrittes zu überlegen.

Seit dem Tode Christel's war seine Unstättigkeit, seine Verwirrung gestiegen. Die Einzige, die ihn Auge in Auge der Unthat beschuldigen konnte, war aus dem Leben geschieden; noch so viele und so schwere Anklagen mochten seine Feinde gegen ihn erheben, es waren und blieben Vermuthungen, kein Sterblicher konnte vor den Richter hintreten und zeugen: Er ist ein Mörder, ich sah's! Aber was er einen Augenblick für seine Befreiung gehalten, war zum Fluch und zur Qual für ihn geworden. Als er die Unselige vom Fenstergesims herabstürzen sah, hatte etwas in seiner Brust wie jubelnd aufschreien wollen. Dieser Jubel hatte die unsichtbaren, die rächenden Mächte erweckt. Wo er ging oder stand, ob allein, ob in Gesellschaft, überall begegnete ihm das Gespenst des braunen Mädchens.

Die Zeitungen erzählten in immer neuen Wandlungen ihre Geschichte; in den Gesellschaften sprach man von ihr. Nirgends wurde der Name des Marchese genannt; er überzeugte sich leicht, daß weder Antoinette

noch Egbert seine Beziehungen zu der Bettlerin bisher erwähnt hatten, aber es war bei seiner Bewerbung um die Hand der Marquise natürlich, daß sich ein und ein anderer Blick fragend an ihn heftete, daß Andeutungen und spize Worte fielen, die bestimmt schienen, ihn zu reizen und ihn zum Verräther seines eigenen Geheimnisses zu machen. Er hatte keine Gegenwehr, gleichsam mit unbeschützter Brust mußte er diese Dolchstiche aufnehmen, in der beständigen Furcht, durch eine Bewegung, eine Erwiderung sich ganz bloßzustellen. Von Antoinetten konnte er trotz seiner Bitten kein Wort, kein Zeichen, das ihre Gesinnung ausgedrückt, erlangen.

Unter dem Vorwande, daß die Marquise krank sei, wurden seine Besuche abgewiesen, auf seine Briefe erhielt er keine Antwort; der alte Graf Mortigny empfing ihn mit eifiger Kälte, und aller Schlaueit Bittorio's wollte es nicht gelingen, ihn zu einer vorlauten Aeußerung fortzureißen.

Noch räthselhafter und gefährlicher dünkte ihm das Benehmen des Kaisers. Er hatte eine Frage Napoleon's erwartet, aber die Frage blieb aus. Jenes Vorfalles zwischen der Marquise und der Bettlerin, dem der Kaiser doch zugeesehen haben sollte, geschah keiner Erwähnung. Bittorio glaubte sogar eine gewisse Abneigung Napoleon's, davon zu hören, bemerkt zu haben;

er hatte die Stirn gerunzelt, als man ihm einen Artikel darüber in den Zeitungen zeigte.

Wie in einem dunklen aussichtslosen Kerker fühlte sich der Marchese gefangen. Die Furcht, die er sonst nie gekannt, malte ihm, gerade weil er keinen leibhaftigen Feind vor sich sah, gespenstische Schreckbilder vor. Was hatte Egbert Antoinetten gesagt? Wie weit reichte seine Kunde in das Geheimniß von Jean Bourdon's Tode? Hatte er sie Andern vertraut? Ahnte er den innersten Zusammenhang der Dinge, die den Sturz des braunen Mädchens verursacht?

Zu reich und zu mächtig war Vittorio geworden, um das Feld ohne Schlacht zu räumen. Als er noch arm und unbekannt, ein Abenteuerer gewesen, hatte er in gleich gefährlicher Lage die Flucht gewählt und war auf eine Zeit lang namenlos in der namenlosen Menge untergetaucht. Jetzt hielten die Güter und Ehren, die er erlangt, ihn fest. Er wollte nichts verlieren, nichts aufgeben, nicht einmal seinen Anspruch auf die Hand der Marquise. Zu dieser Stunde hätte er nicht sagen können, ob er sie glühender hasse oder glühender nach ihrem Besiß verlange. Die Leidenschaft verwirrte seine Sinne und hatte sich zur Herrin seines Verstandes und seines Willens gemacht.

„Herr Heimwald“, sagte er und setzte, wie er be-

gonnen, das Gespräch in deutscher Sprache fort, um von den neben und hinter ihnen Gehenden nicht verstanden zu werden, „Herr Heimwald, ich bin Ihnen noch ein Bekenntniß schuldig.“

„Mir, Herr Marchese? Ich wüßte doch nicht, so oft wir uns auch im Krieg und Frieden begegnet sind, zu welchem Geständniß Sie mir gegenüber eine Verpflichtung, auf welches ich ein Recht hätte.“

„Doch, Herr Heimwald. Ich muß mich selbst vor Ihnen anklagen. Ein Name sagt Alles: die braune Christel. Fahren Sie nicht auf, ich bitte Sie um ein ruhiges Gehör. Das arme Mädchen liebte mich; in einem unglücklichen Augenblick ließ ich mich bethören, sie aus Ihrem Hause zu entführen. Ein schweres Unrecht gegen die Arme, gegen Sie, Herr Heimwald. Wenn der Soldat im Felde liegt, erlaubt er sich — aber es ist eines Mannes nicht würdig, seinen Fehler mit der allgemeinen Unsitte zu entschuldigen. Das Verhältniß endete, wie solche Verhältnisse immer zu enden pflegen. Wir sind im Streit von einander geschieden; auch hier wird die größere Schuld auf meiner Seite gewesen sein. Zu spät kehrte mir nach Zorn und Ueberdruß die Ueberlegung zurück, daß es unter allen Umständen meine erste Pflicht sei, für die Verlassene zu sorgen —“

„Ja, zu spät!“ sagte Egbert bitter.

„Denn als ich nach ihr forschte“, fuhr Vittorio unerchüttert fort, „sand ich sie nicht mehr in ihrer Wohnung. In dieser Stadt verwischt sich nur allzu schnell die Spur eines Mädchens. Erst die Zeitungen, welche die Geschichte der Bettlerin aus dem Tuileriengarten und ihren Tod erzählten, brachten mir Aufklärung. Welch eine Aufklärung! Wie jammervoll, wie schrecklich und schmerzhaft für mich! Halten Sie mich nicht für gefühllos, Herr Heimwald, obgleich mein Herz härter vom Schicksal gestählt ward als das Ihre. Auch ich weine der Unglücklichen meine Thränen nach.“

„In der That“, erwiderte Egbert. Ihn empörte die Verstellung Vittorio's ebenso sehr, wie ihn seine Berwegenheit, deren Zweck er nicht ab sah, in Verwundung setzte.

„Aber bei alledem, Herr Marchese, was hab' ich mit Ihrem Bekenntnisse, mit Ihrer Reue selbst zu schaffen? Ich fordere keine Rechenschaft von Ihnen. Die Verführung eines armen Mädchens hat noch niemals, soviel ich weiß, die Laufbahn eines Offiziers durchkreuzt oder das Wappen eines Edelmanns befleckt.“

„Ihr Ton ist noch herber als Ihre Worte. Ich könnte für mich die Unfreiheit unseres Willens, die

Gewalt der Leidenschaft anführen, allein meine Sache würde darum nicht besser werden. Und weshalb ich zu Ihnen, Herr Heimwald, darüber spreche? Jenes unglückliche Geschöpf war eltern- und heimatlos. Sie haben ihr den Vater und den Bruder ersetzt, in Ihrem Hause hatte sie eine Heimstätte gefunden. Wenn einer von allen Menschen mich anklagen kann und darf, so sind Sie es; von Ihnen in dieser traurigen Angelegenheit nicht falsch beurtheilt zu werden, war mir ein Bedürfniß."

Mühsam hielt Egbert an sich; nur die Rücksicht auf den Ort und die Gesellschaft hemmte den Ausbruch seines Unwillens. Mörder! hätte er ihm den vernichtenden Ruf in das bleiche und trogige Gesicht schleudern mögen.

"Ich habe Sie nie falsch beurtheilt, mein Herr Marchese", antwortete er in kalter Ablehnung; „dies Gespräch ist in jeder Hinsicht überflüssig. Ihre Grundsätze und die meinigen gehen zu weit auseinander, als daß wir uns je verständigen könnten. Zu Ihrem Richter aber bin ich nicht berufen."

"Auch nicht, wenn eine dritte Person Sie um Ihre Meinung befragte? Eine Person, die, wie die Marquise von Gondreville, Ihnen theuer ist?"

"Wofür habe ich das nun zu nehmen, Herr

Marchese? Ist dies eine Forderung, wozu dann das Gaukelspiel der Reue? Glauben Sie, daß ich Sie bei der Marquise von Gondreville angeschwärzt habe? Es genüge, sie an eine Thatsache zu erinnern."

„An eine Thatsache? Aus meinem Leben?"

„Nicht doch —“ und Egbert richtete sich straff und fest in die Höhe, daß er über Vittorio hinweg sah — „an den Tod Jean Bourdon's."

„Ah!"

Vor der Gewißheit, daß Egbert ihn des Mordes angeklagt, daß er sich von ihm keiner Schonung zu versehen habe, schwand jedes Schwanken, jede Unsicherheit aus der Haltung des Marchese. Der Gefahr gegenüber wurde er ruhig und fest, als wären alle Empfindungen in ihm zum Stillstand gekommen und sein Leib wie von Erz geworden.

„Also Sie oder ich, mein Herr!" sagte er dumpf.

Da ertönte Musik; der Kaiser mit der Kaiserin war in den Garten getreten.

Wie durch Zauberei leuchteten Triumphbogen und flammende Vive l'empereur! an Stellen auf, wo bisher Alles dunkel gewesen war. Raketen und buntfarbige Leuchtkugeln stiegen in die Luft. In die Klänge der Musik mischte sich das fröhliche Rufen der Gesellschaft.

Unter dem klaren Nachthimmel, in der Kühle

unter den Bäumen lockerte sich die Gebundenheit, die im Saal alle gefesselt; sie schienen sich hier freier und im Halbdunkel unbeachteter zu fühlen. Das mochte auch einer Dame Muth geben, Egbert's Hand zu ergreifen und ihn sanft mit sich fortzuziehen. Nur so viel konnte er erkennen, daß sie über ihr Gewand einen schwarzen Domino geworfen hatte. Nach wenigen Schritten öffnete sie, an der Bühne hin gehend, eine kleine Thür; erstaunt fand sich Egbert inmitten des Theaters. Die Lampen waren angezündet, die letzten Vorbereitungen zum Beginn der Vorstellung getroffen. Desronais vertheilte seine Spritzenleute. Neugierig guckten aus den Coulissen einige vorwitzige Künstlerinnen fichernd auf den Offizier.

Noch ehe sich Egbert von seiner Verwunderung erholt, hatte das Mädchen den Mantel abgeworfen.

„Nur eine Frage, mein Herr, dann sind Sie frei. Wer bin ich?“

Egbert fuhr zurück.

„Christel! Zephyrine!“

„Bravo!“ klatschte die Kleine in die Hände. „Ich sehe Ihrer braunen Zigeunerin ähnlich. Aus der Entfernung wird die Aehnlichkeit noch täuschender sein.“

„Aber was bedeutet dies Alles?“

„Danach müssen Sie Desronais fragen. Ich soll

in dem Ballet eine Zigeunerin vorstellen. Zieh' einen braunen Rock an, mein Schatz, hat er gesagt. Alle Zigeunerinnen in Oesterreich tragen braune Röcke, er muß es wissen. Und dann ist unter den Zuschauern einer, der einmal ein braunes Mädchen geliebt hat — das sind Sie, mein Herr!"

„Ich?“

„Wollen Sie leugnen? Haben Sie mich nicht gleich in dem häßlichen Costüm erkannt? Aber von Zephyrine wissen Sie nichts mehr!“

„Auseinander!“ rief der Inspector. „In die Coulotte, Mademoiselle Zephyrine!“

Egbert konnte gerade noch einen Kuß auf ihre Hand drücken, dann führte ihn Desronais hinaus.

Die hinter dem Vorhang aufgestellten Musiker stimmten ihre Instrumente.

„Ich erwarte eine niederschlagende Wirkung von dieser Erscheinung“, sagte Desronais, als beide wieder im Garten waren.

„Auf den Marchese? Gittle Mühe! Er hat mir eben an dieser Stelle in cynischer Weise seine Schuld eingestanden.“

„Die ganze?“

„Daß er die Unglückliche verführt und verlassen. Was ihn in der Wirklichkeit nicht erschüttert hat, sollte

ihn das in dem matten Abbild der Bühne tiefer ergreifen?
Er wird die Augen wegwenden —“

„Ja, wenn es sich nur um eine Liebesgeschichte handelte! Aber da war ein Gut. Mein lieber junger Freund, das menschliche Leben ist eine nicht minder verwickelte Maschinerie wie das Weltgebäude.“

Indessen hatte der Botschafter seine Gäste bis vor die Bühne geführt. Schon hatte auf einen Wink Napoleon's die Kaiserin Platz genommen. Er selbst stand noch im Gespräch mit dem Grafen Wolfsegg. Seine Gedanken waren nicht bei dem Feste; seine Haltung und seine Bewegungen schienen zu sagen: Wozu diese leeren Spielereien, dieser kindische Zeitvertreib? Da hatten ihn einige Antworten des Grafen Wolfsegg auf seine Fragen getroffen. Der Mann flößte ihm eine gewisse Theilnahme ein, und theils aus Selbstsucht, ihn rasch für sich zu gewinnen, theils um in der Person eines ausgezeichneten Deutschen allen eine Ehre zu erzeigen, hatte er eine längere Unterhaltung mit ihm angeknüpft.

„Zwischen den Deutschen und mir waltet ein Mißverständniß“, sagte er jetzt. „Ich will sie nicht schädigen und ausrotten. Wir alle auf dem Festland Europas haben nur zwei unversöhnliche Feinde: die Engländer und die Russen. Den Handel der Welt

haben die Engländer an sich gerissen und beuten Europa, Asien und Amerika zu ihrem Vortheil aus. Ich führe Krieg für die Freiheit des Meeres. Wird Euch diese Freiheit nicht ebenso zu statten kommen wie den Franzosen? Darum bin ich nach Egypten gegangen, darum werde ich bis nach Indien vordringen. Dort allein treff' ich in das Herz dieses neuen Karthagos."

„Und als ersten Standpunkt auf dem Wege zum Ganges wählen Eure kaiserliche Majestät Moskau?“

„Warum nicht? Ich sehe, Sie haben Sinn und Verstand für weite Unternehmungen. Meine Pläne gegen England sind bisher an der Unfähigkeit der Menschen, die sie nicht begreifen konnten oder wollten, gescheitert. Ich habe keine Flotte. Man sagt, eine Flotte ließe sich nicht in wenigen Jahren herstellen. Thorheit! Alles ist möglich, wo Kraft ist und ein mächtiger Wille. Aber ich kann nicht überall sein, auf dem Meer bin ich von Andern abhängig, zu Lande bin ich der Herr. Trauen Sie mir, Graf, der Krieg mit Rußland ist unvermeidlich.“

„Ich glaube es, Sire“, entgegnete doppelsinnig Wolfsegg.

„Es bedroht Europa mit seinen Kosakenschwärmen, mit einem neuen Barbarensturm. Unaufhaltsam dehnt

es sich nach Westen und Süden aus. Man wirft mir Eroberungsjucht vor. Im Osten werdet Ihr sie finden, dort in Petersburg sitzen die wahren Nachfolger Tamerlan's. Eine Russenflut steht uns bevor. Ich thue nichts, als die zerstreuten Stäbe zu einem Bündel sammeln. Es war eine Unflugheit von Euch, Polen zu theilen. Aber es ist geschehen, es gibt kein Mittel, diese Theilung wieder rückgängig zu machen. Wenn jedoch Deutschland und Frankreich vereinigt sind, werden sie den Russen Schranken setzen können. Ich hätte zu Tilsit, zu Erfurt die Welt mit dem Czar Alexander theilen können. Für den Besitz Konstantinopels hätte er den König von Preußen, seinen Freund, hätte er den Kaiser von Oesterreich meiner Willkür überlassen. Aber ich mag mit diesen Barbaren nichts zu schaffen haben. Es ist ein Krieg für die Civilisation, den ich mit ihnen führen muß. Die Deutschen werden mir beistehen, ich werde die Russen in ihre unwirthlichen Steppen, nach dem Ural zurückwerfen und Europa für immer von der Furcht vor ihnen befreien. Sie sind betreten, Graf?"

„Ich denke nach, wie viel Zeit Eure Majestät zur Vollendung so ungeheurer Entwürfe brauchen werden.“

„Wie viel Zeit? Ich bin erst vierzig Jahre. In

zwei Jahren werde ich hinlänglich gerüstet sein; bis dahin wird sich zeigen, ob der Czar Alexander in Frieden mit mir leben will. Zwei Feldzüge führen mich dann nach Moskau und nach Petersburg. All meinen Gegnern öffnet man in Petersburg die Arme, dort ist das Ayl aller Unzufriedenen gegen mich. Im Rathe des Czars haben die Abenteurer, die Rebellen, die von England bestochenen preußischen Offiziere die Oberhand. Ich weiß nicht, worauf sie rechnen. Wissen Sie es?"

„Rußland ist eine Welt für sich. Sie werden Eure Majestät nicht mit Menschen und Kanonen, sondern mit der Dede und dem Raum bekämpfen.“

„Bah! Was ist der Raum? Mein Gedanke durchfliegt ihn, meine Reiter werden es auch thun.“

„Vielleicht meint der Czar, daß ihren Pferden der Athem darüber ausgehen wird.“

„Sie halten den Krieg für gefährlich? Darum wird es auch mein letzter sein. Es ist ein Krieg für die Bildung und Gesittung der Welt. Ein neuer Alexanderzug. Auf Jahrhunderte hinaus werde ich der Welt einen dauernden Frieden schenken. — Sie haben mir öfter gegenübergestanden?“

„Ja, Sire.“

„Nicht vergebens haben so viele Tapfere in meinen

Schlachten ihr Leben gelassen. Es galt der Aufrichtung eines großen Reichs, das, wie einst das römische, alle gebildeten Völker in sich vereint zur Abwehr der Barbaren. Nur so sind Wissenschaft und Kunst, Ordnung und Besitz wahrhaft gesichert. Soweit meine Adler vorgezogen sind, habe ich neue, bessere Gesetze verkündigt. Unsere Nachkommen werden die Früchte ernten. Wäre dies nicht meiner Thaten Endziel, wofür hätt' ich gelebt? — Sie haben Kinder?"

„Nur eine Tochter.“

„Die Sie einem braven Manne verheirathen werden. Noch ein Wort, Graf Wolfsegg. Sie sind mit der Marquise von Gondreville, der Hofdame der Kaiserin, verwandt?"

„Ich bin ihr Oheim, Sire.“

„Ein Mann, der sich in meinen Diensten brauchbar erwiesen, der Marchese Zambelli, wirbt um ihre Hand und hat mein Fürwort bei der Dame nachgesucht. Aber es ist klar, daß nicht meine Meinung, sondern die Ihrige in diesem Falle den Ausschlag geben müßte.“

„Zu viel Gnade, Sire! Meine Nichte ist selbstständig und ihre Wahl ist frei.“

„Aber Ihnen persönlich gefällt der Marchese nicht? Was ist das mit diesem Manne? Man murmelt

Allerlei um mich her — Weiber- und Dienergeschwätz. Sie sind ein Mann, Sie werden mir die Wahrheit sagen. Sie würden Ihre Tochter nicht mit dem Marchese verheirathen?“

„Nein, Sire.“

„Und warum nicht? Weil er mir dient? Weil er aus dem österreichischen Dienst in meinen übergetreten ist?“

„Seine italienischen Beziehungen hatten ihn ja schon früher halbwegs zu einem Unerthan Curer kaiserlichen Majestät gemacht. Aber wenn ich auch für einen großen Kriegsfürsten die Nothwendigkeit begreife, nicht allzu empfindlich in der Wahl seiner Werkzeuge zu sein, denn der Krieg braucht rauhe und gewaltthätige Menschen, einen Mann, den ganz Wien als Spion gekannt hat, auf dem ein dunkler graufiger Verdacht lastet, sollte er nicht in seiner Nähe dulden.“

„Ganz Wien, sagen Sie?“

Der Kaiser zerknitterte die Krempe seines kleinen Hutes. Einen Augenblick befürchtete Wolfsegg eine zornige Entgegnung. Aber Napoleon erstickte in einem verächtlichen Lächeln seine Aufwallung.

„Es ist gut, Herr Graf. Was wollen Sie? Man regiert die Welt nicht mit Philosophen, sondern mit Spizbuben. Verdienen auch im Grunde die Völker

ein besseres Regiment? Aber wehe dem, der sich als Spitzbube ertappen läßt!"

Indem er sich umwendete und sich auf seinen Sessel niederließ, gab er endlich dem Fürsten Gelegenheit, das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs zu ertheilen.

„Ach!“ rief die Kaiserin und reichte in überwältigender Freude, die Etikette vergessend, dem Fürsten die Hand.

Die Decoration der Bühne stellte in getreuer Nachbildung das Schloß Larenburg dar, in dem sie ihre Kindheit zugebracht. Es war eine ebenso feine wie anmuthige Aufmerksamkeit ihres Wirthes. Auch der Kaiser schien befriedigt. Das Lächeln von vorhin zitterte noch um seine Lippen.

In einem Ballet wurde die Friedensfeier in einem österreichischen Dorfe dargestellt. Ungarn, Ozechen, Zigeuner traten neben den österreichischen Bauern und Bäuerinnen in ihrem Nationalcostüm auf und vollführten mit großer Lebendigkeit und vielem Feuer ihre Volkstänze. Aufs beste waren die Tänzer wie die Musiker eingeübt. Zwanglos fügte sich dem Ganzen die Episode des braunen Mädchens ein. Als Bettlerin im braunen Kleide, der braunen Christel täuschend ähnlich, trat Zephyrine auf. Sie sagte den Leuten

aus den Händen wahr und wurde von einem jungen Dorfstuger, der zum Gelächter des Publikums sich halb bäuerlich, halb städtisch trug und mit seinem Hut nach der neuesten Mode die tollsten Schwänke und Narrenspößen trieb, mit Liebesanträgen verfolgt. Um ihm zu entgehen, sprang sie aus dem Fenster und lag wie todt auf dem Boden. Ihr nach flog sein Hut. Die Dörfler versammelten sich, der Uebelthäter, den sein Hut kenntlich gemacht, sollte bestraft werden; da erhebt sich die Zigeunerin lachend und ein lustiger Tanz führt die Versöhnung herbei.

Als Egbert vorhin die Bühne verlassen, war es ihm nicht mehr möglich gewesen, nach vorn vorzudringen; er mußte seitwärts stehen bleiben, an einer Stelle, von der aus er besser das Publikum als die Bühne beobachten konnte.

Sich gegenüber sah er das kaiserliche Paar; Marie Louise gab sich in der Harmlosigkeit ihrer Jugend ganz dem Eindrücke hin, ihr gutmüthiges Gesicht strahlte bei diesen fröhlichen und freundlichen Erinnerungen an ihre deutsche Heimat; die Tänze, die sie so gut kannte, die Streiche der kleinen Zigeunerin erregten ihr heiterstes Gelächter; zuweilen wendete sie sich nach ihren Damen um, sie auf dies und jenes aufmerksam zu machen. Auch diese, sei es nun, um der Gebieterin

sich willfährig zu zeigen, sei es, weil sie wirklich fröhlich angeregt waren, äußerten ihre Theilnahme und ihr Vergnügen. Nur eine blieb kalt und unzugänglich. Antoinette stand aufrecht, als wäre die Seele aus ihrem Körper geflohen. Nicht einmal das Erscheinen des braunen Mädchens schien sie zu bemerken. Sann sie ihrem Schicksal nach? So schmal war der Raum, der sie von ihrem Oheim, von ihrer Jugend trennte, und doch war es eine unermessliche, unüberschreitbare Kluft. Was hatte der Kaiser so lange, so angelegentlich mit ihm geredet? An der Zerstretheit, mit der Napoleon dem Spiel zusah, konnte sie erkennen, daß nicht geringe Dinge in diesem Gespräch verhandelt worden waren. Die nächste Stunde mußte die Entscheidung für sie bringen, sie fühlte, wie ihr Herz immer kälter und starrer wurde.

Wohl verstand Egbert die Symbolik des Spiels, das die ahnungslose Zephyrine unter dem Beifall der Zuschauer aufführte, aber er konnte die Wirkung nicht gewahren, die es auf den Einzigen ausübte, für den es berechnet war.

Sollte Desronais, sollte Benjamin den Marchese für schuldig an dem Tode Christel's halten? War diese Scene nur erfunden, um ihn zu überführen?

Vittorio hatte den Platz, der ihm nach seinem

Rang gebührte, in einiger Entfernung von dem Kaiser eingenommen, denselben jedoch mit solcher Vorsicht gewählt, daß ein Baum ihn beinahe ganz verdeckte. Von hier aus, selber vor neugierigen, forschenden Blicken geborgen, verlor er keine Bewegung der Spielenden. Ob er erbleichte, zusammenfuhr? Nur der Stern, der durch die Zweige des Baums ihm ins Angesicht schimmerte, hätte es sagen können.

Aber einer, von dem er nichts wußte, stand hinter ihm.

„Schändlicher Hut! Er verräth seinen Herrn“, brummte Desronais. „Man bekommt Furcht vor seinem eigenen. Nicht wahr, mein Herr?“

„Um so mehr“, entgegnete Vittorio kaltblütig, „wenn man ihn, wie ich, vor einigen Tagen verloren hat.“

„Und wenn ihn nun gar die Polizei gefunden —“ Vittorio kehrte sich gelassen nach dem lästigen Sprecher um. Er erkannte den Mann, der sich vorhin unter dem Portal des Saales so aufdringlich in sein Gespräch mit Egbert gemischt.

„Sind Sie Hutmacher oder Maskenverleiher?“ fragte er hochfahrend.

„Nein, aber ich habe das Glück, verlorene Sachen zu finden, Knöpfe wie Hüte.“

„Als Lumpensammler? Dann möchte ich Sie doch

als Adjutant Sr. kaiserlichen Majestät fragen, mit welchem Rechte Sie in der Nähe seiner geheiligten Person verweilen?“

„Mit dem besten; ich bin der Polizeicommissar Desronais.“

„Ah!“ machte Zambelli eine halbe Verbeugung und wendete sich verächtlich, als sei es unter seiner Würde, auch nur ein Wort weiter mit einem solchen Manne zu reden, ab.

Aber seine Verachtung sollte nur seinen Schreck verhüllen. Auf allen Seiten war er umstellt, umgarnt. So vielen Angriffen gegenüber mußte er mit doppeltem Troß, mit doppelter Kühnheit zahlen. Seine Feinde hatten eine falsche Rechnung gezogen.

Statt seinen Muth zu lähmen, entflamnte ihn das Spiegelbild, das sie ihm vorhielten, nur noch höher. Gerade jetzt wollte er erst recht, ihnen zum Hass und zum Neide, leben, herrschen, genießen. Je drohender die Gefahr des Sturzes für ihn war, um so heftiger wurde seine Begierde, um so unbeugsamer sein Wille.

Das Ballet war zu Ende; unter allgemeinem Beifall war der Vorhang wieder gefallen.

Der Rundgang durch den Garten ward fortgesetzt. Als auch ein prächtiges Feuerwerk, bei dem es an sinnreichen Verherrlichungen des Kaisers und seiner

jungen Gemahlin, an Adlern mit ausgebreiteten Fittigen, an Lilien, aus deren Kelche ein Lorbeer emporwächst, an schmeichelhaften Inschriften in bunten Flammen nicht gefehlt hatte, ohne Unfall abgebrannt war, verließ den Fürsten Schwarzenberg die schwermüthige gedrückte Stimmung.

„Dem Himmel sei Dank“, sagte er aufathmend zu dem Grafen Wolfsegg, „das Schwerste ist überstanden. Nach dem ersten Tanz wird der Kaiser das Haus verlassen. Dann mag die junge Welt nach Herzenslust sich tummeln. Dann wird's lustig. Was sinnt der Kaiser? Er sprach so angelegentlich mit Ihnen.“

„Er sitzt im Geiste zu Pferde und reitet über die russische Steppe“, antwortete Wolfsegg.

Unter der Führung des Fürsten wendete sich die Gesellschaft wieder nach dem Festsaal zurück.

Dabei gelang es Vittorio, in die Nähe Antoinettens zu kommen.

„Ein Wort“, sagte er mit einem Ton, in dem sich die ganze Kraft seines Willens zusammenpreßte, und hielt sie an einem Zipfel ihres Shawls fest.

„Herr Marchese!“

Sind es zwei unversöhnliche Kämpfer, die an einander gerathen, die lautlos den Todesstreich geben und empfangen?

„Ich liebe Sie, Antoinette. Ich bin ein Rasender, ein Verworfener. Aber Sie müssen mir gehören, ich werde Sie der Hölle wie dem Himmel abtrogen. Sprechen Sie nichts, nicken Sie mir nur mit dem Haupte Gewährung zu. Wir verlassen dies Land, wir gehen nach Italien, übers Meer, wohin Sie wollen.“

„Um dem Schatten Jean Bourdon's zu entfliehen?“ fragt sie zurück.

Krampfhaft hat sich seine Hand um ihren Shawl geschlungen. Statt fortzutaumeln, tritt er nur näher an sie heran; sie fühlt seinen brennenden Athem auf ihren Wangen. Will er sie küssen oder tödten?

„Rein“, flüstert er ihr ins Ohr, „um die Dirne Napoleon's wieder zu Ehren zu bringen.“

„Ah!“ schreit sie auf, aber sie hält sich aufrecht, die Zähne zusammenbeißend, daß ein Blutstropfen auf ihren Lippen sichtbar wird.

Zambelli ist von ihrer Seite in die Dunkelheit gewichen.

Eben war der Kaiser vor dem Hauptportal des Tanzsaals angelangt und ließ sich von seiner Gemahlin die Transparentinschrift, die ihm wegen ihrer großen deutschen Buchstaben auffiel, erläutern. Mit jenem sonderbaren Lächeln, das halb Hohn, halb Mitleiden ausdrückte, hörte er ihr zu.

„Die goldene Zeit“, murmelte er. „Moskau! Die Stadt mit den goldenen Kuppeln — Moskau!“

Bei dem Schrei, den Antoinette ausstieß, sah er schnell hinter sich, aber er sagte nichts.

Erst im Saale, als sie sich der Kaiserin näherte, ging er auf sie zu. Soweit es, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, möglich war, traten die Andern zurück. Niemand wollte den Imperator belauschen.

Hin und her gehend reichten die Diener Erfrischungen umher.

Die Musikanten spielten eine muntere Aufforderung zum Tanz.

„Wie bleich sind Sie, Antoinette!“ sprach er halblaut. „Was ist Ihnen geschehen?“

„Der Marchese Zambelli, Sire —“

„Sie haben ihm jede Hoffnung abgeschnitten? Es ist gut, ich ziehe mein Fürwort zurück. Ihre Verwandten wünschen diese Heirath nicht. Haben Sie schon mit Ihrem Oheim gesprochen?“

„Nein.“

„Das ist ein tüchtiger Mann. Sie sollten mit ihm nach Deutschland zurückkehren — auf eine Zeit lang — zu Ihrer Mutter —“

„Sire!“

„Ihre Ablehnung der Werbung des Marchese,

diese ganze Geschichte hat ein böses Aussehen gemacht. Ganz Paris ist voll davon. Das gefällt mir nicht. Von dem Hause Cäsar's soll man nicht sprechen. Solche Gerüchte, solche Klatschereien haben die Bourbonen vor ihrem Sturze dem Gelächter preisgegeben und ihren Fall beschleunigt. Ihre Abreise wird das Geschwätz verstummen lassen; man vergißt leicht in Paris. Wenn Sie dann wieder zu uns zurückkehren, wird sich Keiner mehr an diese Dinge erinnern. Ich will Ihr Wohl, Antoinette; ich bin besorgt um Sie“, setzte er gütiger hinzu. „Ihre Gesundheit ist erschüttert. Sie bedürfen anderer Luft, anderer Menschen, die Sie beruhigen; hier regt Sie Alles auf.“

Du, Du allein, Schrecklicher, wollte sie aufschreien, bist mein Glück und mein Verderben. Aber sie schaute in zwei düstere, unerbittliche Augen, in ein Gesicht, in dem für Liebe und Zärtlichkeit kein Raum war.

„Ich verstehe Sie, Sire“, sagte sie tonlos, „verstehe Ihre Absicht nur zu gut.“

„Auch mein Wohlwollen für Sie, hoffe ich“, entgegnete er nicht ohne Strenge. „Ihr Herz geht mit Ihrem klugen Verstande durch; das sollte nicht sein, Antoinette. Reisen Sie, zerstreuen Sie sich. Lernen Sie Welt und Leben leichter nehmen. Nach Ihrer Rückkehr werden Sie die Vergangenheit mit freierer

Stimmung betrachten. Lassen Sie mich den Friedensstifter zwischen Ihnen und Ihren deutschen Verwandten machen.“

Er hatte nach seiner Meinung der Worte schon zu viel verschwendet, und da sie kalt und lautlos vor ihm stehen blieb — ein Marmorbild, das er nicht zu beleben vermochte, das er nur immer mehr erstarren ließ — drohte er ungeduldig zu werden, als er unter denen, die in einiger Entfernung mit tiefen Verneigungen an der Gruppe vorüber in die Mitte des Saales zu kommen versuchten, den blonden Egbert bemerkte.

„Hauptmann Heimwald!“ rief er mit lauter Stimme.

Selten war ihm ein Mensch zu gelegenerer Stunde erschienen, ihn aus einer peinlichen Lage zu befreien, zu deren Lösung er in seinem Geiste und seinem Charakter kein Hülfsmittel fand.

Bei dem Klang des deutschen Namens hatte sich die Kaiserin, die sich bis dahin mit der Fürstin Pauline Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, unterhalten, neugierig umgewendet.

„Nun sind wir doch Freunde geworden“, sagte Napoleon zu Egbert, der in bescheidener und doch fester Haltung herantreten war. „Oesterreich und Frankreich! Ich sehe Sie gern wieder in Paris, Herr Hauptmann.“

Er hatte eine gewisse hastige Liebenswürdigkeit, die in ihrem Uebermaß dem Andern jede Erwiderung und jeden Dank abschchnitt.

„Madame“, fuhr er fort, Marie Louisens Hand ergreifend, „erlauben Sie mir, diesen jungen Mann aus Wien Ihrer Gnade zu empfehlen. Es ist der Erste, der Ihren Namen vor mir ausgesprochen hat; er und die Marquise von Gondreville. Aber nicht wahr, Marquise, Sie sind nicht nur halbe Landsleute, sondern auch gute Bekannte mit einander? Es wird Ihnen beiden erwünscht sein, mit einander zu plaudern. Nicht so schwerfällig, mein Herr Hauptmann! Bei Aspern waren Sie schneller. Bitten Sie die Marquise um einen Tanz. Die Kaiserin gestattet es. Und Sie, mein Fürst, lassen Sie den Ball beginnen. Die junge Welt würde mir sonst zürnen.“

Lächelnd und huldvoll nickte Marie Louise; noch äußerte sie einige Worte, die Egbert überhörte, dann setzte sie mit ihrem Gemahl ihren Gang durch den Saal nach den Thronesseln fort.

Die Paare ordneten sich zum Tanz; die Königin von Neapel mit dem Fürsten Esterhazy, der Vizekönig Eugen mit der Fürstin Pauline Schwarzenberg eröffneten den Ball.

Mitternacht war vorüber.

In den lockenden verführerischen Klängen der Musik, in dem Glanz und Rausch des Festes lag etwas Sinnbethörendes, das auch Egbert zu verwirren anfing. Vor ihm die schöne, die strahlende Erscheinung! Die Sitte des Hofes hatte sie gewöhnt, auch den verzehrendsten Schmerz äußerlich still in sich zu verschließen. Am wenigsten hätte sie sich jetzt eine Blöße geben mögen. Schlank und stolz stand sie; das Diadem in ihrem Haar, das weiße Gewand verliehen ihr einen priesterlichen Zug.

„Antoinette!“ stammelte Egbert.

War es nur der Anblick der Tanzenden vor ihm? Alles drehte sich um ihn.

„Gehorchen wir nur“, antwortete sie bitter.

Schon lag ihre Hand in der seinen.

„Selbst die Freude möchte uns dieser Mann befehlen, selbst das Glück! Wenn er es nur zu schaffen vermöchte! Gehorchen wir, es ist zum letzten Mal —“

Egbert führte sie einige Schritte vor.

Nun schwankte sie doch und ihre Brust hob sich stürmischer und ängstlicher.

„Nicht jetzt, mein Freund!“ bat sie. „Den nächsten Tanz —“

„Ist Ihnen nicht wohl? Wozu auch tanzen! Ich führe Sie hinaus. Die Kühle wird Sie erfrischen.“

„Nein, wir wollen tanzen. So wild und toll! Wir haben nie mit einander getanzt. Es geht schon vorüber, die Hitze wehte mich erstickend an. Aber Ihnen wird es kein Vergnügen machen, mit mir zu tanzen, Sie werden an Magdalene denken. Wenn Sie beide glücklich sind, vergessen Sie mich nicht! Ich bilde mir nämlich ein, ein klein wenig zu Ihrem Glücke beigetragen zu haben, in einem Augenblick, als auch Sie hoch hinaus zu fliegen gedachten. Es ist einsam und kalt, schaurig kalt auf den Höhen!“

„Der Kaiser hat angelegentlich mit Ihnen gesprochen; beharrt er immer noch bei dem Plan jenes unseligen Ehebündnisses?“

„Der Marchese Zambelli wird nicht mehr um mich werben. Das ist aus. Der Kaiser schießt mich fort — schießt mich zu meiner Mutter nach Deutschland.“

„Nach Deu'schland, zu uns! Welch eine Glücksbotschaft! Und das sagen Sie mit so traurigem Gesicht, Antoinette? Ist denn das Vaterland, sind die Jugenderinnerungen, sind wir alle, die wir Sie lieben und verehren, denn gar nichts gegen diesen einzigen Mann?“

„Verehren!“ sagte bleich, mit unterdrücktem Schluchzen Antoinette für sich hin. „Wenn man von der Tafel seines Lebens etwas wegwischen könnte, dann

möchte ich wohl wieder an meinem geliebten See sein! Oder könnte ich geradeswegs von diesem Feste in seine kühlende, reinigende Flut springen — und sinken, sinken —“

„Welche Gedanken! Sie sind krank im Gemüth; diese Stadt, dieser Hof haben es Ihnen angethan. Kommen Sie zu uns zurück, schütteln Sie den schweren Traum von sich ab.“

„Ja, wenn es ein Traum wäre! Wie gern wollte ich meine Mutter wiedersehen, ihre Kniee umfassen — aber nicht so — nicht so!“

„Ist denn Ihr Oheim nicht da, der Alles vermitteln und ausgleichen wird?“

„Mein Oheim? Der Kaiser kennt nur einen Gott, sich selbst, mein Oheim betet einen andern Götzen an, die Ehre. Was gilt ihnen beiden ein Weib? Gefühllos opferte mich jeder seinem Götzen. Es wäre ja Alles gut, wenn wir nur kein Herz hätten.“

„Sie reden wie im Wirbel, Antoinette! Das Leben verwundet uns beständig, aber indem wir es mutzig weiter leben, heilt es auch diese Wunden.“

„Stille Seele“, sagte sie tonlos, abgebrochen darauf, „Du hast nie den Kuß des Dämons empfunden.“

Ein neuer Tanz, eine Ecossaise, hatte begonnen. Während desselben wollten die Majestäten einen Rund-

gang durch den Saal machen, nach der rechten Seite hin die Kaiserin, nach der linken der Kaiser.

Schon war Napoleon aufgestanden.

„Zum Tanz!“ rief Antoinette mit einem bacchantischen Ausblick und warf den Kopf in den Nacken zurück. „Mir ist's, als wäre ich von lauter Flammen umlodert. Ich will ihm nicht wieder begegnen. Fort, Egbert“ — und sie preßte leidenschaftlich seine Hand — „zum Tanz! Könnten wir so in das Nichts hinüberwirbeln — unter Musik und Jubel, unbewußt, in holder Raserei!“

Die Wildheit, die sich ihrer bemächtigt hatte, raubte auch ihm die Besinnung. Im gefälligen Taumel flogen sie dahin. Ihr Leib schmiegte sich an ihn, ihre Haare, die sich ansingen aus ihrem verschlungenen Knoten zu lösen, streiften seine Lippen.

Die Hände auf dem Rücken war Napoleon hinter den Säulen des Saales, um die Tanzenden nicht zu stören, bis zu der Stelle vorgeschritten, wo die Gallerie, das Verbindungsglied zwischen dem Hause und dem Festbau, in den Saal mündete. Mit Wenigen hatte er im Vorübergehen gesprochen, halbe, zerstreute Worte. Die Zeit, die er sich selbst zum entscheidenden Kampfe seines Lebens gesetzt, diese erzwungene Ruhe von zwei Jahren, fiel jetzt schon, wo sie kaum begonnen hatte,

seinem Geiste schwer. Er blieb eine Weile stehen und sah stumm dem Tanze zu.

Erkannte er in dem Reigen Antoinette an ihren flatternden blonden Locken?

„Marchese Zambelli“, sagte er in seinem kurzen harten Ton.

„Zu Befehl, Sire.“

„Keine Nachrichten aus Spanien, von Ihrem Freunde, dem Oberst Loyfel?“

„Eure Majestät sind irrthümlich berichtet, der Oberst Loyfel ist nicht mein Freund.“

„Sie werden morgen nach Madrid gehen, der Wind ist Ihnen hier in Paris nicht günstig.“

„Sire!“

„Oder noch lieber, nehmen Sie Ihren Abschied. Das deckt viel zu. Hielten Sie mich für blind, Herr? Ich liebe die Berwegenen, aber nicht die Dummköpfe, die sich überlisten lassen.“

„Sire!“

„Gehen Sie!“

Die ganze Unterredung hatte kaum eine Minute gedauert und war von Napoleon mit halber Stimme geführt worden, ohne daß er auch nur ein einziges Mal den Marchese angeschaut oder seine Mienen geändert.

Einen Augenblick schwankte Vittorio und fürchtete

niederzustürzen. Aber er hielt sich aufrecht, grüßte militärisch und trat zurück. War es der Drang des Herzens, war es der Zufall — unbewußt hatte sich seine Hand um den Griff seines Degens geklammert.

„Durchbohre ihn“, sprach etwas in ihm, „du befreist die Menschheit von ihrem schlimmsten Feinde und wirst unsterblich werden wie er!“

„Feuer!“ ward da in der Gallerie, unweit des Ortes, wo sie gestanden, gerufen.

Der Luftzug, der bei einer plötzlichen Oeffnung der Thüren ungestümer hereinwehte, hatte einen der Gazevorhänge zwischen den Säulen und der Gallerie gegen die Kerzen eines Wandleuchters getrieben. Im Nu flammte das leichte luftige Zeug. Napoleon schaute auf. Mit rascher Geistesgegenwart ergriff der Graf Bentheim den Vorhang, riß ihn herab und trat ihn auf dem Boden aus. Einer der Kammerherren des Kaisers, der Graf Dumanoir, war ebenfalls hinzugesprungen; mit den Füßen auf die lobende Gaze stam-pfend, mit den Händen, den Hüften darauf schlagend, schienen die beiden Herren das Feuer erstickt und die Gefahr beseitigt zu haben. Napoleon warf ihnen einen freundlichen Blick zu und suchte, mit der Hand winkend, seine Umgebung, die unruhig geworden war, in Ordnung zu halten. Während aber diejenigen, die über-

haupt von dem Vorfalle Kenntniß nahmen, mit dem herabgerissenen Vorhang beschäftigt waren, hatte sich oben in den Verhüllungen des Gebälks ein Feuerfunke festgesetzt. Wieder loderte über ihren Häuptern der leichte rosafarbene Flor.

„Brenne! Brenne!“ rief Vittorio aus der Verzweiflung seiner Seele heraus und schleuderte in einer dämonischen Umwandlung seinen Hut nach dem neuen Quell des Feuers. „Verschlinge uns alle!“

Hatte die Flamme nun schon zu mächtig um sich gefaßt, oder zertheilte der Wurf, statt das Feuer zu ersticken, nur die sprühenden Funken, als setzte sich auf einer mit Pulver bestreuten Spur mit der Schnelligkeit des Gedankens das entfesselte Element fort, so ging es rauschend, knisternd, zischend durch die Rosetten und Puffen von Gaze und Seide, fraß gierig an den im Wind sich schaukelnden Ketten von Blumen hinauf und hinunter, züngelte zur Decke empor, erst mit einer, dann mit zehn, mit hundert, mit tausend Zungen, ergriff die buntbemalten Tapeten — in weniger als zwei Minuten stand die Gallerie in Brand.

Dazwischen klangen noch die Instrumente, freudig, lockend, gefällig, wogte noch in der Mitte des Saales der anmuthige Tanz.

„Feuer! Feuer!“ gellte es durch den Festraum.

Sind es Menschenstimmen, sind es Dämonen, die so rufen? Wie verwandelt starren alle Gesichter; ein Entsetzen, ein Grauen.

„Feuer! Feuer!“

Hat wieder, wie bei Belsazar's Mahl, die Hand Gottes Buchstaben von Flammen an die Wand geschrieben?

An der Seite Napoleon's steht Graf Wolfsegg; beider Augen begegnen sich. Sucht der eine in den Zügen des andern die Furcht zu entdecken?

„In einer Festnacht stürzte Ilion“, sagte langsam der Graf.

„Aber nicht ich!“ entgegnete der Kaiser.

Unverwandt und unverändert schaute er eine Minute noch auf die Flammen, um sich zu überzeugen, daß jeder Versuch, des Feuers hier Herr zu werden, unmöglich sei. Sein Gesicht wurde noch gelblicher und regungsloser. Mit finster zusammengezogener Stirn blickte er sich nach seinen Begleitern um. Die Furchtsamsten hatten die Degen gezogen, in dem Wahn, ein Mordversuch gegen den Kaiser werde von den Deutschen oder von den Jakobinern beabsichtigt. Sein Blick genügte, ihre Waffen wieder in die Scheide zu bringen. Langsamer, als es nöthig war, gleichsam um dem Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Wolfsegg, die

neben ihm einerschritten, ein Zeichen seines Vertrauens und seiner Unererschrockenheit zu geben, ging er in den Saal, seiner Gemahlin entgegen, die bestürzt und zitternd von einigen ihrer Damen zu ihm geleitet ward. Als er ihre Hand ergriffen, sagte er laut und fest:

„Die Gefahr ist nicht so groß, behalten Sie nur die nöthige Ruhe. Der Ausgang ist noch frei.“

Der Fürst führte das kaiserliche Paar nach dem Hauptportal und hinaus in den Garten.

„Ich habe die Wagen Eurer Majestät nach der Gartenpforte fahren lassen“, bemerkte er.

„Warum?“ fuhr ihn der Kaiser an. „Weil dort die Straße stiller ist? Glauben Sie auch an Verschwörungen gegen mich, mein Fürst? Ammenmärchen! Ich fahre von der Stelle fort, wo ich erwartet werde, von meinen Unterthanen oder von meinen Mördern erwartet werde. Wer ist von der Polizei hier?“

Rauchgeschwärzt, mit verjengten Haaren stürzte Desronais herzu.

„Ich, Sire, Commissar Desronais.“

„Sie sind mir wohlbekannt und tummeln sich wacker. Ist der Saal zu retten?“

„Nein.“

„Und Sie fürchten —“

„Einige werden das Fest wohl bezahlen müssen. Ohne Zeche geht es nirgends ab.“

„Und draußen?“

„O, Sire, da die Pariser an dieser Feuersbrunst ein Schauspiel haben, würden sie selbst eine Höllmaschine im Stich lassen.“

Es wurde gemeldet, daß die Wagen in der Montblancstraße vor dem Palast ständen.

„Ich nehme noch keinen Abschied, mein Fürst“, sagte Napoleon, mit einer bezeichnenden Bewegung auf den flammenumzüngelten Saal deutend, „ich komme wieder. Muth, meine Herren! Die Hülfe kann nicht lange ausbleiben. Vorwärts, Desronais! So leicht wie jenes Holz verbrennt mein Glück nicht, Graf Wolfsegg.“

Mit dem Fortgang des Kaisers schwand der Rest von Ordnung und Ueberlegung, den seine Anwesenheit inmitten der erschreckten, furchtbar bedrohten Festgesellschaft noch erhalten hatte. Es war, als ob sein Antlitz die Flammen beherrscht hätte. Noch einmal so wild schienen sie jetzt aufzulodern, als wüßten sie, daß ihnen kein Widerstand mehr geleistet werden würde. So unerwartet war der Uebergang aus der Freude in das Entsetzen, aus dem Leben in die Vernichtung gewesen, daß eine Frist verlief, ehe allen ihre Hülflosigkeit, ihre gefährliche Lage zum vollen Bewußtsein kam.

Die Gallerie glich einem Feuermeer, seine röthlichen Wellen schlugen mit unheimlichem Gezisch in den Saal. Für die bedrängten Gäste gab es nur einen Weg der Flucht, durch das große Portal. An den Ausgang, der hinter den Sesseln des Kaisers und der Kaiserin in das Haus führte, dachten bei der Besinnungslosigkeit, der Aufregung, dem gräßlichen Geschrei der Menge die Wenigsten. Alles stürzte durcheinander, in dem einen blinden und unbarmherzigen Trieb der Selbsterhaltung dem Portale zu. Die leichten Gewänder der Frauen verdoppelten, verdreifachten bei den überall umherstiebenden Funken die Noth, ihre langen Schleppen waren der raschen Bewegung hinderlich. Schon waren einige im Gedränge kreischend, jammernd niedergesunken; andere warfen ihre Schärpen, ihre Shawls von sich und rissen die flatternden Spitzenbehänge ihrer Kleider von sich, um schneller zu entkommen. Werthlos waren Perlen und Edelsteine, der kostbarste Schmuck geworden, sie hemmten nur die Flucht. Jeder Unterschied des Ranges, der gerade in dieser Gesellschaft als unantastbar gewahrt wurde, hatte aufgehört; die Frauen hatten ihre Zurückhaltung, die Männer ihre Ritterlichkeit vergessen. Nur das nackte Leben zu retten, gleichviel um welchen Preis, war das Bestreben aller.

Mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte hatten Des

seine Sprizenleute und einige entichlossene Männer aus der Gesellschaft, die sich beim Ausbruch des Feuers im Garten befanden, das Mögliche gethan, dem Brande Einhalt zu thun. Aber es waren ihrer zu wenige, um wirksam Hülfe zu schaffen. Kaum hätte auch das Einreißen der Gallerie jetzt noch die Vernichtung des Saales gehindert. Die Säulen, welche seine Decke trugen, standen in Flammen. Schon mangelte es an Wasser, um auch nur die kleinen Sprizen, die man zur Hand hatte, zu füllen. Und noch immer kam kein Beistand von außen. Auf dem düstern Gewitterhimmel flammte der Widerschein des gewaltigen Feuers weithin. Der Sturm tobte und fachte den Brand wie mit einem höllischen Blasebalg an. Einen Sprühregen von Funken jagte er über den Garten und die Straße hin. Verwirrung, Verwüstung, Verzweiflung; in das Geheul des Windes, das Geprassel des Feuers in dem ausgetrockneten Holz scholl schauerlich das Wuthgeschrei, der Jammer der Menschen.

Eine halbe Stunde währte dies Schauspiel des Grauens und des Jammers.

Dhnmächtige, Verwundete, Sterbende wurden aus dem Saal in den Garten getragen. Ein ängstliches, schauriges Fragen begann. Wo ist meine Gattin? Wo ist mein Vater? Der rief ächzend, weinend nach seiner

Tochter, jener vermifste seine Braut, die still Geliebte — und vor ihnen ein ungeheurer Scheiterhaufen, ein flammendes Grab. Wer keinen Freund, wer kein theures Haupt in dieser Glut hatte, dem konnte wohl bei dem Anblick der schrecklichen Wirklichkeit jene alte Sage von dem König Sardanapal einfallen, der sich mit all seinen Weibern, Dienern und Schätzen verbrannt. Denn inmitten des Ringens zwischen dem Element und der Menschenkraft gab es Pausen, wo das Feuer stockte und jede Thätigkeit der draußen Stehenden und schon Geretteten ruhte.

Muthig war der Graf Wolfsegg bis zu den Stufen des Portals wieder vorgedrungen.

„Egbert! Egbert!“ rief er mit starker Stimme.

Eine unbeschreibliche Angst überfiel ihn.

Während des Festes hatte er den jungen Mann beinahe ganz aus den Augen verloren; nur zuletzt, als er bei dem Ausbruch des Feuers neben dem Kaiser gestanden, glaubte er ihn unter den Tanzenden zu erkennen.

„Egbert!“ erhob er noch einmal seinen Ruf.

Kein Laut antwortete ihm.

„Herr Egbert Heimwald“, sagte dann ein Mann an seiner Seite mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Schadenfreude und des Hasses, „ist noch im Saale.“

Er tanzte mit der Marquise von Gondreville die Scossaise.“

„Mit Antoinetten!“ schrie Wolfsegg auf.

Das Schicksal überwältigte den starken Mann. Zwei Wesen, die nach seiner Tochter ihm die geliebtesten auf Erden gewesen waren, in dieser Gefahr, in diesem Graus; er schlug die Hände über sein Gesicht.

„Wenn sie sterben, so sterben sie wenigstens zusammen“, meinte der Andere.

Wolfsegg hörte ihn nicht mehr.

„Egbert! Antoinette!“ rufend stürzte er sich durch die Pforte in den Saal.

Düster starrte ihm Vittorio nach.

Nicht die geringste Anstrengung hatte er bisher gemacht, die Bedrängten zu retten, den Hülfeleistenden beizuspringen. Er stand auf der Schwelle des Eingangs und schaute auf den wüsten, in einander verschlungenen Menschenknäuel, den die Flammen immer enger umzingelten. So oft man ihn auch mit und ohne Absicht von dieser Stelle, an der er nur die freie Bewegung hinderte, fortgestoßen hatte, hartnäckig kehrte er immer wieder dahin zurück, als besäße dies Schauspiel des Schreckens und des Todes einen unüberwindlichen Reiz für ihn.

Hatte er es selbst mit angefaßt, dies unermessliche

Feuer? Hatte nur ein unheimlicher Zufall den Wunsch seines Herzens, daß Alles untergehen und zusammenstürzen möchte, in dem Augenblick, wo er ihn dachte, erfüllt? Ja, Alles — seine Feinde; das Weib, das er liebte und haßte; jener Mann, dessen zauberischer Glanz ihn verblendet und zum zwiefachen Mörder gemacht und der ihn jetzt verächtlich von sich stieß. Zusehen wollte er dem ungeheuren Fall — und nachher? Er wußte es nicht; vielleicht war es das Beste, sich zuletzt in den verglimmenden Scheiterhaufen zu stürzen. Denn wozu leben, da sich alle Hoffnungen und Arbeiten, alle Mühen und alle Ehren als eitel und nichtig erwiesen hatten? Sollte er in die Verborgenheit fliehen, ein Verbannter, ein Geächteter? War er so sicher, daß der Ungnade des Kaisers nicht eine Anklage, eine Verurtheilung folgen würde? Schon nahmen seine Thaten, des trügerischen Schimmers entkleidet, den ihnen so lange der Erfolg, die Anerkennung der Welt und die Huld Napoleon's geliehen hatten, vor ihm selber andere Farbe und Gestalt an. Hohläugig, in nackter Blässe grinsten sie ihn an: Jean Bourdon, in seinem Blute auf der Haide liegend; die braune Christel, die auf dem Fenstergesims steht, die Arme nach ihm ausgebreitet. Sie will ihn an sich ziehen, mit sich hinabreißen — zischt, Flammen, lodert und ver-

zehrt! Könntet ihr doch Gedanken und Erinnerungen verzehren!

Da streift in dem allgemeinen Gedränge und Getöbe ein Etwas an ihm vorüber, so fremdartig, wunderbar — er fährt zurück.

Das braune Mädchen schleicht gespenstisch durch die Menge. Hat sie ihn an seinem Rock gezupft? Winkt sie ihm?

Er faßt sich an den schwindelnden Kopf.

Was ist ihm denn? Hat nicht vorher auf der Bühne eine braune Zigeunerin getanzt?

Es ist nichts, seine Feinde foppen ihn. Dennoch wagt er seine Blicke nicht nach dem Orte zu richten, wo das Mädchen steht — aus den Flammen vor ihm tönt es gellend, herzerreißend in sein Ohr.

„Antoinette! Antoinette!“

Er kann nicht rückwärts, nicht vorwärts — überall begegnet er Gespenstern.

Indessen hat sich Hof und Garten nicht nur mit den Gästen des Festes gefüllt. Es ist den Wachen und Dienern nicht möglich gewesen, die Volksmassen draußen zurückzuhalten. Diese sind durch das Thor gedrungen, Andere durch die Nebenhäuser gekommen, noch Bewegener haben die Gartenmauer erklettert. Während die Meisten nur ihre Neugierde befriedigen wollen,

denkt das Gesindel an einen kühnen Handstreich. Nicht umsonst hat man vor wenigen Stunden lüsterne Blicke eine Fülle unschätzbare Kostbarkeiten zur Schau gestellt. Unter dem Vorwand zu helfen arbeiten auch die Diebe in dem Chaos mit. Von der Gartenbühne her kommen die Tänzer und Tänzerinnen, viele noch in ihrem phantastischen Flitterstaat, unter der Schminke, die noch die Wangen bedeckt, wohnt das Entsetzen. Alles wirbelt, tobt, jammert, stöhnt, schreit durcheinander. Nach Egbert, nach Desronais sucht und ruft die braune Zephyrine. Die wachsende Glut, die umherfliegenden brennenden Scheite, Lappen, Feuerflocken bedrohen schon das Haus. Nun spannt sich jede Kraft auf das äußerste an; die Gewißheit, daß der Kaiser zurückkehren würde, wird zum Sporn für eine unausgesetzte Anstrengung. Man fürchtet das Strafgericht, das über die Lässigen ergehen wird. Allmählig treffen einige Spritzen ein. Arbeiter, Diener, vornehme Herren wetteifern miteinander. Wegen der Hitze und der Unbequemlichkeit haben sie ihre Staatskleider von sich geworfen, tragen in Hemdärmeln Wasser herbei oder suchen mit Beilen und Aexten durch Einschlagung der Umfassungswände dem Feuer Einhalt zu thun. Das Uebel ist nur, daß die Menge der Müßigen, der Hin- und Hereilenden den Geschäftigen nicht Platz machen

will. Von Fragenden und Klagenden ist Jeder, der sich aus dem Saal gerettet, umdrängt. Unter der Wucht der Hinüberstürzenden sind die Stufen, die von dem Portal in den Garten hinabführten, zusammengebrochen. Mühsam raffen sich die Gefallenen, gestoßen, zerschlagen, auf; eine Art Damm bildet sich vor dem brennenden Saale, der die Schwierigkeit der Flucht ebenso wie die wirksamere Hülfe verdoppelt. Vittorio hat sich aufgerichtet; er glaubt in dem Flammenwirrsal eine weibliche Gestalt zu erkennen, mit aufgelösten Haaren, im lodernden Kleide. Eine Rauchwolke entzieht sie seinen Blicken. Ist es Antoinette? Ist es ein Phantom, das seine Einbildung heraufbeschwört? Mit gewaltigem Gefrach stürzt der große Kronleuchter von der Decke herab, während die zierlichen Blumenketten, die ihn getragen, knisternd emporflammen. Ueber ihn erhebt sich eine dunkle, schwärzliche, von rothen Streifen durchzuckte Rauchsäule, wie aus der Esse einer Schmiede.

Mitten im Tanz hat der Schreckensruf: Feuer! das Ohr Egbert's und Antoinettens erreicht. Er will stehen bleiben, sie aus dem Gedränge geleiten.

„Es ist nichts, ein leerer Lärm“, sagt sie und sucht ihn noch einmal in den Reigen dahinzureißen.

Aber die Klänge verstummen, mitten im Accord brechen die Geigen ab, als wäre nicht mehr zu einem

einzigem Bogenstrich den Musikanten die Zeit gegeben.

Die Paare lösen sich; aus dem gefälligen Rhythmus des Tanzes fällt Alles in die wilde, zügellose Bewegung der Flucht. Mit den Gelegenheiten des Hauses bekannt, schlägt Egbert, Antoinettens Arm fest an sich pressend, den Weg zu den kaiserlichen Thronsesseln ein; einmal dort auf der Estrade, hofft er leicht die innern Gemächer zu gewinnen und die Theuere in Sicherheit zu bringen.

„Sie zittern, Egbert“, sagt sie plötzlich.

„Für Sie! Ihr Kleid schleppt nach; ziehen Sie es herauf. Wenn es ein Funke trifft!“

„Für mich! Guter Freund, könnten Sie in meiner Seele lesen!“

„Welcher Ausdruck! Was geht in Ihnen vor? Antoinette, kommen Sie!“

Und gewaltsam sie umschlingend, sucht er sie halb hinwegzuziehen, halb in seinen Armen fortzutragen.

Aber sie widersteht und das Gedränge gestattet ihm nicht, sich mit seiner süßen Last freie Bahn zu schaffen.

„Lassen Sie mich, Egbert! Ich war vordem schon dem Tode geweiht. Er sitzt mir im Herzen — Semele, die im Feuer des Olympiers verbrennt.“

Hat sie sich von ihm losgerissen, hat der Menschenstrom sie von ihm fortgedrängt? Dort, nur um eines Armes Länge ist sie von ihm entfernt. Ist sie rasend? Gerade auf die brennende Gallerie schreitet sie zu. Er ihr nach, Alles zurückstoßend, was ihm den Weg versperrt. Aber sie schreitet nicht mehr vor ihm her, selbst von Flammen umwogt, in Todesgefahr noch eine Göttin — sie ist ausgeglitten, sie schwankt, sie fällt. Im Gewühl ist sie verschwunden.

Indessen ist auf dem Hofe und in dem Garten, wo noch eben Lärm und Verwirrung getobt, eine plötzliche Stille eingetreten. Einer, der zu befehlen und dem Befehl Gehorsam zu verschaffen versteht, ist auf dem Schauplatz erschienen. In seinem grauen unscheinbaren Ueberrock steht der Kaiser da und gebietet. Nur bis in die Nähe der Tuilerien hat er seine Gemahlin begleitet, und während diese sogleich ihre Fahrt nach St.-Cloud fortgesetzt hat, ist er umgekehrt.

„Da bin ich, mein Fürst“, sagte er zu dem Botschafter, der schon einen fürchterlichen Verlust in ahnungsvoller Seele beklagt. Seine Schwägerin, Pauline Schwarzenberg, befindet sich noch im Saal. Mit Brandwunden bedeckt ist seine junge Nichte an ihm vorübergetragen worden. Nur als halbverkohlte Leiche soll er ihre Mutter wiedersehen.

Am Himmel dräuen die Wetterwolken dicht über dem Hause des Unheils. So droht es auch um den Kaiser. Ein Bataillon seiner Garden ist in den Hof gerückt und treibt alle Fremden, alle Müßiggänger, alle, die nicht bei den Spritzen und Löschanstalten mit Hand anlegen oder zum Hause gehören, hinaus. Alle Zugänge und Pforten, die Corridore werden von den Soldaten besetzt, eine lebendige, undurchdringliche Mauer umgibt den Raum. Pünktlich, ohne Widerrede wird jeder Befehl vollzogen. Napoleon redet nicht. Mit übereinander geschlagenen Armen steht er, hell und doch phantastisch von den Flammen beleuchtet, vor dem eingestürzten Portal. Weit von ihm sind alle in scheuer Ehrfurcht zurückgewichen. Jeder fürchtet sich, auch nur seinen Augen zu begegnen. Statt seiner lassen der Polizeiminister Savary, der Polizeipräsident von Paris, der Graf Dubois, die fühlen, daß sich morgen die Wetterwolke des kaiserlichen Zorns über sie entladen werde, im voraus ihren Grimm an den untergeordneten Beamten der Sicherheit und der Feuerwehr aus, in Worten, Schlägen, Fußtritten.

Schweigend, blickend steht Napoleon dabei, allein vor dem gewaltigen Brande. Auch diejenigen, die ihn nicht sehen, ahnen, empfinden seine Gegenwart.

Das Feuer ist im Niederbrennen; schon kracht oben

die Decke, unten der Fußboden des Saales, in wenigen Minuten wird dieser heitere Festbau in sich selbst zusammenstürzen und ein häßlicher verglimmender schwarzer Scheiterhaufen sein. Hier ist nichts mehr zu retten, alle Anstrengungen können sich nur darauf richten, die Ausbreitung des Feuers zu verhindern.

Wie unterwürfig und furchtsam sich auch die Umgebung Napoleon's verhält, ganz gebunden sind die Zungen doch nicht. Zu unerwartet und schrecklich ist der Umschlag des Geschickes geschehen, um nicht die Herzen, auch die stolzesten, zu zerknirschen, um nicht die vorurtheilslofesten Geister mit schwermüthigen Ahnungen zu erfüllen. In einem schaurigen Bilde prägt sich allen die Nichtigkeit und Eitelkeit des Irdischen ein.

Unter diesem Eindruck drängen sich düstere Gedanken in schnellem Flug, Gedanken, die, von dem Augenblicklichen abschweifend, in einer nicht fernen Zukunft einen andern, noch gewaltigern Zusammensturz eines künstlichen Baues besorgen. In den Rauchwolken, die zum Himmel aufdampfen, gewahrt die erregte Einbildungskraft seltsame Gestalten, gleichsam die Schatten eines nahenden Weltuntergangs. Flüsternd, mit den Zeichen der Bestürzung, erinnern die Abergläubischen einander an jene traurigen Vorfälle, welche am dreißigsten Mai

1770 auf dem Platz Ludwig's XV. bei einem Feuerwerke die Hochzeitsfeierlichkeiten Marie Antoinettens und Ludwig's XVI. so vorbedeutend tragisch beschlossen. Heute wie damals waren die Fackeln Hymen's in Blut und Feuer getaucht worden. Es war das alte Verhängniß einer österreichisch-französischen Heirath. Wieder hatte die Stimme des Volkes, die diese Verbindung verurtheilt, Recht behalten; dieser Brand, dies Verderben gab der Ehe Napoleon's und Marie Louisens eine düstere Färbung.

„Die Tragödien schlummern für uns in der Zukunft“, raunt einer dem andern zu.

„Sagen Sie lieber die Furien“, bemerkte der Angeredete. „Die Deutschen hat der Kaiser durch diese Verbindung nicht versöhnt, die Franzosen hat er sich dadurch entfremdet.“

Ein Dritter hat das Wort Wolfzegg's bei dem Ausbruch des Feuers von dem Fall Iliens aufgefangen.

„Ja“, sagt man, „nur wird mehr untergehen als Troja.“

Berdüstert eine ähnliche schmerzliche und ängstliche Stimmung die Seele und die Stirn Napoleon's?

Erregen auch zunächst nur die Folgerungen und Deutungen, die das geschäftige Gerücht aus diesem Er-

eigniß ziehen, die Vermuthungen, welche Verleumdung und Bosheit daran knüpfen wird, seinen Ingrimm — die Welt soll nicht glauben, daß ihm das Schicksal auch nur im Kleinsten ungetreu werden könnte — über den Augenblick hinaus reißt das Schauspiel seine Phantasie fort. War Aspern das erste, ist diese Zerstörung das zweite Zeichen, daß sich die Sonne seines Glückes zum Niedergange neigt? Und was kann der Abend Anderes für ihn sein als ein jäher Sturz in die Tiefe? Pakt den Uebermenschlichen das innerste Gefühl, das allem Irdischen innewohnt, die Vergänglichkeit? Schüttelt ihn der Schauer, der von der ewigen Nacht her uns anweht?

Gebietend streckt er den Arm nach den flammenden Trümmern des Saales aus. Feuerwehrleute, Arbeiter, Offiziere stürzen auf seinen Wink dorthin. Aus dem Rauch und Feuer arbeitet sich eine Gruppe über die Balken und Breter des eingestürzten Portals. Jetzt treten sie hervor mit zerrissenen geschwärzten Kleidern, mit entstellten Gesichtern, versengt, verbrannt an Haaren und Armen.

Drei Männer, die eine vierte Gestalt tragen. An dem weißen nachschleppenden Gewande mit den garstigen Brandflecken erkennen die Umstehenden mit Entsetzen, es ist ein Weib.

„Eine Bahre!“ ruft Napoleon. „Holt Aerzte herbei! Sie lebt noch!“

Er hat eine zuckende Bewegung ihrer Hand bemerkt.

„Es ist schon ein Arzt mit mehreren Gehülfen im Hause“, antwortet man ihm.

„Wer?“

„Der Oberarzt aus dem Hospital in der Rue Taranne, Benjamin Bourdon.“

„Bringt ihn her!“

Ueber die letzten Balken, die ihnen den Weg versperren, schreiten die drei, nun von Vielen schon unterstützt, mit ihrer theuren schrecklichen Last hinweg. Sie sind im Garten, sie halten an. Ein leiser und doch erschütternder Klage laut entringt sich der Brust der Unglücklichen.

Bei diesem Seufzer machen zwei Männer eine Bewegung nach der Gruppe hin: Napoleon und Vittorio.

Jede Rücksicht vergessend, nur seinem Schmerz gehorchend, eilt Vittorio mit wildem Schrei, mit drohend erhobenem Arm, als wollte er Jeden niederschlagen, der ihm zuvorzukommen suchen würde, an dem Kaiser vorüber zu der Halbverbrannten.

„Antoinette!“

Und wie vom Blitzstrahl getroffen sinkt er neben ihr nieder, mit dem Gesicht auf die Erde.

Einer von den drei Trägern, es ist Desronais, stößt ihn mit dem Fuße zurück.

„Lebt sie noch?“ fragt Napoleon, der inzwischen näher getreten, die beiden andern, Wolfzegg und Egbert.

„Um zu sterben“, antwortet Wolfzegg schneidend und trotzig, mit zusammengebissenen Zähnen.

Napoleon neigt sich ein wenig über die Unselige — ein entstelltes Schmerzensangesicht starrt ihm entgegen.

Noch einmal schlägt sie matt die Augenwimpern auf. Es ist, als ginge ein Hauch über ihre blassen Lippen, ein Hauch, der wie „Semele!“ klingt. Vielleicht ist auch das eine Täuschung.

Nun ist die Bahre, die Dienerschaft, ist der Arzt zur Stelle — zehnfach zu viel der Hülfe und der Sorge für eine, die scheiden muß.

„Bourdon“, sagt der Kaiser mit rauher, heiserer Stimme, „sie soll nicht sterben.“

Es ist etwas in ihm, das den Tod zum Gehorsam zwingen will.

„Bitten Sie lieber den Himmel, Sire“, entgegnet der Arzt, „daß sie in dieser Bewußtlosigkeit hin-

überschlummert. „Das Erwachen würde fürchterlich sein.“

Und während er mit der Sterbenden, die man weich auf die Bahre gebettet, dem Hause zugeht, tröstet er Egbert, der die Thränen nicht mehr zurückhalten kann:

„Muth, mein Freund! Gott ist barmherzig; in einer Stunde ist sie in seinem Schooße!“

Auge in Auge einander gegenüber sind Napoleon und Wolfsegg im Garten zurückgeblieben.

„Ein Pferd — ein Schlachtfeld“, murmelt Napoleon verloren vor sich hin.

Mit einer hastigen Wendung, die Linke in die Seite stemmend, wendet er sich dem Grafen zu:

„Nach Moskau! Die Deutschen werden mir folgen. Immer weiter, der Sonne entgegen. Zu Krieg und Sieg —“

„Und wenn Moskau verbrennt wie dieser Saal?“ erwidert Wolfsegg.

Mächtig rollt der erste Donner des Gewitters, das stundenlang am Himmel gestanden, über ihnen, ein Blitz zuckt aus den finstern Wolken. Hochauf athmet der Graf.

„So wird einst ein Blitz herniederfahren, der Lucifer erschlägt und die Welt befreit.“

Die Hände in den vordern Taschen seines grauen

Ueberrocks vergraben, verläßt der Kaiser den Garten, das Haus.

In Strömen stürzt der Regen nieder, den ungeheuren, noch lobenden und qualmenden Brand auslöschend.

„Hebt ihn auf“, ruft Desronais, auf den am Boden liegenden Vittorio zeigend, einem seiner Leute zu.

Der rüttelt und schüttelt ihn und kehrt ihn endlich um, als wäre es ein Betrunkener.

„'s lohnt nicht der Mühe“, sagt er gelassen, „der feine Herr ist todt.“

Mit milder Sonne, mit sanften Farben ist der Herbst gekommen. Seine schmerzlich süße, entsagende Stimmung hat er auch den Menschen mitgetheilt, die an diesem letzten Septembertage auf dem hochgelegenen Schloß zwischen dem Traun- und dem Attersee still ein fröhliches Fest begehen. Mit der schönen Magdalene, der Adoptivtochter des Grafen Wolfsegg, hält der blonde Egbert Hochzeit. Des trefflichen Jünglings, der jetzt mit der rühmlichen Narbe von Aspern auf der Stirn zum kräftigen ernsten Mann gereift ist, entsinnen sich noch die Diener, die Bauern und Jäger, die Bürgers-

Leute aus dem Städtchen Gmunden von jenen Octobertagen des Jahres 1808 her, als Jean Bourdon auf der Haide erschossen und auf dem Calvarienberg bestattet ward.

Die Jüngern haben ihn wenige Monate darauf in schmucker Uniform auf der Brücke zu Ebelsberg im Handgemenge mit den Franzosen gesehen. Lieb und werth ist er ihnen, wie einer, der längst zu ihnen gehört.

Ueber das junge Mädchen, das mit dem Grafen aus Paris gekommen, ist anfänglich viel des Geredes gewesen; alle haben die Köpfe zusammengesteckt und jeder hat eine andere Geschichte gewußt. Aber in kurzem hat Magdalenens liebeiches Wesen alle gewonnen; da ist nichts von vornehmerm Stolz und gnädiger Herablassung, wie sonst wohl die adeligen Damen den Armen und den Landleuten begegnen, und nichts von falscher Empfindsamkeit. Schnell und sicher zeigt sie, daß sie die Arbeit und die Herrschaft versteht. Ein strenger, verweisender Blick von ihr schüchtert mehr ein als das Drohwort der alten Marquise, die bitterböse und unzufrieden mit der ganzen Welt auf der Seeburg bis dahin geschaltet hat. Wie alle fürchten, das holde Mädchen zu betrüben, so freuen sie sich über ihr Lob und ihr Lächeln. Selbst den düstern Trübsinn des Grafen erheitert sie.

„Wäre das Fräulein nicht im Schlosse“, sagt der alte Hausverwalter zu dem rothbärtigen Pater Marcellus, „man hinge sich an seinem eigenen Grame auf.“

„Das wäre gottlos“, erwidert der Pater, der in diesen zwei Jahren einem Fuchse noch ähnlicher geworden, „solange Ihr noch von dem tiroler Rothen im Keller habt und die Hoffnung, im nächsten Jahre den fürchterlichen Kometen zu sehen.“

Ueber die Dinge, die der Kapuziner in dem großen Jahre getrieben, gibt es wunderliche Gerüchte. Manche trauen ihm zu, daß er einem Duzend schlafender Franzosen eigenhändig die Hälse abgeschnitten habe. Wenn ihm von diesen haarsträubenden Geschichten etwas zu Ohren kommt, schlägt er die Augen zum Himmel auf, als wollte er sagen: Des Gerechten Loos ist Verleumdung; oder er fährt wohl dem Schwäger mit einem: ob er dabei gewesen? ob er Gottes Schreibtafel führe? durch die Rede. Die Meisten bringt er damit aus der Fassung; die Klügsten aber sind der Ueberzeugung, daß nach wie vor dem Kriege der lange Pulverfaden, der von Wien bis in die tiroler Berge reicht, durch die Finger des rothen Paters läuft.

Im Schlosse ist er, bei den Dienern wie bei den Herrschaften, ein angesehenener und beliebter Gast, einer,

der einen Scherz erträgt und dafür selbst einmal über die Schnur haut. Am Tage nach seiner Ankunft aus Paris, im Ausgang des Julimonats, hat der Graf ihn aus seinem Kloster in Gmunden heraufbescheiden lassen und eine lange Unterredung mit ihm gehabt. Der unerschütterliche Glaube des Vaters, daß trotz alledem die Stunde der Befreiung von dem Eisenjoch Napoleon's heraufdämmere, hat allmählig im Verein mit Magdalens zartem Trost, mit dem Ausblick auf das Glück des theuren Kindes die dumpfe Schwermuth Wolfsegg's gemildert. Nicht allein der Schmerz über den Tod Antoinettens hat ihn gequält, an seiner Seele nagt der Jammer über die Schmach des Vaterlandes, der ohnmächtige Zorn gegen das Glück und den Genius des Kaisers.

Er hat aus Paris nicht wie Andere die Hoffnung eines dauernden Friedens mitgebracht. Auf jenem Feste hat sich ihm Napoleon's geheimster Gedanke ver-rathen: nicht den Frieden, einen ungeheuren Krieg bereitet er vor. Seine scheinbare Unthätigkeit, die Triumphreisen, die er mit seiner jungen Gemahlin unternimmt, die gewaltigen Bauten, von denen seine Zeitungen ruhmredig sprechen, verhüllen nur seine Rüstungen; und wiederum entnimmt Wolfsegg aus den Briefen der Deutschen in Petersburg, daß auch dort der Czar Alexander unablässig sein Heer und seine

Vertheidigungsmittel verstärke. Im Geiste sieht er ungezählte Massen zu Fuß, zu Pferde auf Rußland sich stürzen, ganz Europa widerhallend von dem Lärm der Waffen, den ganzen Himmel wie getaucht in Blut und Feuer. Werden sie aus jenen nordischen Steppen heimkehren oder darin verschwinden und im Schneesturm spurlos verwehen?

Heute aber siegt die Freude des Vaters über den Schmerz und die Sorge des Patrioten. Glücklich am Arm Egbert's steht Magdalene, mit holdem Erröthen die Wünsche und Verheißungen der Gäste empfangend. Egbert ist es, als schwebte in diesem Saale segnend ein seliger Schatten um ihn, um die Geliebte. Nicht unwerth ist er ihrer, männlichen Sinnes hat er sie errungen. Aus der engen Beschränktheit eines Lebens, das sich feindselig gegen das Allgemeine abschließen wollte und in schöngeistiger Selbstbeschaulichkeit den einzigen Zweck des Daseins fand, hat er sich emporgearbeitet, kämpfend hat er dem Vaterland seine Schuld bezahlt. Junig und unlöslich ist das Geschick des Einzelnen mit dem des Staates und der großen Gemeinschaft verknüpft, in die ihn Geburt und Sprache, Erziehung und Gewöhnung gestellt. Nicht ungestraft entzieht er sich diesem Dienste. Gerade in der Stunde der Noth und Gefahr hat Egbert es empfunden, wie tief alle seine

Fibern mit dem Boden der Heimat verwachsen sind, wie mächtig der Odem des Vaterlandes auch ihn bescelet. Noch ist die Zeit der Prüfungen, die Oesterreich und Deutschland bechieden sind, nicht vorüber, aber an Magdalenens Seite wird er sie rühmlich bestehen helfen. Schöne, herrliche Tage, voll eines zauberischen, unfaßbaren Glücks, sind für ihn unwiderbringlich dahin. Aber wer ginge durch das Leben ohne Verlust und ohne Verwundung! Die Betrachtung des eigenen wie des fremden Daseins, die stille Beobachtung der Natur, beide lehren dasselbe: Entsjagung. Mitten im reichsten Segen, wo die Früchte von den Bäumen gesammelt, die Trauben von den Weinstöcken gebrochen werden, weht von dem Himmel, athmet aus der Erde das Herbstgefühl uns an. Je tiefer du es im eigenen Herzen empfindest, desto sicherer bist du deines wahren Glückes, desto gestählter für alle Aufgaben in der Arbeit des Lebens.

„Großes und Schweres“, sagt der Graf, sein Glas erhebend, „haben wir durchgemacht, das Größte und Schwerste steht uns noch bevor. Durch viel Leid sind wir geschritten, aber jedes hat unsere Kraft gestärkt. Als wir ganz niedergeworfen schienen, haben wir den herrlichen Sieg bei Aspern gewonnen. So laßt uns nicht verzweifeln, uns nicht träger Genußsucht und

schöner Selbstsucht hingeben, haltet fest am Vaterlande, treu wie bisher. Dem einigen, dem unzertrennlichen, dem freien deutschen Volke galt unser Streben, ihm soll es gelten, bis die Hoffnung Erfüllung geworden. Und sehen wir Alten nicht mehr das neue Reich, Ihr, meine Kinder, werdet es sehen, mit Lust und Stolz es sehen, denn Ihr habt es erkämpfen helfen. Der Gewaltige, der uns zerschmettert, hat wider seinen Willen uns zum Bewußtsein unseres Werthes aufgeschreckt. In der Nacht hat uns der Hölle Fürst überfallen, aber er hat vergessen, daß seine Fackel nicht nur ihm zum Siege, sondern uns auch zur Erkenntniß leuchten mußte. In unsern Niederlagen haben wir uns als ein Volk erkennen lernen; Preußens und Oesterreichs Trennung und Eifersucht waren die Sprossen der Leiter, auf der er zu Ruhm und Gewalt emporklimm. Jetzt hat Lucifer seine Aufgabe erfüllt; ein ewiges Licht hat er den Deutschen angezündet, welches Loos ihrer von Frankreich wartet, welche Strafe ihrer Zwietracht folgt. Sein Blick hat Dich, mein Sohn, hat uns alle wie der Blick der Schicksalsmacht getroffen; ihn anschauend sind wir aus Träumern und Müßiggängern zu Männern geworden, welche fort und fort der Stachel treiben wird, bis wir eines großen Staates freie Bürger geworden sind. So,

nach gethaner Pflicht, im Dienst der Gottheit, deren Willen er unbewußt vollstreckt, mag und wird er entschwinden — ich weiß nicht, ob ein Heros oder ein Dämon für die Nachkommen. Füllt die Gläser: Auf den Sturz Lucifer's!

Ende.

Neue Romane

aus dem Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Pariser Todtentanz.

Roman in 2 Abtheilungen

von

Max von Schlägel.

1. Abth.: Nach uns die Sündflut! 2. Abth.: Der rothe Fasching.
6 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Lebensretter.

Humoristischer Roman

von

Ulrich Daudissin.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Frauenherzen.

Zwei Novellen

von

Louise Mühlbach.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Neue Romane

aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Fall von Konstanz.

Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

F. C. Schubert.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Türken in München.

Roman

von

German Schmid.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Neue Romane

aus dem Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Die Chefabrikanten.

Romisch-socialer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Modelle.

Humoristischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Elefant.

Romischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

americana:

II - 139.

